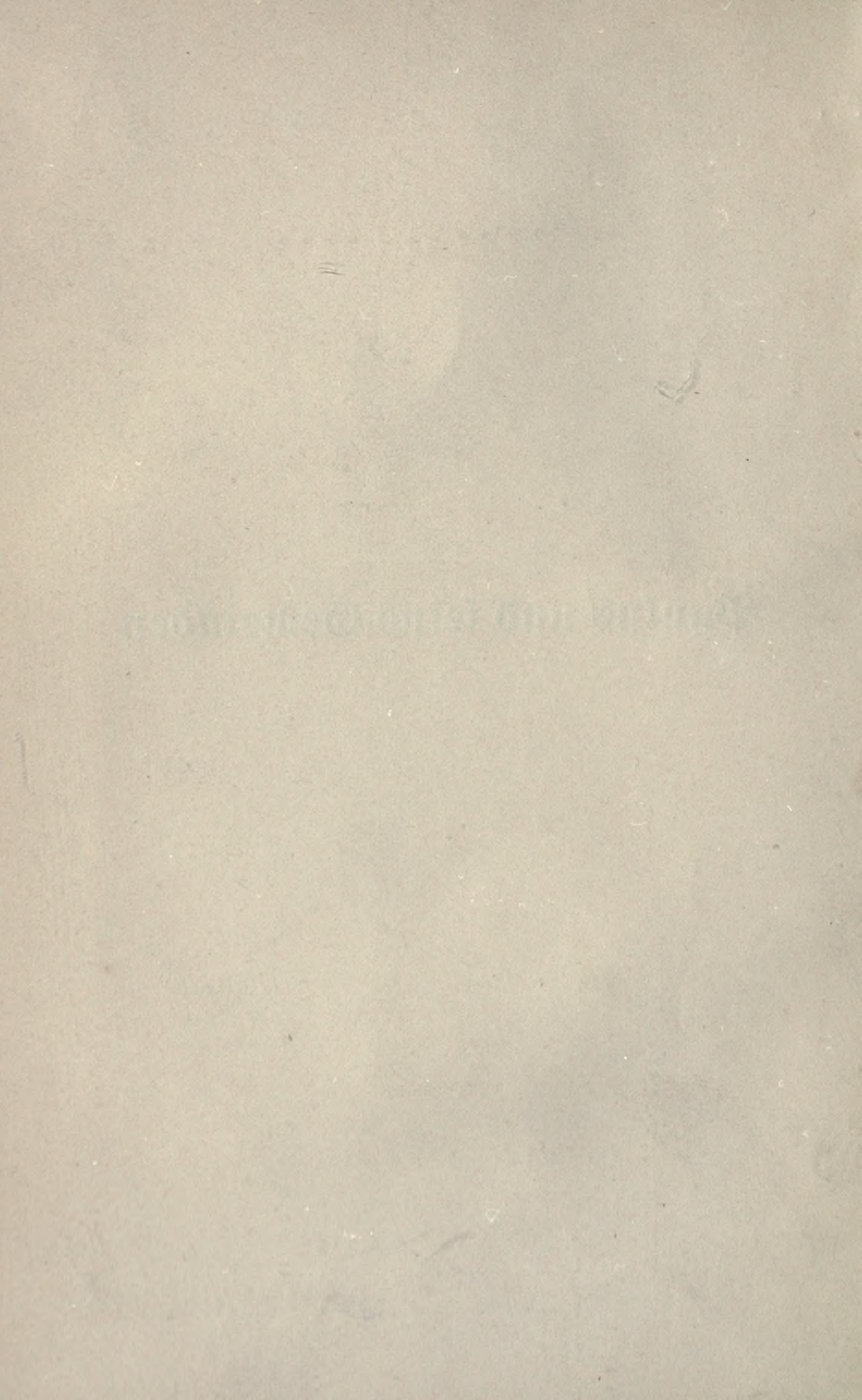

UNIVERSITY OF ST. MICHAEL'S COLLEGE
3 1761 04341 1446


UNIVERSITY OF ST. MICHAEL'S COLLEGE TORONTO
LIBRARY



Paulus und seine Gemeinden



Paulus
und seine Gemeinden

Ein Bild von der Entwicklung des Urchristentums

gezeichnet von

D. Bernhard Weiß







Verlag von Karl Curtius in Berlin
1914

Inhaltsverzeichnis.

Vorwort.

Es ist mein Wunsch, dem Lebensbilde Christi (Jesus von Nazareth, Ein Lebensbild, Berlin 1913) ein Lebensbild des Urchristentums in allgemein faßlicher Darstellung anzureihen. Ich darf das tun, da ich die wissenschaftliche Begründung und die Auseinandersetzung meiner Anschauungen mit abweichenden, abgesehen von einzelnen Punkten, in denen ich meine Ansicht fortgebildet oder verbessert habe, eingehend in meiner Einleitung in das Neue Testament (3. Aufl., Berlin 1897) und in den Einleitungen meiner in der Meyerschen Sammlung erschienenen Kommentare gegeben habe. Meine von der herkömmlichen stark abweichende Beurteilung dreier Briefe, die für meine Anschauung von der Entwicklung des Urchristentums grundlegend ist, habe ich noch in Einzelschriften über den Jakobusbrief (Leipzig 1904), den ersten Petrusbrief (Berlin 1906) und den Hebräerbrief (Berlin 1910) besonders ausführlich begründet, auf deren Nachprüfung ich bis heute leider vergeblich warte. Meine Darstellung beruht natürlich im einzelnen auf der Apostelgeschichte und den paulinischen Briefen. Meine exegetische Auffassung dieser neutestamentlichen Schrif-

ten habe ich in den Anmerkungen zu meiner Textausgabe des Neuen Testaments (Leipzig 1894, 1896, 1900) und in dem „Neuen Testament mit fortlaufender Erläuterung“ (2. Auflage, Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandl. 1907) in allgemein faßlicher Form zusammenhängend dargelegt. Es war mir von besonderem Wert, meine Darstellung der Gemeindezustände lebensvoll geben zu können, ohne überall im einzelnen mich auf die betreffenden Stellen in den Briefen berufen zu brauchen. Jeder, dem es darum zu tun ist, meine Darstellung nachzuprüfen, braucht nur das letztere Werk zur Hand zu nehmen, wo in unmittelbarer Anlehnung an den so weit wie möglich festgehaltenen Luthertext meine Auffassung ausführlich entwickelt ist. Es ist diese Darstellung sogar eine wünschenswerte Ergänzung jener Erklärung, weil bei der engen Verflechtung des über die Gemeindeverhältnisse Gesagten mit den dogmatischen und paränetischen Ausführungen das Bild dieser Verhältnisse oft nicht recht deutlich hervortritt und umgekehrt der für alle Zeit bleibende Wert der lehrhaften und ermahnenden Partieen erst wieder durch das Gesamtbild der Verhältnisse, auf die sie sich beziehen, lebendig wird. Ich hoffe, daß im Zusammenhang mit der geschichtlichen Entwicklung des Urchristentums auch meine Auffassung der erwähnten drei Briefe neue Freunde finden wird. Aber der Zweck meines Buches ist zunächst kein wissenschaftlicher. Es soll dazu dienen, der Gemeinde das Neue Testament wieder vertrauter und lieber zu machen.

D. Bernhard Weiß.



1. Kapitel.

Der Tag von Damaskus.

Auf der Straße von Jerusalem nach Damaskus wandert ein jüdischer Mann mit seinen Gefährten. Er ist kein Palästinenser; sein Geburtsort war die Stadt Tarsus in Kilikien, eine volksreiche Stadt an den Ausgängen des Tauruspasses gelegen, der aus dem Innern Kleinasiens zum Mittelmeer herabführt. Die Stadt, deren Gründung die Überlieferung auf das siebente Jahrhundert vor Christo zurückführt, hatte durch Kaiser Augustus den Ehrennamen einer Metropole Kilikiens und mancherlei Privilegien erhalten. Die vorwiegend hellenische Bürgerschaft trieb einen schwunghaften Handel, hatte aber auch Interesse für geistige Bestrebungen. Aus ihren Bildungsstätten, die mit Athen und Alexandrien wetteiferten, waren namhafte Philosophen, Ärzte und Dichter hervorgegangen.

Zu der jüdischen Kolonie daselbst gehörte ein echt hebräisches Haus, das seinen unbefleckten Stammbaum bis auf den Stamm Benjamin zurückführte, der einst, mit dem Stamme Juda vereinigt, das Königreich Juda gebildet

hatte. Der Hausherr hatte einst das römische Bürgerrecht erworben; aber die Beziehungen, in welche er dadurch zu der heidnischen Bevölkerung trat, hatten nicht vermocht, den streng religiösen Charakter des Hauses zu beeinflussen. Die Familie gehörte von Alters her zu der pharisäischen Partei, die durch ihren vorbildlichen Gesetzeseifer ihr ganzes Volk zu gleichem Eifer zu erziehen und dadurch der verheißenen Heilsvollendung würdig zu machen strebte.

Das Haus entbehrte immer noch eines Sohnes und Stammhalters. Wir wissen nur von einer Tochter, die später in Jerusalem verheiratet war. Da wurde den Eltern endlich ein Sohn geschenkt, den sie darum bei seiner gesetzmäßigen Beschneidung am achten Tage Scha—ul, das heißt den Erbetenen, nannten, ein Name, der uns nur in der gräzisierten Form Saulus geläufig ist. Der fromme Glauben der Juden, wonach ein lang erflehter Kindersegen, wenn er sich endlich einstellt, auf eine besondere göttliche Bestimmung des neugeborenen Kindes deutet, hatte seine Erziehung geleitet. Von jeder Berührung mit der hellenischen Bevölkerung und ihren Bildungsstätten war er aufs sorgsamste ferngehalten; er war sogar seiner Muttersprache treu geblieben, die er geläufig sprach, und hatte, als die Erziehung des frommen Elternhauses nicht mehr ausreichte, nur pharisäische Schriftgelehrte als Lehrer gehabt, die ihn von früh an in die strengste Befolgung des Gesetzes einführten. Es gab aber für den israelitischen Knaben, der eine Bedeutung für sein Volk zu erhalten bestimmt war, kein höheres Ziel als das eines Schriftgelehrten. Der Stand eines solchen war freilich keiner, auf dem man seine wirtschaftliche Zukunft aufbauen konnte, da es für die Tätigkeit eines Schriftgelehrten keine Bezahlung gab. Daher

pflegten die, welche sich ihr widmeten, ein Gewerbe zu erlernen. Vielleicht war es das Vaterhaus, das seinen Handel mit dem überall geschätzten kilikischen Ziegenhaartuch trieb, was den jungen Saul bewog, das Gewerbe eines Verfertigers von Zeltdecken aus diesem Tuch zu ergreifen. So wurde er ein Teppichweber.

Als er aber in die Jahre kam, in denen er das eigentliche Schriftstudium beginnen mußte, ging er nach Jerusalem, wo er wohl im Hause seiner Schwester wohnte. Er hatte sich den gefeiertsten der damaligen großen Rabbinen, einen Enkel Hillels, zum Lehrer erkoren und saß zu den Füßen Gamaliels. Bald hatte er seine Studiengenossen an Tiefe seiner Schriftauslegung, an Schärfe seiner Dialektik und vor allem an eifriger Befolgung des Gesetzes übertroffen. Er konnte sich rühmen, nach pharisäischem Maßstab tadellos in demselben gewesen zu sein, und im Eifer für das Gesetz all seine Altersgenossen übertroffen zu haben. Aber eben weil er es ernst mit demselben meinte, fand er die erhoffte volle Befriedigung nicht. Er hat es später in einem seiner Selbstbekenntnisse (vgl. Röm. 7) geschildert, wie, je tiefer er in die Erkenntnis des Gesetzes eindrang, es ihm nur um so klarer wurde, daß er dasselbe nicht zu erfüllen vermöge. Da stand es immer wieder, wie mit feurigen Buchstaben geschrieben, vor ihm: Laß dich nicht gelüsten! War wirklich kein Begehren in seiner Seele, das von diesem Wort getroffen wurde? Es war nicht der Reiz des Weibes, der ihn lockte; er war und blieb unverheiratet, er hielt die Überwindung des sinnlichen Triebes für eines der wirksamsten Mittel zur Charakterbildung. Es war auch nicht Silber und Gold, was er begehrte, sonst hätte er nicht den Beruf eines Schriftgelehrten erwählt. Er hatte es getan, weil die Eltern ihn

von Geburt an zu etwas Höherem bestimmt glaubten, als Geld zu verdienen. Nun freilich hatte er selbst solche höheren Ziele kennen gelernt. Ihn umschmeichelte der Gedanke, ein großer Rabbi zu werden wie sein gefeierter Meister Gamaliel, oder ein Missionar wie die Schriftgelehrten, die in die Heidenwelt hinauszogen, um Proselyten zu machen und die Ehre ihres Volkes zu mehren. Aber was war das? Das war doch das Gelüste nach Ehre vor den Menschen, und das erste Gebot im Gesetze befahl, Gott zu lieben von ganzem Herzen und ihm allein zu dienen. Auf einmal stand sein ganzes bisheriges Trachten als Sünde vor ihm. Sollte er alle seine früheren Ideale aufgeben und sein Leben am Webstuhl zubringen, weil das Gesetz verlangte: Laß dich nicht gelüsten? Aber je mehr er damit rang, auch dieses höchste Opfer zu bringen um der Treue willen gegen das Gesetz Gottes, umso höher stieg ihm der Wert der Güter, die er aufgeben sollte. Es war eine in ihm vorhandene fremde Macht, die ihm den Glanz seiner bisherigen Ideale vorspiegelte, um ihn durch diese Täuschung zur Übertretung des ersten Gottesgebotes zu verleiten, es war die Macht der Sünde. Täglich versuchte er, dieselbe niederzukämpfen, und täglich erfuhr er aufs neue seine Ohnmacht ihr gegenüber. Das Leben hatte er gehofft durch seine Gesetzestreue zu erwerben, und jetzt schuf ihm dasselbe den unlösbaren inneren Zwiespalt, in dem alles Lebensglück und alle Lebensfreude zugrunde ging, den geistlichen Tod, der zur völligen Verzweiflung an dem eigenen Heil führte.

Da schien dem jungen Saul plötzlich eine Lösung seines inneren Zwiespalts zu kommen. Schon als er nach Jerusalem kam, hatte er von den seltsamen Ereignissen gehört, die sich dort in den letzten Jahren abgespielt. Ein gewisser

Jesus von Nazareth war als Prophet aufgetreten und hatte sogar den Anspruch erhoben, einst der Messias seines Volkes zu werden. Die Parteigenossen Sauls, die Pharisäer, hatten ihn von früh an grimmig gehaßt, weil sie ihm seinen Einfluß auf das Volk beneideten, und weil er die Art ihrer Frömmigkeitsübung scharf kritisierte. Ebenso ihre Schriftgelehrten, weil er sie mit stets bereitem, schlagendem Wort mundtot machte. Zuletzt hatte seine freiere Auffassung des Sabbatgesetzes sie veranlaßt, ihn beim Hohenrat als Gesetzesfrevler zu denunzieren. Aber auch die Begeisterung des Volkes für ihn hatte nur so lange gedauert, als sie hofften, in ihm den kommenden Führer der politischen Revolution zu sehen. Als die Hierarchen, denen er gewagt hatte, die Wahrheit zu sagen, ihm wegen Gotteslästerung den Prozeß machten, hatte die Volksmenge, in ihren Hoffnungen bitter enttäuscht, mit eingestimmt in die Forderung an den Statthalter, Jesum zu kreuzigen. Damit schien die Sache erledigt, aber sie war es nicht. Am dritten Tage nach seinem Begräbnis traten seine vertrauten Jünger auf mit der Behauptung, das Grab sei leer gefunden, und er sei ihnen leibhaftig erschienen. Vergeblich sprengte man das Gerücht aus, die Jünger hätten den Leichnam gestohlen, um sagen zu können, er sei auferstanden. Die angeblichen Erscheinungen mehrten sich, und am Pfingstfest trat Petrus, der Führer des Jüngerkreises, vor einer nach Tausenden zählenden Volksmenge einheimischer und auswärtiger Juden auf, proklamierte den gekreuzigten und auferstandenen Jesus als ihren Messias und hieß all seine Gläubigen auf seinen Namen taufen.

Bald wuchs die Zahl der Getauften auf Tausende an. Aber es waren fromme, gesetzestreue Männer und Weiber, die sich um den seltsamen Aberglauben an den zur Rechten

Gottes thronenden Jesus von Nazareth sammelten, sodaß die Bewegung völlig ungefährlich schien. Die Gemeinde wuchs, als die Führer derselben, die sich Apostel nannten, durch wunderbare Heilungen, wie sie von Jesus erzählt wurden, in den Ruf von Gottesgesandten kamen, und als die Gemeinde durch eine in ihr förmlich organisierte Armenpflege stetig an Volksbeliebtheit gewann. Wohl hatte es die Hierarchen empört, als Petrus in einer Volksrede sie offen eines Justizmordes beschuldigte, aber da er zugleich das ganze Volk anklagte, durch die Art, wie sie vor Pilatus ihren gefeierten Propheten verleugnet hätten, die Ermordung des Nazareners verschuldet zu haben, begnügte man sich damit, die Predigt von der Messianität Jesu zu verbieten, um neuen Unruhen im Volke vorzubeugen. Zwar verweigerten die Apostel offen den Gehorsam, indem sie erklärten, Gott selbst habe sie zu Zeugen seines Sohnes berufen, und sie müßten ihm mehr gehorchen als den Menschen. Aber der von Saul so hochverehrte Rabbi Gamaliel hatte selbst dringend von Gewaltmaßregeln abgemahnt und geraten, das Gottesurteil des Erfolgs abzuwarten, das bald genug gegen diese törichte Bewegung, wie gegen ähnliche frühere, entscheiden werde. Daher ließ man an den Aposteln die Synagogenstrafe der Geißelung für ihren Ungehorsam vollstrecken und wartete ruhig die weitere Entwicklung der Dinge ab.

So hatte man den Ursprung der Nazarenersekte und ihre bisherige Entwicklung dem jungen Saul erzählt, als er nach Jerusalem kam. Seine Parteigenossen hatten keinerlei Anlaß, die gesetzestreuen Glieder der Gemeinde als ihre Feinde zu betrachten, weil sie die Heilszukunft, die jeder fromme Pharisäer mit gleicher Sehnsucht erwartete, von ihrem wiederkehrenden Jesus erhoffte. Aber während der Zeit seines

Studiums nahm die Sache plötzlich eine ganz unerwartete Wendung. Einer der Armenpfleger in der Gemeinde, Stephanus, war ein Mann voll Geist und Feuer, dem es nicht genügte, für die äußere Wohlfahrt derselben zu sorgen, der auch ihre Ausbreitung fördern wollte. Er ging in die Synagogen der auswärtigen Juden, denen er wohl selbst angehörte, um aus der Schrift die Messianität Jesu nachzuweisen und mit denen, die ihm sofort entgegentraten, zu disputieren. Es zeigte sich aber bald, daß er seinen Gegnern weit überlegen war, und man mußte suchen, den unbequemen Ketzer auf andere Weise loszuwerden. Nun hatte man ja seinem Jesus schon bei Lebzeiten vorgeworfen, er habe sich vermessen, den Tempel zerstören zu wollen. Wenn wir auch das Wort noch genau kennen, das man dahin verdreht hatte, so hatte derselbe doch tatsächlich, als es klar geworden war, daß das Volk den ihm gesandten Messias nicht annahm, die Zerstörung des Tempels verkündigt als die Folge der pseudomessianischen Bewegung, in der das Volk die Erfüllung seiner Hoffnungen, die Jesus enttäuscht hatte, selbst werde erzwingen wollen. Ebenso hatte Jesus für diesen Fall geweissagt, daß Gott, wenn sein Volk sich ihm versage, das Heil, das er demselben zugedacht, anderen Völkern zuwenden werde, die dann natürlich in anderen nationalen und kultischen Formen ihm dienen und seinen Willen erfüllen würden. Als nun selbst der Heilsbotschaft von der Auferstehung des Gekreuzigten gegenüber sich das Volk im großen und ganzen, wie seine Obrigkeit, unempfänglich erwiesen hatte, und nun Stephanus auf diese Drohweissagungen Jesu verwies, war es ein Leichtes, ihn zu verdächtigen, er habe sich lästerlicher Reden gegen das Gesetz und den Tempel schuldig gemacht. Man erregte einen Volksauflauf gegen ihn, und obwohl ihm

die Volkshäupter so viel Ruhe verschafften, daß er in einer glänzenden Rede den Ungrund jener Beschuldigungen nachweisen und ihnen den Vorwurf des Ungehorsams gegen das Gesetz und die Propheten, in denen der Geist Gottes zu ihnen geredet habe, zurückgeben konnte, entfachte die Rede die Wut des fanatisierten Pöbels nur aufs neue. Und als Stephanus, der seinen Tod vor Augen sah, vollends in der Verzückung ausrief, er sehe bereits den zur Rechten Gottes sitzenden Jesus aufgestanden, um seinen treuen Zeugen zu empfangen, da steinigte man den Gotteslästerer, der es gewagt hatte, einen Menschen als zu göttlicher Ehre und Herrlichkeit erhoben zu erklären.

Damit war es klar geworden, daß die Nazarenersekte, gegen deren Gesetzestreue man bisher nichts einzuwenden gehabt hatte, doch in ihren letzten Konsequenzen das Gesetz und die Heiligtümer Israels bedrohe. Fortan fühlte sich die Pharisäerpartei, die einst Jesum mit tötlichem Hasse verfolgt hatte, zu gleichem Haß gegen seine Anhänger entflammt. Viele aus ihr hatten bei der Steinigung des Stephanus tätlich mitgeholfen, und der junge Saul, der mit Wohlgefallen der gerechten Strafe für den Gotteslästerer zusah, ließ dieselben ihre Oberkleider, die sie ablegten, um sich dabei zu beteiligen, zu seinen Füßen niederlegen. Die Partei wußte es im Hohenrat durchzusetzen, daß man endlich mit dem Verbot, die Messianität Jesu zu verkündigen, Ernst machte. Da aber alle Glieder der Gemeinde, von demselben Geist wie die Apostel erfüllt, für ihren Messias eintraten, beschloß man, dieselben zur Strafe zu ziehen, sie zu verhaften und ihnen ordnungsmäßig den Prozeß zu machen. Saul beteiligte sich eifrig bei dieser Verfolgung und ging hin und her in die Häuser, um Anhänger Jesu aufzuspüren und dem Gericht zu über-

liefern. Die Gemeinde wich dem Sturm und zerstreute sich in Palästina und in die umliegenden Länder, wo man ungestört seines Glaubens leben und fern von den Augen des Hohenrats die Freudenbotschaft von dem Messias Jesus und von seinem Reich verkündigen konnte. Nur die Apostel hielten stand, sie enthielten sich aber einstweilen des öffentlichen Auftretens und warteten ihre Zeit ab.

Das erhöhte nur den Eifer der Verfolger. Man spürte eifrig nach, wohin die Zerstreuten geflohen waren, und wo das in der Metropole ausgetretene Feuer wieder aufflammen werde. Das war es auch, was unserm Saul endlich über seine religiösen Skrupel hinüberhalf. Mochte sich seine Zukunft gestalten, wie sie wollte, in der Verfolgung der Christengemeinde hatte er ein zweifellos gottwohlgefälliges Werk gefunden, durch das er seine Gesetzestreue bewähren und den Frieden mit Gott wiedergewinnen konnte. Schon war man unter den Volkshäuptern auf den jungen Eiferer aufmerksam geworden, und in ihrem Dienst konnte er erlangen, was seine glühende Seele erstrebte, eine Wirksamkeit, die ihn vor aller Augen als den Vorkämpfer für die Heiligtümer seines Volkes erscheinen ließ. Er hatte diese Ehre nicht gesucht, sie fiel ihm von selbst zu im Dienste Gottes. Er stellte sich den Volkshäuptern zur Verfügung; und da man gehört hatte, daß nach Damaskus viel Christgläubige geflohen waren und dort ihr Werk der Lüge und Gottfeindschaft von neuem begannen, so erbat er sich Vollmachtsbriefe an die dortige Synagoge, um mit ihrer Hilfe die Ketzer aufzuspüren und sie gefesselt nach Jerusalem zu bringen.

Das war es, was Saul auf den Weg nach Damaskus brachte, wo wir ihn am Eingang unserer Erzählung finden. Schon war er seinem Ziele ganz nahe. Die Sonne des

Orients brannte in Mittagsglut auf seinen Scheitel. Durch seine Gedanken wirbelte das Bild der frevelhaften Gotteslästerer, die er aufspüren und ihrer wohlverdienten Strafe überantworten wollte; das Bild der Gunstbezeugungen, mit welchen der Hohepriester seinen erfolgreichen Eifer im Dienst der guten Sache lohnen werde. Aber was war das? Plötzlich umstrahlt ihn ein Glanz, der allen Glanz der Mittagssonne verdunkelt, ein Glanz, wie man ihn sich dachte, wenn Gott den Erzvätern oder den Propheten erschien. Aber aus ihm schreitet ihm eine Menschengestalt leibhaftig entgegen, freilich nicht von irdischer Art, sondern in einem Verklärungsglanz, wie ihn nur himmlische Wesen zeigen können, und eine Stimme spricht: „Saul, Saul, was verfolgst du mich?“ „Herr wer bist du?“ „Ich bin Jesus, den du verfolgst.“ Da bricht Saul zusammen. Also doch? Jesus war doch, wie seine Jünger behaupteten, durch die Auferstehung zu Gott erhöht. Er kam, wie sie es oft verkündigt, zum Gericht über seine Feinde wieder, und der erste, den er zu Boden schmetterte, war er, der durch seinen Verfolgungseifer das Wohlgefallen Gottes zu erringen gehofft hatte. Aber kein Wort der Anklage, kein Strafurteil kommt aus dem Munde der himmlischen Erscheinung: „Geh hin nach Damaskus, da wird man dir sagen, was du tun sollst.“ Gehorsam verlangt der Redende, nichts anderes, aber er ist auch gewiß, daß ihm dieser nicht versagt werden kann. Es war, wie Paulus es später selbst geschildert, als sagte die Stimme: Es wird dir schwer werden, wider den Stachel zu löcken, d. h. meinen Befehlen nicht zu folgen. Und er weigerte sich nicht. Als seine Reisegefährten, die wohl den Glanz gesehen, aber nicht, wer in ihm erschienen, wohl eine Stimme gehört, aber nicht, was sie sagte, hinzueilten, um dem zu Boden Gestürzten aufzuhelfen,

griff er nach ihren Händen, denn tiefe Finsternis umgab ihn. Er war blind geworden und befahl, ihn nach Damaskus zu führen.

Tag und Nacht lag Saul auf seinen Knien, im Gebete ringend, daß seine Missetat ihm vergeben werde, der den Heiligen Gottes verfolgt habe; daß ihm gezeigt werde, was er tun solle. In strengstem Fasten verzehrte sich die Kraft des hilflos dasitzenden Blinden. Da tritt ein Mann zu ihm ein. Es ist einer von denen, die Saul einst aufzuspüren nach Damaskus gekommen war. Der erhöhte Herr ist ihm erschienen, sagt er, und hat ihm befohlen, einen gewissen Saul von Tarsus aufzusuchen, damit er demselben unter Gebet die Hände auflege und er wieder sehend werde. Es war ein frommer, gesetzestreuer Jude, mit Namen Ananias, den Gott sich erkoren hatte, ihn auf seinen Wunderwegen dem Manne zuzuführen, von dessen fanatischem Verfolgungseifer er gehört hatte, und der nun gebrochen, Hilfe und Rat suchend, vor ihm stand. Ananias tat wie ihm befohlen, und der Blinde ward wieder sehend. Nun wußte Saul, daß er den Gottesboten vor sich hatte, der ihm verheißen war, der ihm sagen sollte, was er zu tun habe. Der aber verlangte nichts, als daß er im Glauben an den Messias sich taufen lasse und ein Mitglied der Gemeinde werde, die er bisher verfolgt habe. Dann werde der Geist, der allen Gläubigen in der Taufe verliehen werde, ihn ausrüsten zu dem ihm speziell befohlenen Dienste des Herrn, in dem er mehr werde zu leiden haben, als er den Christgläubigen bisher Leides angetan. Im Gehorsam gegen diese göttliche Weisung ist der ehemalige Christenverfolger ein Christ geworden. Paulus hat es später stets so betrachtet, als sei er durch seine gottgewirkte Bekehrung zugleich zum Heidenapostel berufen; und

sicher war das, wie uns die Geschichte zeigt, der göttliche Ratschluß, als er sich diesen Mann erwählte, ihn durch die Erscheinung seines Sohnes zu bekehren. Aber damit ist nicht gesagt, daß dem Neubekehrten das sofort klar geworden sei. Paulus selbst hat die ersten Ahnungen dieses Berufs bald auf den ihm erschienen Christus, bald auf Ananias, bald auf ein ihm in Jerusalem gewordenes Gesicht zurückgeführt, von dem wir hören werden. Wir werden sehen, wie weite Wege noch notwendig waren, bis er tatsächlich in diesen Beruf eintrat und durch Gott selbst zum vollen Bewußtsein desselben gelangte.

Für jetzt wußte er nur eins. Er mußte sich selber klar werden über das, was mit ihm geschehen war. Durch eine Tat Gottes, die in sein Leben eingriff, war es geschehen; von Gott allein konnte ihm Klarheit darüber kommen, was er mit ihm vorhabe. Man hat sich oft bemüht, die psychologischen Wege zu enträtseln, auf denen allmählich in Saul der Widerstand gegen die Christengemeinde überwunden und der Umschwung in ihm vorbereitet war, der in dem Gesicht vor den Toren von Damaskus nur zu seiner Vollendung kam. Paulus selbst hat seine Bekehrung nie so betrachtet. Er hat mit dem schärfsten Nachdruck betont, wie es mitten in seinem Verfolgungseifer war, wo es Gott gefiel, ihm seinen Sohn zu offenbaren, wie er damals von Christo selbst ergriffen wurde, der seinen Lebensweg mit einem Male umkehrte. Er hat mit tiefem Schmerz bis an sein Lebensende sich der schwersten Sünde angeklagt, daß er die Gemeinde Gottes verfolgt habe. Aber nie hat er davon geredet, daß er sich lange gegen eine in ihm aufkommende bessere Überzeugung gesträubt, bis er endlich durch dieselbe überwunden wurde; 1. Thim. 1, 13 sagt er sogar das Gegenteil. Er hat auch später nie gesucht, durch

theoretische Überzeugungsgründe andere zum Glauben zu bekehren; er hat den Tatsachen, die seine Heilsbotschaft verkündigte, die Gottesmacht zugetraut, in allen, die Gott sich erwählt und durch seine vorlaufende Gnade bereitet habe, den Glauben zu wirken. Hätte das, was er von den Messiasgläubigen gehört und gesehen hatte, bewirkt, daß endlich eine bessere Überzeugung bei ihm zum Durchbruch kam, so wäre es doch das einzig natürliche gewesen, dieselbe dadurch zu stärken, daß er sofort zu den Jüngern Jesu ging, um von ihnen zu hören, worauf sie von Anfang an ihre Überzeugung gegründet hätten, daß Jesus der Messias sei, der nun durch Tod und Auferstehung zum Himmel erhöht worden. Mit dem größten Nachdruck erklärt er, daß er nie auch nur einen Augenblick daran gedacht, daß er sofort nach seiner Bekehrung sich in das nahe Arabien zurückgezogen habe, wo er keinerlei persönliche Beziehungen hatte, und daselbst fast drei Jahre lang geblieben sei. Offenbar wollte er dort in Betrachtung und Gebet die Erleuchtung suchen, die er begehrte. Wie einst Jesus selbst nach seiner Taufe vom Geist in die Wüste getrieben ward, so hieß ihn der Geist, den er in der Taufe empfangen hatte, zuerst die arabische Wüste aufsuchen.

Was war denn mit ihm geschehen? Hatte er seine religiösen Überzeugungen gewechselt? Aber der Gott seiner Väter, der sich das Volk Israel erkoren, um in ihm und durch dasselbe sein Reich auf Erden aufzurichten, der sich im Gesetz und in den Propheten offenbart, der seinen Messias verheißen hatte, um durch ihn dem Volk alle verheißenen Segnungen zu bringen, war und blieb doch sein Gott. Man sagt wohl, er habe sich ihn fortan anders vorgestellt, nicht als den zürnenden Gott, der vom Sinai allen den Tod drohte, die seinem Gesetz nicht gehorchten, sondern als den

liebenden Vater. Aber die Propheten und Psalmisten, in denen Saul lebte, hatten doch die Gnade und Barmherzigkeit Gottes so tief ergreifend gepriesen, daß wir noch heut in unseren Gottesdiensten keinen erbaulicheren Ausdruck dafür finden können. Freilich hatte Saul mit dem ganzen Alten Testament vorausgesetzt, daß Gott dieselbe zunächst dem Volk Israel, das er sich zum Gegenstand seiner väterlichen Liebe erwählt, zugewandt, und daß er sie an die Erfüllung seines Willens als Bedingung geknüpft habe. Daher hatte noch der letzte der Propheten, Johannes der Täufer, verkündigt, daß der Messias komme, um das große Gottesgericht zu halten, das alle Gottlosen mit dem Feuer seines Zornes verzehren werde, um mit den Gottesfürchtigen allein das Reich aufzurichten. Nun aber lag die schier unbegreifliche Tatsache vor Augen, die Saul immer wieder zu verstehen rang, daß der Messias ihm erschienen war nicht als der Richter, sondern als der Erretter, der dem größten unter den Sündern nicht nur alle seine Sünde vergeben, sondern ihn auch ganz in seinen Dienst nehmen wollte. Unmöglich konnte das ihm, dem Unwürdigen allein widerfahren sein. Es gab für das Rätsel dieser seiner Erfahrungstatsache nur *eine* Lösung. Die Zeit des Heils, die alle Propheten verheißen hatten, die mit dem Messias angebrochen, war die Zeit der Gnade, die sich zu allen verlorenen Sündern herabneigte, um sie auf den Weg der Errettung zu führen, auf den Gott ihn selbst geführt hatte. An keinerlei Bedingung war diese Gnade geknüpft, als an den Glauben, d. h. an das feste Vertrauen, daß Gott den Menschen diese Gnade durch den gekreuzigten und auferstandenen Christus zuteil werden lasse.

Aber wie konnte denn Gott darauf verzichten, daß sein heiliger Wille geschehe, wenn er umsonst den Sündern seine

Gnade anbot, die ihnen die Aussicht auf alles verheißene Heil öffnete? Er verzichtete garnicht darauf; es war nur ein neuer Weg, den er beschritt, um die Erfüllung seines Willens sicherzustellen. In wem nur noch ein Funke glimmte von dem Verlangen nach Gott und seinem Heil, in dem mußte die Tatsache, daß Gott seinen Sohn dahingegeben habe, um die Sünderwelt zu erretten, eine Dankbarkeit entzünden, die ihn trieb, Gott fortan sein ganzes Leben zu weihen. Wer da glaubte, daß Jesus in freiem Gehorsam diesen Ratschluß des Vaters erfüllt und sich aus Liebe zur Sünderwelt für sie geopfert habe, der konnte fortan nur diesem seinem Heiland angehören und dienen mit allen Kräften Leibes und der Seele. Aber Jesus verlangte auch nach allem, was er von ihm gehört hatte, garnichts besonderes, sondern daß jeder seine natürlichen Pflichten erfülle um Gottes willen und seinen Nächsten liebe wie sich selbst nach Gottes Gebot. Wenn Christus ihn aber in seinen speziellen Dienst genommen, so konnte das nur geschehen, damit er die Gnade Gottes, die ihm selber widerfahren war, verkündige und durch diese Heilsbotschaft Gottes Reich auf Erden aufrichte, wie es zur Heilszeit verheißen war. Dafür zu arbeiten und, wenn es sein mußte, zu leiden, das war fortan nicht nur seine Pflicht, es war fürwahr ein Ziel, welches des höchsten Strebens wert. Wie verblaßte dagegen der Glanz all der Ideale, nach denen Saul in seiner Jugend getrachtet! Einst hatte er durch die Verwirklichung derselben das Wohlgefallen Gottes und damit sein ewiges Heil verdienen wollen. Aber die Erreichung seines jetzigen Zieles war ja gar kein Menschenwerk. Aus freier Gnade hatte Gott ihn in seine Arbeit berufen, in der Taufe hatte er ihm den Geist geschenkt, der ihn zum Dienst seines erhöhten Herrn ausrüstete. Christus selbst war

es also allein, der durch seinen Dienst sein Werk auf Erden ausrichtete. Wie konnte da noch von irgend einem Erwerben oder Verdienen die Rede sein? Einst hatte er gegrübelt, wie das Trachten nach Zielen, die uns Ehre vor den Menschen einbringen, mit der Liebe zu Gott vereinbar sei. Jetzt hatte er ein Ziel gefunden, das nicht nur allen Selbstruhm für ihn ausschloß, sondern das alle, die er durch die Verkündigung des Evangeliums gewann, antrieb, fortan nur noch Gottes sich zu rühmen, der sich ihrer in Christo erbarmt hatte.

Das war das Resultat des Einsiedlerlebens, das Saul in der arabischen Wüste führte, wie er es selbst einmal aussprach: „Durch Gottes Gnade bin ich, was ich bin.“ Und diese Gnade sollte fortan nicht vergeblich an ihm sein, sondern der Grundtrieb seiner ganzen Lebensarbeit werden.

---

2. Kapitel.

Die Wartezeit.

Saul war nach Damaskus zurückgekehrt. Er mußte den Mann noch einmal sehen, der ihm wie ein Gottesbote erschienen war; denn auf dem Wege, den jener ihn gewiesen, hatte er den Frieden mit Gott und neue Lebensfreudigkeit gefunden. Aber es trieb ihn unwiderstehlich, den neuen Glauben, der ihn beseligte, auch seinen Volksgenossen in der Synagoge zu verkündigen. Natürlich erregte es das höchste Erstaunen, als der Mann, von dem man wußte, daß er einst vom Hohenrat entsandt war, die Christgläubigen aufzuspüren, nun auf einmal als Verkündiger des Evangeliums auftrat, das er verfolgt hatte. Aber es bedurfte nur weniger Tage, um den fanatischen Haß der Juden gegen diesen Renegaten zu erregen. Man wußte den Präfekten des Araberkönigs Aretas, der in der Stadt befehligte, für sich zu gewinnen, indem man Saul als Unruhestifter und Religionsfeind denunzierte, der den Tod verdient habe. Damit er nicht entrinne, ließ der Präfekt die Tore bewachen, und schon hoffte man der Ausführung seiner Pläne ganz sicher zu

sein, als die Glaubensgenossen Sauls ihn bei Nacht aus einem Fenster, das durch die Stadtmauer ins Freie führte, in einem Korbe herabließen und ihm zur Flucht verhalfen.

Das war der Ausgang seines ersten Versuchs dem Herrn zu dienen, dem fortan sein ganzes Leben geweiht sein sollte. Gewiß, das konnte der Wille des Herrn nicht sein, daß er dies Leben zwecklos dem Fanatismus seiner Landsleute opfere. Aber es war doch ein tief beschämender Anfang, daß er hier an der Stätte, wo ihm ein Gnadenwunder ohne gleichen widerfahren war, in feiger Flucht jenes klägliche Rettungsmittel ergreifen mußte, statt heldenhaft der Gefahr entgegenzugehen, die sein erstes Wirken im Dienste des Herrn heraufbeschwor. So hat er selbst es (2. Kor. 11, 32 f.) dargestellt als ein Zeichen der seelischen Schwäche, die ihm seinen Missionsberuf so erschwerte. Wir stellen uns gern den Mann, der zwei Weltteile dem Christentum erobert hat, als eine Heldennatur vor. Das war nun dieser Saul durchaus nicht. Gerade wo er dieses Erlebnisses gedenkt, ruft er den Herzenskündiger zum Zeugen dafür an, wie seine damalige Flucht nur das erste Zeichen der seelischen Schwachheiten gewesen sei, die ihn die unzähligen Mühsale und Entbehrungen, die Gefahren und Leiden seines Berufslebens, welche er dort in langer Reihe aufzählt, so unsäglich schwer ertragen ließen. Es lag denselben wohl körperliche Gebrechlichkeit und Anfälligkeit zugrunde, in der er freilich später nur die göttliche Absicht sah, allen Selbstruhm auszuschließen und alle seine Erfolge nur auf die in ihm wohnende Kraft Gottes zurückzuführen. Durch das Erlebnis bei Damaskus war das stolze Gefühl seiner Jugendkraft, die sich noch das Höchste zutraute, ein für allemal gebrochen. Er hatte in seinem Auftreten etwas Schüchternes, das ihm von

seinen Gegnern später als Schwächlichkeit ausgelegt wurde. Es fehlte ihm an jedem Selbstvertrauen auf seine Gaben oder Vorzüge. Er sagt ausdrücklich, daß, wenn er sich eines Vorzugs vor andern rühmen soll, er sich nur dieser Schwachheit rühmen will, weil dieselbe ihm dazu verhilft, die Gnade seines Herrn immer kräftiger zu erfahren. In der Tat, menschlich angesehen ist es unbegreiflich, wie eine solche Natur die Anstrengungen seiner Reisen und die Drangsale seiner Verfolgungen ertragen konnte, ohne ihnen frühzeitig zu erliegen. Kein Wunder, daß er sich schon früh als einen alten Mann fühlte (vgl. Philemon 9).

Als ein anderer kehrte Saul nach Jerusalem zurück; aber auch dort war es in den drei Jahren anders geworden. Die mit der Steinigung des Stephanus beginnende Verfolgung hatte sich bald erschöpft, die dem ersten Sturm gewichenen Gläubigen kehrten bald zurück. Was konnte denn zuletzt der Hoherat gegen diese frommen, gesetzestreuen Männer unternehmen, denen nichts vorzuwerfen war, als daß sie an dem törichten Wahn festhielten, der gekreuzigte Jesus von Nazareth werde glorreich als der Messias in den Himmelswolken wiederkehren, zumal da der Messiasglaube nun schon in ganz Palästina und den umliegenden Ländern sich verbreitet hatte. Immerhin galt es für die Gläubigen, Konflikte mit der Hierarchie und den Altgläubigen zu vermeiden. Als daher jener Saul erschien, den man nur als einen Vertrauensmann des Hohenrats und Anstifter der Verfolgung kennen gelernt hatte, der sich jetzt aber für einen Glaubensgenossen ausgab, begegnete man ihm mit einiger Zurückhaltung. Da traf er einen auswärtigen Juden, der schnell ein Herz zu ihm faßte. Es war ein Levit aus Cypern mit Namen Joseph, dem man aber in der Gemeinde den Namen

Barnabas gegeben hatte, weil er sich wie einer der alten Propheten durch die Gabe packender Ermahnungsrede auszeichnete. Er hatte sich in der Gemeinde einen Namen damit gemacht, daß er ein Grundstück, welches er in Jerusalem besaß, verkaufte und den ganzen Erlös den Aposteln für den Zweck der Armenpflege zur Verfügung stellte. Dieser führte Saul bei der Urgemeinde ein, in der allerdings von den Aposteln nur Petrus daheim war, da die anderen auf Missionsreisen inner- und außerhalb Palästinas abwesend waren. Es war aber auch besonders Sauls Wunsch, den Mann kennen zu lernen, der als das Oberhaupt der Gemeinde galt. Auch jetzt freilich nicht, um eine Bestätigung seines Glaubens zu erhalten, der ihm durch die Erfahrung bei Damaskus zur unerschütterlichen Gewißheit geworden war. Nicht einmal um zu hören, wie Jesus sich den Jüngern einst durch Wort und Werk als der Messias erwiesen hatte. So wenig es fehlen konnte, daß bei ihrer Unterredung der Mund des Petrus überfloß von den seligen Erinnerungen jener Tage; der Mann, dem sich der Herr selbst durch seine Erscheinung offenbart, bedurfte dessen so wenig, wie einer näheren Erläuterung des Heils, das Jesus habe bringen wollen, da er dasselbe am eigensten Herzen und Leben erfahren hatte.

Ganz andere Dinge waren es, die unsern Saul beschäftigten, vor allem die Frage nach dem Beruf, in dem er fortan seinem Herrn dienen sollte. Daß Gott etwas besonderes mit ihm vorhabe, war ihm nach seinem Erlebnis bei Damaskus gewiß und war ja nur die Bestätigung dessen, was seine Eltern einst von ihm erhofft und was all seine Jugendträume erfüllt hatte. Er hat es oft erzählt, wie er bei diesem seinem Aufenthalt in Jerusalem, einst im Tempel auf seinen Knieen lag und Christum um Erleuchtung darüber anflehte. Ihm lag

der Gedanke nahe, vor seine ehemaligen Gönner im Hohenrat hinzutreten und ihnen wie der ganzen Bevölkerung Jerusalems zu bezeugen, durch welche Wunder der Gnade er aus einem Verfolger der Gemeinde ein Verkündiger des Evangeliums geworden sei. Aber würden sie ihm glauben? Die Erfahrungen, die er soeben noch in Damaskus gemacht hatte, gaben wenig Hoffnung. Auf einmal war ihm, als stünde der Herr selber vor ihm und spräche: Eile und mache dich schleunig hinaus von Jerusalem; denn sie werden dein Zeugnis nicht annehmen, ich will dich zu den Heiden senden. Welch ein Gedanke für einen gesetzesstrengen Juden, dem die Heiden für unrein galten, dem auch nur ein heidnisches Haus zu betreten als verunreinigend erschien und jeder Verkehr mit solchen, vor allem die Tischgemeinschaft mit ihnen, ohne die man ihnen doch nicht näher treten konnte, wenn es galt, sie zu bekehren, als schlechthin verboten!

Es konnte nicht fehlen, daß, als er einst diese Dinge eingehend mit Petrus besprach, dieser ihm von einem Erlebnis erzählte, das die Apostelgeschichte, welche ihre Erzählungen nach ihrem leitenden Gesichtspunkt rein sachlich zusammenreiht, zwar erst Kap. 10 nach dem gegenwärtigen Aufenthalt Sauls in Jerusalem berichtet, das aber nach der eigenen Aussage des Petrus (vgl. Apostelgesch. 15, 7) sicher schon weit zurücklag. Einst, als er bei einem Besuch der Gläubigen an der Meeresküste in Joppe sich befand, hatte er ein Gesicht gehabt, in dem Gott ihn unverkennbar anwies, nicht für unrein zu erachten, was Gott für rein erkläre. Als er aber noch nachdachte, was das für ihn zu bedeuten habe, waren Boten gekommen aus dem Hause eines Hauptmanns Kornelius in Cäsarea, der zwar durch Gebet und Almosen dem Gott Israels zu dienen trachtete, aber als Unbeschnit-

tener dem Volk noch völlig fremd geblieben war. Der wollte durch ein Gesicht die Weisung empfangen haben, den Petrus holen zu lassen, um durch ihn zu hören, was er zu seinem Heil zu tun habe. Sofort entschloß dieser sich, dem Ruf zu folgen, und betrat das heidnische Haus, das Gott doch für rein erachtet hatte, wenn er ihn dahin rufen ließ. Als er aber dem Hauptmann und dem Kreise, den dieser um sich versammelt hatte, das Evangelium verkündigte, da ergriff der Geist die Heiden, und sie begannen in Zungen zu reden und zu weissagen. Er aber hatte darin ein Zeichen gesehen, daß Gott sie für rein erachtet habe, wie die, auf welche der Geist am Pfingstfest gekommen war, und sie durch die Taufe in die Gemeinde aufgenommen. Das hatte man auch in Jerusalem, als er davon erzählte, als durchaus berechtigt anerkannt, nur daß er in das heidnische Haus gegangen war und dort Tischgemeinschaft gepflogen hatte, wollte man zuerst nicht recht verstehen. Als er aber das Gesicht näher schilderte, durch das Gott ihm unverkennbar die Weisung dazu erteilt, da konnte man nichts dawider einwenden.

Bei dieser Gelegenheit hatte Petrus wohl als den, welchem diese Sache am längsten bedenklich erschien, keinen Apostel, sondern einen Gläubigen genannt, der in der Gemeinde eine hervorragende Rolle spielte, weil er der älteste der nachgeborenen Söhne der Maria und des Joseph war und daher der Bruder des Herrn genannt wurde. Dieser hatte, wie seine Brüder, gehört, welche Weissagungen einst die Geburt Jesu begrüßt hatten. Aber zu glauben, daß derselbe der von Gott zum Messias Erwählte sei, konnten doch sie, die ihn völlig gleichartig mit sich aufwachsen gesehen, sich erst entschließen, wenn er die Wege einschlug, die nach der volkstümlichen Form der Messiaserwartung ihm den Weg zum

Königsthron öffneten. Die Evangelien haben noch eine Erzählung erhalten, aus der deutlich hervorgeht, daß die Brüder und selbst die Mutter sich von dem eigentlichen Kreise der Anhänger Jesu fernhielten. Sie gehörten einem Hause von altisraelitischer Frömmigkeit und strengster Gesetzestreue an und bedurften der Ermahnungsreden nicht, durch welche ihr großer Sohn und Bruder die Volksmassen auf das kommende Reich vorzubereiten suchte. Als nun keine ihrer Erwartungen sich erfüllte, als der Lebensweg Jesu im schmachvollen Kreuzestod endete, da konnten die Brüder nur noch mit Bitterkeit der Hoffnungen gedenken, die sie einst auf ihn gesetzt hatten; und Jesus konnte vom Kreuz herab seine weinende Mutter nur noch dem Lieblingsjünger anvertrauen, da seine Brüder keinen Trost für sie hatten. Erst die Erscheinung des Auferstandenen vor Jakobus, von der der Korintherbrief berichtet, hat offenbar die Bekehrung der Brüder herbeigeführt. Sie wurden Mitglieder der Gemeinde, und Jakobus stand nicht nur in ihr, sondern wegen seiner streng gesetzlichen Frömmigkeit auch bei seinen ungläubigen Volksgenossen in hohem Ansehen.

So hat ihn Saul selbst bei seinem Aufenthalt in Jerusalem kennen gelernt. Er hat wohl schon damals erfahren können, wie fern ihm und der Mehrzahl seiner neuen Glaubensgenossen daselbst der Gedanke an eine Heidenmission lag, während er bei Petrus Verständnis dafür fand. Es gab freilich auch andere, die demselben zugänglicher waren. So hatte der Armenpfleger Philippus keinen Anstand genommen, den für halb heidnisch geltenden Samaritern das Evangelium zu verkündigen. Als man in Jerusalem von seinen Erfolgen in der Hauptstadt Samarias hörte, hatte man Petrus und Johannes hingesandt, die sich nicht nur von dem echten

Glauben der Neubekehrten überzeugten, sondern dem Philippus halfen, das Evangelium in der Landschaft weiter zu verbreiten. Philippus hatte sogar, als er einst auf der Straße nach Gaza einen heidnischen Kämmerer aus dem Mohrenlande traf und auf seine Bitte ihm die Jesaiaweissagung von den Leiden des Messias erklärte, keinen Anstand genommen, den dadurch zum Glauben Erweckten zu taufen. Aber man erzählte das als einen Ausnahmefall, der nur durch besondere göttliche Fügungen veranlaßt war.

Nur vierzehn Tage blieb Saul in Jerusalem. So lange er bei den Messiasgläubigen, die ihn jetzt bereits ganz zu ihrer Brudergemeinschaft zählten, ein- und ausging, wurde er von niemand angefochten. Als er aber begann, in den Synagogen der auswärtigen Juden den Beweis für die Messianität Jesu zu führen, stieß er auf denselben Fanatismus wie einst Stephanus. Nun verstand er, was ihm das Gesicht im Tempel offenbart hatte, daß hier die Stätte seines Wirkens so wenig sei wie in Damaskus. Er kehrte deshalb durch Syrien in seine Heimat zurück. Den Gemeinden Palästinas und den dort etwa wirkenden Aposteln blieb er von Person völlig unbekannt. Man hörte nur erzählen, daß der einstige Verfolger des Evangeliums jetzt ein Verkündiger desselben geworden sei und pries Gott dafür.

Saul war also nach Tarsus und zu seinem Gewerbe zurückgekehrt. Er hatte es in Damaskus wie in Jerusalem erfahren, wie es mißlungen war, als er eigene Wege für seine Wirksamkeit suchte. Nun mußte er warten, bis der Herr ihm dieselben zeigte, wie er verheißen hatte. Gewiß ist ihm diese Wartezeit nicht leicht geworden, so wenig wie einst Jesu, als er sich von seinem ersten Versuch in Jerusalem auf die Taufwirksamkeit in Judäa zurückziehen mußte. Selbst-

verständlich kann er nicht geschwiegen haben von dem, was er erlebt hatte und was sein ganzes Herz erfüllte. Es ist merkwürdig, daß, wenn der Apostel später von den Leiden redet, auf die der Christ gefaßt sein müsse, er nie von dem Widerspruch und der Feindschaft redet, die er in seiner Familie finden werde, wie doch Jesus immer zuerst tat. Es scheint daher wirklich, als ob er in dem frommen Elternhause Verständnis für seine Erlebnisse fand; und gewiß gab ihm der Verkehr in demselben Gelegenheit, auch zu andern von ihnen zu reden. Nur in der Synagoge von Tarsus trat er nicht auf, seine öffentliche Wirksamkeit gehörte dem Herrn, dessen Ruf er abwarten mußte. Das schloß nicht aus, daß der Kreis der Christgläubigen, welcher sich um ihn und sein Vaterhaus sammelte, sich rasch vergrößerte. Aber da man auf eine öffentliche Propaganda verzichtete, hören wir nicht von irgendwelchen Konflikten zwischen ihm und seinen ungläubig gebliebenen Volksgenossen.

Wir wissen nicht, wie lange diese Wartezeit dauerte; aber jedenfalls waren Jahre vergangen, ehe der so heiß ersehnte Ruf seines Herrn kam. Ganz unerwartet erschien Barnabas in Tarsus, mit dem Saul in Jerusalem befreundet geworden war. Derselbe erzählte, wie schon Gemeindeglieder, die durch die Verfolgung nach dem Tode des Stephanus bis Syrien versprengt waren, unter der jüdischen Kolonie von Antiochien das Evangelium verkündigt hätten. Es seien aber auch einige auswärtige Juden, die aus Cypern und der Cyrenaika gebürtig waren und dort in der Diaspora, wo man sich unmöglich so streng von allen Heiden absondern konnte, mit ihnen verkehren gelernt hatten, hingekommen und hätten sich an die hellenische Bevölkerung herangemacht mit auffallend großem Erfolg. Als die Kunde davon nach Je-

rusalem kam, hatte sie bei der Urgemeinde nicht geringere Verwunderung erregt, als einst die ersten Heidentaufen durch Petrus. Sie hatten dann ihn selbst dorthin geschickt, um sich zu überzeugen, ob das wirklich echte Glaubensbrüder seien. Und nun erzählte Barnabas, welche helle Freude er an dem gehabt habe, was die Gnade Gottes dort unter den Heiden gewirkt. Er habe nicht daran denken können, ihnen irgendwelche Gesetzesforderungen aufzuerlegen, sondern ihnen nur mit seiner prophetischen Gabe gedient und sie immer wieder ermahnt, bei dem Herrn zu verbleiben, für den sie sich von ganzem Herzen entschieden hatten. Aber zu einer eigenen missionarischen Wirksamkeit unter der hellenischen Bevölkerung habe er sich nicht berufen gefühlt, und da er sich erinnerte, daß Saul sich einst mit solchen Gedanken getragen, habe er sich entschlossen, den Freund aufzufordern, er möge mit ihm nach Antiochien kommen. Deutlicher konnte Christus unserm Saul nicht kundtun, daß jetzt die Stunde gekommen sei, von der er einst im Tempel zu Jerusalem geredet, und sofort folgte Saul seinem Ruf. Ein ganzes Jahr lang wurden sie in Antiochien als Gäste aufgenommen und dadurch in den Stand gesetzt, sich unbeschränkt der Lehrtätigkeit zu widmen, Barnabas unter den Juden und Saul unter den Heiden. Der Erfolg beider war so groß, daß man in der Gemeinde zu Antiochien, der Hauptstadt der Provinz Syrien und der Residenz des kaiserlichen Legaten, die unter den Römern zu einer Weltstadt aufgeblüht war, nicht mehr eine jüdische Sekte sehen konnte, weil sie zum großen, vielleicht zum größten Teil aus gläubiggewordenen Heiden bestand, sondern sie wie eine neue Religionsgemeinde Christianer nannte. So beschlossen Barnabas und Saul dieselbe zur bleibenden Stätte ihrer Wirksamkeit zu erwählen.

Schon in jenem ersten Jahre waren in der Gemeinde Propheten aus Jerusalem aufgetreten und hatten eine große Hungersnot geweissagt, die über den ganzen Erdkreis kommen werde. Als diese nun, wahrscheinlich wenige Jahre nach dem Regierungsantritt des Kaiser Claudius (41 n. Chr.), wirklich eintraf und besonders Palästina hart drückte, beschloß die Antiochenische Gemeinde, der Urgemeinde den Dank für die Förderung, die sie durch ihren Barnabas und durch diesen in Saul ihnen hatte zuteil werden lassen, durch eine Kollekte abzustatten. Dieselbe wurde durch jene beiden Männer an die Ältesten in Jerusalem gesandt, die dort nicht nur das Amt der einst gewählten Armenpfleger versahen, sondern auch überhaupt die Gemeinde unter der Oberleitung der Apostel, die aber vielfältig auf Missionswegen von der Urgemeinde abwesend waren, leiteten. Es waren Schreckenstage, zu denen die Abgesandten in Jerusalem eintrafen. Herodes Agrippa, ein Enkel Herodes des Großen, hatte durch die Gunst des römischen Kaisers wieder das ganze heilige Land unter seinem Szepter vereinigt. Um sich beim Volke beliebt zu machen, ließ er sich nicht nur gänzlich von der volksbeliebten pharisäischen Partei leiten, sondern suchte auch ihre Satzungen selbst nach Möglichkeit zu erfüllen. Ihr zu Liebe begann er gegen die Häupter der Nazarenersekte gerichtlich vorzugehen. Jakobus, der als einer der Donnersöhne, wie Jesus die Zebedäiden genannt hatte, wohl am meisten den Zorn der Hierarchen gereizt, ließ er hinrichten, und Petrus bewahrte er im Gefängnis, um, sobald das Fest vorüber war, das eben gefeiert wurde, dem Volk durch des Führers der Christensekte Ermordung ein Schauspiel zu bereiten. Aber die Gemeinde verharrte im Hause einer gewissen Maria in brünstigem Gebet, und in der

Nacht vor dem festgesetzten Tage wurde Petrus wunderbar befreit und verließ sofort Jerusalem. Die Oberleitung der Gemeinde übergab er an Jakobus, den Bruder des Herrn. Die Apostelgeschichte läßt es ungewiß, ob die Abgesandten diese Ereignisse selbst miterlebt oder nur von ihnen gehört haben, aber sicher erlebten sie noch das Gottesgericht, das über den König Herodes hereinbrach. Er hatte an einem Feste in vollstem Ornat eine große Rede an das Volk gehalten, das ihn schmeichlerisch als einen Gott pries, als er plötzlich von einer entsetzlichen Krankheit befallen unter unsäglichen Schmerzen starb, (44 n. Chr.). Als die Abgesandten zurückkehrten, schloß sich ihnen der Sohn des Hauses an, in welchem wohl schon Jesus mit den Zwölfen das letzte Mahl gehalten, und welches seine Mutter auch später zur Herberge der Gemeinde hergab. Ihr Sohn, Johannes Markus, der uns später nur unter dem Namen Markus begegnet, war von Petrus bekehrt, der dem Hause so nahe stand, daß er nach seiner wunderbaren Befreiung sich zunächst dorthin begab. Markus war aber auch ein Neffe des Barnabas und wollte ihm in seiner antiochenischen Wirksamkeit dienen.

Bisher hatte sich das Christentum meist nur sozusagen gelegentlich in fernere Gegenden hin verbreitet. Es gab ja in allen größeren Städten des römischen Reiches jüdische Kolonien mit ihren Synagogen; und bei dem regen Verkehr derselben mit dem Mutterlande konnte es nicht fehlen, daß auswärtige Juden dort zum Glauben an das Evangelium bekehrt wurden oder palästinensische Gläubige den Samen desselben in die Diaspora hinaustrugen. Auch die Zerstreuung der Gemeinde nach dem Tode des Stephanus hatte wohl viele in die Diaspora hinausgetrieben, die es nicht lassen konnten, dort von Christo zu zeugen. Die Apostel hatten ihre Missions-

reisen wohl wesentlich zunächst auf Palästina beschränkt, damit das Evangelium in dem Kern des Volkes festwurzele. Aber immer mehr zeigte sich die Unempfänglichkeit des Volkes und seiner Oberen für dasselbe. Ein Volk, das der Ermordung des Jakobus zujubelte und sich auf die Hinrichtung des Petrus wie auf ein Schauspiel freute, war als solches nicht für die Heilsbotschaft von Christo zu gewinnen. Es blieb noch die Hoffnung auf die Diaspora, die fern von dem jeden Aufschwung lähmenden Druck der Hierarchie eher für das Christentum zu gewinnen war. So entstand in der antiochenischen Gemeinde der Plan einer förmlichen Mission in die Diaspora hinaus. Die Gemeinde besaß eine Reihe namhafter Propheten und Lehrer, sodaß sie wohl versorgt blieb, wenn auch einige von ihnen hinauszogen; und der durch jene redende Geist Gottes bezeichnete den Propheten Barnabas und den Lehrer Saul als die von ihm erwählten Missionare. In feierlichem Gottesdienst, zu dem man sich durch Gebet und Fasten rüstete, legte man den beiden Männern die Hände auf und erflehte ihnen den Segen Gottes zu ihrem Werk. Der Leiter der Mission war natürlich Barnabas, dem die Gemeinde seit ihrer Gründung soviel verdankte. Er war es daher auch, der seinen Neffen Markus zu beiderseitigem Dienst mitnahm, namentlich wohl, um bei der Taufe der Neubekehrten behilflich zu sein.

Barnabas als der Leiter der Mission bestimmte auch als ihr erstes Ziel seine Heimat, die Insel Cypern, wohin schon gelegentlich durch versprengte Glieder der Urgemeinde, unter denen auch Cyprier waren, die Kunde vom Evangelium gedrungen war. Man landete in Salamis, dem Hafen an der Ostküste und durchzog die ganze Insel bis Paphos an der Westküste. Überall predigte man in den Synagogen,

natürlich hauptsächlich bei den sabbatlichen Gottesdiensten; und da man schwerlich eine Stadt verließ, bevor sich durch wiederholte Verkündigung des Evangeliums ein fester Stamm von Gläubigen gebildet hatte, so wird der Aufenthalt daselbst wohl nach Monaten zu rechnen sein. Besonders bedeutsam wurde der Aufenthalt in der damaligen Hauptstadt Paphos, wo der Prokonsul Sergius Paulus residierte. Bei ihm, der wohl bereits dem Judentum geneigt war, hatte sich ein jüdischer Gaukler durch seine Zauberkünste Eingang zu verschaffen gewußt nach Art jenes Simon, den der Diakon Philippus bei seiner Missionsreise in Samarien vorfand (vgl. Apostelgesch. 8, 5—15), der sich Elimas, d. h. der Weise nannte. Der Prokonsul war aber verständig genug, um, als er hörte, daß jüdische Lehrer aus Antiochien gekommen seien, dieselben zu sich rufen zu lassen, um auch ihre Verkündigung zu hören. Als aber jener Barjesus derselben widersprach und ihnen den Prokonsul abwendig zu machen machen suchte, kündigte ihm Saul als göttliches Strafgericht eine zeitweise Erblindung an, die ihn auch sofort befiel. Als der Prokonsul daraus ersah, daß die Missionare in Gottes Auftrag ihre Lehre verkündigten, wurde er zum Glauben bekehrt.

Der Aufenthalt in Cypern wurde für Saul in mehr als einer Beziehung bedeutungsvoll. Es hatte sich herausgestellt, daß er für die wirkungskräftige Missionspredigt doch der spezifisch begabtere sei. Die Gründung neuer Gemeinden war doch immer eigentlich sein Werk, während Barnabas sich mehr der Pflege der neugegründeten Gemeinden widmete. Dadurch wurde Saul von selbst der eigentliche Leiter der Mission. Lukas deutet das ausdrücklich an, indem er, der bisher stets Barnabas vor Saul genannt hatte, von Apostel-

geschichte 13, 13 an, wo die Weiterreise der Missionare erzählt wird, diesen stets als den Führer der Mission voranstellt. Ihm war auch ungesucht der Erfolg zugefallen, durch den der vornehmste Heide der Insel bekehrt war. Damit war der seit der Zeit seiner antiochenischen Wirksamkeit immer lebhafter gewordene Wunsch, sich ganz der Heidenmission zu widmen, auf's neue gestärkt. Er suchte darum ein neues Arbeitsfeld auf, wo er hoffen durfte, neben der den Glaubensboten zunächst übertragenen Diasporamission vielleicht auch für diesen Wunsch Befriedigung zu finden. Auf Cypern waren doch immerhin schon Anknüpfungspunkte für die Mission vorhanden gewesen. Er fühlte sich, wie er später wiederholt gesagt hat, durch den Geist berufen, überall den ersten Grund zu legen, und daher schiffte er sich mit Barnabas und Markus nach der Südwestküste Kleinasiens ein. Hier aber verließ Markus die beiden Missionare. Was sein eigentlicher Beweggrund war, ist nicht ganz durchsichtig. Tatsache ist, wie wir sehen werden, daß es ihm der Apostel gründlich verdacht hat. Es scheint allerdings, daß er, der sich doch um Barnabas willen der Mission angeschlossen hatte, als die Leitung derselben immer mehr in die Hände Sauls überging, das Interesse daran, vielleicht auch den Mut für die weitreichenden Pläne des neuen Führers der Mission verloren hatte.

Noch eines hatte sich sichtlich in Cypern vollzogen, das ist der Namenwechsel Sauls. Er hatte ohne Frage, wie die meisten auswärtigen Juden außer seinem hebräischen Namen einen griechisch-römischen gehabt, zumal er von seinen Vorfahren her das römische Bürgerrecht besaß. Lukas erwähnt zum erstenmal 13, 9, wo Saul vor dem Prokonsul mit dem Magier in Konflikt geriet, daß Saul auch den Namen

Paulus führte und nennt ihn fortan stehend so. Es scheint also Saul bisher keinerlei Ursache gehabt zu haben, seinen hebräischen Namen, der eine so schöne Bedeutung hatte, abzulegen, und erst, als er zum erstenmal an den Hof eines römischen Statthalters berufen wurde, diesen Namen angenommen zu haben, der merkwürdigerweise auch der Geschlechtsname des Prokonsuls war. Es beweist das nur auf's neue, daß der Erfolg, der ihm dort geschenkt wurde, in ihm die Hoffnung geweckt hatte, daß er auf dem neuen Arbeitsgebiet, das er aufsuchte, auch bei der hellenischen Bevölkerung leichter Eingang finden werde, wenn er von nun an den römisch-griechischen Namen dauernd annahm. Er hat sich selbst in seinen Briefen nie anders genannt.

Leider hat uns Lukas von den Erlebnissen des Paulus in den südwestlichen Landschaften Kleinasiens nur erzählt, was für die Gesichtspunkte seiner sogenannten Apostelgeschichte, die doch in Wahrheit nur eine Darstellung des wichtigsten Umschwungs in der Geschichte des Urchristentums ist, von Bedeutung war. Er erzählt darum nur, was den Übergang des Christentums von den Juden zu den Heiden motiviert und erläutert. Von den übrigen Schicksalen des Paulus, von den Details seiner Gemeindegründungen erfahren wir so gut wie nichts, am wenigsten über die Zeit, die er auf den Reisen und in den einzelnen Städten zubrachte. Sicher hat die ganze Missionsreise sehr viel länger gedauert, als es die ungenauen Angaben der Apostelgeschichte ahnen lassen. Wenn darum 2. Korinther 11, 24—27 Paulus all die Mühsale, Gefahren und Leiden aufzählt, die ihn auf seinen Berufswegen betroffen haben, so werden nicht wenige derselben ihm auf dieser Reise widerfahren sein. Von der einmaligen Steinigung, die er dort erwähnt, wissen wir ganz

genau, daß es die in Lystra war, von der wir hören werden. Von den drei Schiffbrüchen, bei deren einem er 24 Stunden lang auf einem beständig von den Wellen überfluteten Wrack umhertrieb, müssen mindestens zwei auf den Seereisen nach Cypern und von dort nach der Küste Kleinasiens sowie von Kleinasien nach Syrien vorgekommen sein. Denn da wir die Berufswege des Paulus bis zu der Zeit, wo er den zweiten Korintherbrief schrieb, genau kennen, so wissen wir, daß auf ihnen nur noch eine Seereise vorkommt, auf der möglicherweise ein Schiffbruch stattgefunden haben könnte. Auch die fünfmaligen Synagogenstrafen, die Paulus erwähnt, werden größtenteils in diese Zeit fallen, wo er, wie wir sehen werden, noch so energisch Judenmission trieb und dadurch mit der Judenschaft und ihren Synagogenvorständen in Konflikt kommen konnte. Aber gerade die Ereignisse, die Lukas am ausführlichsten erzählt, sind auch für den Entwicklungsgang unseres Paulus von entscheidender Bedeutung.

---

3. Kapitel.

Paulus der Heidenapostel.

Erst die Ereignisse in dem pisidischen Antiochien erzählt Lukas so ausführlich, weil dort ein Umschwung in der Missionstätigkeit des Paulus eintrat. Liest man Apostelgesch. 13, 14, so scheint es, als ob Paulus in Pamphylien, wo er landete, sich gar nicht aufgehalten hat und gleich nach Antiochien weitergereist sei. Aber daß dem keineswegs so gewesen, zeigt die folgende Erzählung selbst. Sobald Paulus und Barnabas in der Synagoge Antiochiens erscheinen, werden sie nach Verlesung der Sabbathlektionen von den Synagogenvorstehern gefragt, ob sie nicht eine Ansprache zu halten beabsichtigten. Es geht daraus klar hervor, daß sie bereits als Wanderlehrer bekannt sind, die überall in den Synagogen predigen. Erst nach längerer Wirksamkeit, in der sie das immer wieder zu tun pflegten, kann das Gerücht von ihnen sich bis nach der Stadt Antiochien verbreitet haben. Wie selbstverständlich ist es Paulus, der sich erhebt, nachdem er sich durch Winken mit der Hand zum Wort gemeldet, und seine Ansprache beginnt. Nicht vergeblich hatte er gehofft,

hier auch der heidnischen Bevölkerung näher zu kommen. Er fand in der Synagoge eine so große Anzahl von Gottesfürchtigen versammelt, die, ohne schon Proselyten des Judentums geworden zu sein, gern die Gottesdienste der Israeliten besuchten, daß er sie nicht nur ausdrücklich mit anredet, sondern eigentlich seine ganze Rede auf sie insbesondere einrichtet. Lukas, der den Apostel wohl manchmal in ähnlicher Situation reden gehört hatte, gibt uns hier ein Bild davon, wie Paulus die Geschichte Israels als eine gottgeleitete darstellte, die in der Erhebung Davids zum Königtum gipfelte, weil aus seinem Samen der Messias kommen sollte, der nun in Jesu erschienen war. Er schloß mit einem sehr ernsten Prophetenwort, welches nach seiner Deutung mahnte, die Zeit der Gegenwart zu nutzen, wo Gott sein unbeschreiblich herrliches Werk in Israel begonnen habe, um in ihm das messianische Heil zu begründen. Die Rede hatte gewaltigen Eindruck gemacht. Nicht nur schlossen sich sofort viele Juden und Proselyten den Missionaren an; am nächsten Sabbath wo Paulus versprochen hatte, noch weiter von diesen Dingen zu reden, war die Synagoge von der städtischen Bevölkerung gedrängt voll wie noch nie.

Gerade das aber führte die Krisis herbei, die sich natürlich nicht so schnell vollzog, wie es nach der skizzenhaften Erzählung der Apostelgeschichte, der es allein auf sie ankommt, den Anschein haben kann. Zunächst war es die Eifersucht auf die Missionare, die ganz anders als sie auf die Masse der heidnischen Bevölkerung einzuwirken vermochten, welche dem Apostel die Feindschaft der Synagogenvorsteher zuzog. Bald aber wird es auch der Inhalt der paulinischen Predigt gewesen sein, was dieselbe immer höher steigerte. Paulus hatte auf ein Wort des Jesaias hingewiesen, wonach der Messias

zum Licht der Heiden gesetzt sei, und wie er so der Heilbringer werden solle bis an das Ende der Erde. Das schien doch eine offenbare Verletzung der Prärogative des auserwählten Volkes zu sein, das zuerst das Heil empfangen und dann erst dasselbe den Heiden zuwenden sollte. Wie leicht können dabei auch Worte gefallen sein, die man geradezu als Lästerungen gegen Moses auffaßte, wie einst in der Predigt des Stephanus. Hier wird es wohl zum erstenmal geschehen sein, daß man mit Synagogenstrafen gegen Paulus einschritt, der ja als Jude immer noch unter der synagogalen Gerichtsbarkeit stand. Umsomehr jubelten die Heiden dem Prediger eines Heils zu, das für sie geradeso wie für das Volk Israel bestimmt war. Das war es, was dem Apostel zum erstenmal Veranlassung gab, den Vorstehern der Judenschaft feierlich zu erklären: ihnen habe zuerst die Heilsbotschaft verkündigt werden müssen; da sie aber dieselbe zurückwiesen und sich damit selbst des Heils, das dieselbe verkündigte, unwürdig erwiesen, so wende er sich zu den Heiden. Sicher ist darauf eine längere Missionsarbeit des Paulus unter der heidnischen Bevölkerung gefolgt. Zuletzt aber gelang es den Juden, einige vornehme Frauen, die den jüdischen Glauben angenommen hatten, gegen die angeblichen Feinde desselben zu fanatisieren; und diese wußten es bei der Stadtobrigkeit durchzusetzen, daß man den Missionaren das Weichbild der Stadt verbot. Aber als sie nun den Staub von ihren Füßen schütteln mußten, ließen sie eine Gemeinde zurück, welche, wohl besonders dank der treuen Pflege, die ihr Barnabas nach seiner eigentümlichen Begabung hatte angedeihen lassen, mit besonderer Freudigkeit den neuen Geist des Christentums in sich wirken ließ.

Wie es mit der Wendung des Apostels von den

Juden zu den Heiden gemeint war, zeigte sofort sein Verhalten in der ersten Stadt Lykaoniens, welche die Missionare betraten, in Ikonium. Wenn auch die Erfahrung in Antiochien gezeigt hatte, daß die Diasporajuden in ihren offiziellen Vertretern sich ebenso ablehnend gegen das Evangelium verhielten wie die in Palästina, und darum den Apostel berechtigten, sich mit demselben den Heiden zuzuwenden, so würde schon der echt jüdische Patriotismus, den Paulus gerade bei der Erörterung dieser Frage im Römerbriefe so rührend zum Ausdruck bringt, ihn verhindert haben, mit seiner Predigt an dem eigenen Volk vorüberzugehen. Auch blieb es dabei, daß dem von Gott erwählten Volke das Heil immer zuerst angeboten werden mußte, weil, wenn auch nicht das Volk im ganzen, so doch immer noch viele einzelne aus ihm des Heils teilhaftig werden konnten. Endlich war und blieb die Synagoge, in der sich immer auch viele Heiden einfanden, und zwar gerade die nach einer neuen Religion verlangenden, der natürliche Anknüpfungspunkt auch für die Heidenmission. Darum begannen auch hier die Missionare ihre Wirksamkeit sofort in der Synagoge; und der Erfolg war wie in Antiochien zunächst ein überaus günstiger. Eine große Menge Juden und Hellenen wurden gläubig. Aber die Juden, welche schon in der Synagoge den Missionaren widersprochen und sich ihrer Heilsbotschaft gegenüber schlechthin abweisend verhalten hatten, fühlten sich dadurch nur veranlaßt, alles zu tun, um die Herzen der Heiden gegen ihre abtrünnigen Volksgenossen aufzureizen. Es war ja nicht schwer, die sich hier bildende Brüdergemeinde als eine solche darzustellen, die von dem Gott ihrer Väter abgefallen sei und ihre Gesetzesfreiheit zur Zuchtlosigkeit mißbrauche. Auch hier kann es

leicht geschehen sein, daß man Paulus durch die Synagogenstrafe als den Verführer dazu öffentlich brandmarkte.

Lange Zeit verweilten die Missionare in Ikonium. Gott gab ihnen Gnade, daß sie hier vielfach Gelegenheit hatten, durch Krankenheilungen und Teufelaustreibungen zu beweisen, wie er selbst das Wort von der in Christo erschienenen Gnade bestätige. Das gab natürlich auch den Missionaren immer wieder neue Freudigkeit zur Verkündigung ihrer Heilsbotschaft, und so kam es zuletzt dahin, daß diese Religionsfrage das allgemeine Stadtgespräch wurde. Die ganze Bevölkerung nahm in ihr Partei, die einen waren für die Juden, wie sie unter ihnen lebten, die andern für die Sendboten, die von außerhalb gekommen waren. Es blieb aber nicht bei heftigen Diskussionen. Die Häupter der Judenschaft wußten den ihr günstigen Teil der Bevölkerung zu fanatisieren, sodaß man bereits einen Sturm auf die Missionare anzettelte, in dem die Heiden sie niederschlagen, die Juden sie steinigen sollten. Der Anschlag wurde aber verraten und die Missionare entzogen sich ihm durch die Flucht. In anderen Städten Lykaoniens, wie Lystra und Derbe, wo keine Synagogen gewesen zu sein scheinen, und in der ganzen Landschaft fanden sie Gelegenheit genug zur Verkündigung des Evangeliums, die sich ohnehin immer ausschließlicher den Heiden zuwandte. Die Apostelgeschichte ist über den langen Aufenthalt in Ikonium so flüchtig hinweggegangen, weil sie nur zeigen will, wie derselbe typisch war für die ganze Wirksamkeit der Missionare in Kleinasien. Überall fanden sie bei den Heiden mehr Eingang als bei den Juden, deren Feindschaft in Antiochien ihre Ausweisung veranlaßt hatte und in Ikonium sie durch ihre tätliche Bedrohung zur Flucht genötigt. Daß es aber den Juden bei Gelegenheit sogar

gelang, die den Missionaren anhängende heidnische Bevölkerung wider sie aufzuregen, zeigt die Apostelgeschichte zuletzt noch an einem Vorfall in Lystra, wo die Missionare nicht nur mit den Hellenen, die diese Landschaften namentlich in den größeren Städten überall stark kolonisiert hatten, sondern mit der heidnischen Urbevölkerung in Berührung kamen.

Paulus hatte daselbst einen Lahmen geheilt, indem er ihn einfach gerade auf seine Füße treten hieß. Das versetzte die Lykaonier in eine solche Begeisterung, daß sie die beiden Missionare für vom Himmel herabgestiegene Götter erklärten, und zwar den Älteren und Würdevolleren für Zeus, den redegewandten Paulus für den Götterboten Hermes. Schon führte man Stiere und Kränze zu dem vor dem Stadttore gelegenen Altar des Zeus, um ihnen zu opfern, als die beiden herbeigeeilt kamen, um dies abgöttische Tun zu verhindern. Sie seien doch ihnen ganz gleiche Menschen und eben dazu gekommen, um sie von den Abgöttern zu dem lebendigen Gott, dem Schöpfer Himmels und der Erde, zu bekehren. Zwar habe er die Wege der Heiden nicht geleitet wie die seines auserwählten Volkes, aber er habe sich auch ihnen nicht unbezeugt gelassen durch sein Walten in der Natur, wodurch er ihr tägliches Bedürfnis befriedigte. Durch solcherlei Reden vermochten sie kaum das Vorgehen des Opferpriesters zu hindern, aber es begreift sich, wie willig diese Bevölkerung nun die Botschaft des Evangeliums aufnahm. Der Aufenthalt der Missionare daselbst hat darum sicher auch lange gedauert; denn die Erzählung setzt voraus, daß allmählich die Kunde von den Erfolgen des Paulus und Barnabas nach Ikonium und bis nach dem pisidischen Antiochien gelangte. Das veranlaßte die Juden dort, den Anschlag auf die Missionare, dem diese in Ikonium durch ihre

Flucht entgangen waren, wieder aufzunehmen. Man eilte nach Lystra und fand den Apostel eben wieder den heidnischen Volksmassen predigend. Es gelang den Juden, dieselben durch ihre fanatischen Anklagen und Verleumdungen soweit zu überzeugen, daß man es nicht hinderte, als sie ihn auf offenem Markte steinigten und den für tot gehaltenen zur Stadt hinausschleppten, um dieselbe nicht länger durch die Leiche dieses Gottesfeindes zu verunreinigen. Als aber die in der Stadt gewonnenen Anhänger sich um Paulus versammelten, erfand sich, daß Gott ihn wunderbar unter den Steinwürfen am Leben erhalten hatte. Freilich hat er von der Steinigung schwere Schädigungen davongetragen, die seine ohnehin schwache Gesundheit untergruben und ihn sein Leben lang zeitweise durch schwere Schmerzanfälle quälten.

Offenbar war es der gegenwärtige Leiter der Mission, Paulus, der mit der Evangelisierung Lykaoniens ihre diesmalige Aufgabe erschöpft sah. Wir hörten schon, wie er es für seine spezifische Aufgabe hielt, überall nur Grund zu legen, wo noch nicht das Evangelium gepredigt war. Es hätte ja nahe gelegen, von dort aus nach seiner benachbarten kilikischen Heimat zu gehen, aber dort war schon durch ihn und die von ihm Bekehrten Grund gelegt. Es konnten nunmehr die in langer Reihe in den südwestlichen Landschaften Kleinasiens gegründeten Gemeinden den kilikischen und durch sie wieder den syrischen die Hand reichen, sodaß der Zusammenhang der christlichen Brüder hergestellt war. So war denn Derbe, wo man ungestört das Evangelium predigen und eine nicht unbeträchtliche Gemeinde gründen konnte, der Schlußpunkt der Missionsreise. Auf ihr war es durch die Erfahrungen in dem pisidischen Antiochien und durch seine Erfolge in den lykaonischen Städten klar geworden, daß

Paulus die spezifische Gabe der Gemeindegründung besaß, die er später stets für das Kennzeichen des Apostelberufs ansah, und daß er nicht nur zum Apostel überhaupt, sondern zum Apostel der Heiden insbesondere berufen sei. Von Derbe aus kehrte man um, um die einzelnen auf der Reise gegründeten Gemeinden zu stärken und in ihrem Glauben zu befestigen. Um ihre judenchristlichen Bestandteile völlig von der Synagoge loszulösen, organisierte man die nunmehr gemischten Gemeinden durch Einsetzung eigener Ältesten, wie die Gläubigen aus den Juden sie früher in den Synagogenvorständen besessen hatten. Infolge dieser Trennung scheinen auch auf der Rückreise die Missionare unbehelligt geblieben zu sein, selbst in Ikonium und Antiochien; aber sie unterließen nicht, wenn sie die Gemeinden zur Treue im Glauben ermahnten, ihnen zu sagen, daß Drangsal und Verfolgung, wie sie selbst es erfahren, das unabwendbare Los der Christen in dieser Welt seien. Wie sehr die ursprüngliche Diasporamission auf dieser Reise zur Heidenmission geworden war, erhellt daraus, daß der einzige Ort, wo man auf der Rückreise noch predigte und eine Gemeinde gründete, Perge in Pamphylien war. Offenbar hatte man auf der Hinreise sich dort noch nicht aufgehalten, weil man daselbst keine Synagoge fand, an die man mit der Missionspredigt anknüpfen konnte. Jetzt war Paulus längst gewöhnt, mit seiner Predigt direkt sich an die Heiden zu wenden.

Es waren wohl Jahre verstrichen, als sich die Missionare wieder in der Hafenstadt Perge's, Attalia, nach dem syrischen Seleucia einschifften, um von dort die drei Meilen am Orontes herauf ihrem alten Wohnsitz in Antiochien zuzuwandern. Als sie hier in feierlicher Gemeindeversammlung über die Ausführung ihres Auftrages Bericht erstatteten, war

wieder die Hauptsache, die sie an den ihnen von Gott geschenkten Erfolgen betonten, daß Gott den Heiden eine Tür des Glaubens geöffnet habe. Lange Zeit wirkten nun Paulus und Barnabas in ihrer alten antiochenischen Gemeinde, bis Umstände eintraten, durch die ihnen Gott andere Wege wies. Allmählich war die Kunde von den Erfolgen auf ihrer Missionsreise auch nach Judäa und besonders nach Jerusalem gedrungen. Dort war die Freude darüber bei den gesetzestreuen, rein judenchristlichen Gemeinden doch keineswegs eine ganz uneingeschränkte. Wenn Petrus einst auf unverkennbare Fingerzeige Gottes hin ein heidnisches Haus getauft hatte, wenn in Antiochien mehr und mehr auch gläubig gewordene Heiden in die Gemeinde aufgenommen waren, so blieben das Ausnahmefälle, von denen man voraussetzte, daß dieselben im Lauf der Entwicklung von selbst die Gläubigen aus den Heiden veranlassen würden, sich dem jüdischen Grundstock der Messiasgemeinde durch Übernahme des Gesetzes und der Beschneidung vollständig einzuverleiben. Nun aber war die Sachlage eine völlig andere geworden. Im fernen Westen war eine Reihe von Gemeinden entstanden, die ganz oder doch überwiegend aus gläubig gewordenen Heiden bestanden. Nun mußte die Frage, wie sich dieselben zu dem Gesetz Israels stellen sollten, endlich prinzipiell geregelt werden. Das schien aber doch nicht anders möglich, als wenn diese Heiden Proselyten des Judentums wurden, die, wie es bisher immer anstandslos geschehen war, wenn sie der Heilsverheißung Israels teilhaftig werden wollten, sich beschneiden lassen und die Verpflichtung auf das Gottesgesetz des Alten Testamentes übernehmen mußten. Wirklich kamen nun Emissäre aus Judäa, die das geradezu von den Heidenchristen in Antiochien verlangten.

Damit war der ganze Ertrag der Missionsreise des Heidenapostels in Frage gestellt. Ein Missionar, der Land und Meer durchzog, wie die Schriftgelehrten, um Proselyten des Judentums zu machen, ja, das war einst der Ehrgeiz seiner Jugend gewesen. Aber wie brennend Paulus sein Volk liebte, ihm Ehre vor den Heiden zu machen, indem man seine Zahl vermehrte, das war doch ein Ziel, das seit dem Tage von Damaskus weit, weit hinter ihm lag. Die göttliche Gnade, die er damals erfahren, als Gott ihn, den größten unter den Sündern, berief und ihn zum Apostel seines Sohnes erwählte, allen Sündern zu verkündigen als den einzigen Weg zu ihrer Errettung, dazu war er ausgezogen. Während seine Volksgenossen sich immer mehr dagegen verstockten, hatten die Heiden diese Heilsbotschaft willig aufgenommen. Jetzt sollte er ihnen nachträglich verkündigen, sie müßten erst Proselyten des Judentums werden, um des vollen Heils teilhaftig zu werden, jenes Judentums, das sie nur als christusfeindlich kennen gelernt hatten. Das war es doch, was ihm so vielfach das Herz des Heidentums geöffnet hatte, daß er ihnen den Glauben an den einen wahren Gott brachte, nach dem sie dürsteten, ohne ihnen das Joch des Gesetzes aufzuerlegen. Sie wollten ja gern alles tun, was dies Gesetz in Einklang mit der Stimme ihres Gewissens als Gottes Gebot forderte; aber diese ganze Unzahl nationaler Sitten, die ihrem Volkstum fremd, ja verhaßt waren, als göttliches Gebot anzunehmen, dazu hätten sie sich nie entschlossen. Paulus konnte nicht anders, als die, welche das von den Gläubigen aus den Heiden verlangten, wenn sie dieselben als echte Glaubensbrüder anerkennen sollten, selber nur für falsche Brüder halten, für solche, die selbst kein Recht hatten, der christlichen Bruder=

gemeinde anzugehören, in die sie sich auf Nebenwegen eingeschlichen. Er wußte wohl, wie sie ihre Forderung begründen würden. Sie würden alle Schwächen und Fehler seiner jungen Heidenchristen aufspüren, die er nur zu gut kannte, um zu zeigen, wie nötig es sei, sie wieder unter die Disziplin des Gesetzes zu nehmen (Galater 2,4). Hatte er doch selbst es schmerzlich erfahren, wie wenig das Gesetz helfe, wie es den sündhaften Menschen nur immer tiefer in den unseligen Zwiespalt zwischen Wollen und Können verwickle, wie es ihn nur anleite, das Heil sich erwerben zu wollen, das er als ein aus freier Gnade allen Sündern angebotenes verkündigte. Ihm war es keinen Augenblick zweifelhaft, daß das Vertrauen auf diese Gnade die Kraft in sich trage, zuletzt das ganze Leben zu erneuern und dem zu weihen, der sich in ihr sündenvergebend und uns zu seinen Kindern annehmend zu uns herabgeneigt. Konnte das auch im Ringen des Menschen mit seiner alten Natur, die er das Fleisch nannte, nur allmählich geschehen, so war doch mit jenem Glauben ihnen der Geist geschenkt, der allein der Sündenmacht Herr werden konnte.

Es kam zu einem harten Zusammenstoß mit jenen Emissären, der die Gemeinde aufs tiefste erregte. Es fehlte ja auch in ihr keineswegs an solchen, denen die Forderungen derselben sehr einleuchteten, und sie hatten immerhin die Tatsache für sich, daß die Urapostel nie etwas davon gesagt hatten, ihr Herr und Meister habe seine Gläubigen vom Gesetz freigesprochen. Sie selbst waren gesetzestreue Juden geblieben und hatten die von ihnen Bekehrten in derselben Treue erzogen. So entstand sehr natürlich der Gedanke, die Streitfrage den Uraposteln selbst zur Entscheidung vorzulegen. Konnte Paulus darin einwilligen? Er hatte doch

das Evangelium, wie er es unter den Heiden verkündigte, nicht von Menschen empfangen; Gott hatte ihn in den Tagen seines arabischen Einsiedlerlebens durch den in der Taufe empfangenen Geist darüber erleuchtet, was sein Erlebnis bei Damaskus ihm habe sagen wollen. Sein erhöhter Herr aber hatte ihn auf seiner Missionsreise durch unmißverständliche Erfahrungen darüber belehrt, daß er ein gesetzesfreies Evangelium von der Gnade Gottes unter den Heiden zu verkündigen habe. Sollte er jetzt Menschen, und wären es die angesehensten, als Richter darüber anerkennen, ob dies Evangelium das rechte sei? Andererseits war es klar, daß, wenn ein großer Teil der Christenheit mit der Berufung auf die Autorität der Urapostel seinem Evangelium widersprach, von vornherein ein Zwiespalt in die Gemeinde hineingetragen wurde, der ihre gedeihliche Entwicklung hindern und jede Freudigkeit zur Heidenmission, zu der er sich berufen wußte, lähmen mußte, weil sie denselben nur vergrößerte. Immer wieder flehte er um Erleuchtung in diesem inneren Zwiespalt, und sein Gebet wurde erhört. Es wurde ihm eine Offenbarung zuteil, die ihm gebot, sein Heidenevangelium der Urgemeinde vorzulegen (Galater 2, 1 f.). Damit war selbstverständlich die Gewißheit gegeben, daß man es dort anerkennen werde. Er erklärte sich also bereit, den in der Gemeinde entstandenen Wunsch zu erfüllen; und man ordnete auf förmlichen Gemeindebeschluß ihn und Barnabas mit etlichen Genossen nach Jerusalem ab, um dort die Streitfrage zur Sprache zu bringen. Die Abgesandten unterließen nicht, auf der Reise durch Phönizien und Samaria von ihren Erlebnissen in den Heidenländern zu erzählen; und die große Freude, die sie dadurch bei allen Gläubigen erregten, war ihnen ein günstiges Vorzeichen, daß man auch

in den Verhandlungen mit den Aposteln und den Ältesten der Urgemeinde zu einem günstigen Ziele kommen werde (Apostelgesch. 15, 2 f.).

Man empfing die antiochenischen Abgesandten in Jerusalem sehr freundlich; aber Paulus sollte es bald erfahren, daß er auch dort mit seinen Anschauungen auf sehr energischen Widerstand stieß. Er hatte sehr absichtsvoll einen Gläubigen aus den Hellenen, der natürlich unbeschnitten war, mitgenommen, mit dem er täglich aufs engste verkehrte und also auch Tischgemeinschaft hielt, um zu zeigen, daß ihm die christliche Brudergemeinschaft höher stehe als die Angst vor gesetzlicher Verunreinigung. Aber die Strenggläubigen in der Gemeinde verlangten, daß man wenigstens ihnen nicht ein gleiches zumuten und darum den Titus, der des Apostels persönlicher Schüler war, erst beschneiden lassen möge, wenn sie mit ihm und seinen Genossen Gemeinschaft halten sollten. Wir wissen genau, daß Paulus es prinzipiell nicht nur für sein Recht, sondern sogar für seine Pflicht hielt, um der schwachen Brüder willen auf sein gutes Recht zu verzichten. Er deutet ausdrücklich an, daß er in diesem Falle wohl hätte nachgeben können; aber er tat es nicht, weil er voraussah, daß die Eiferer darin nur einen Präzedenzfall sehen würden, um von allen Heidenchristen die Beschneidung zu fordern, mit der ihre Gesetzesfreiheit unvereinbar war. Er gab also keinen Augenblick nach und verweigerte ihrer Forderung jeden Gehorsam. Er appellierte an die Autoritäten der Gemeinde und setzte es mit ihrer Hilfe durch, daß die Beschneidung des Titus nicht erzwungen wurde. Damit war eigentlich die Streitfrage, um welcher willen die Abgesandten nach Jerusalem gekommen waren, bereits erledigt, und die Gesetzesfreiheit der Heidenchristen anerkannt.

Aber Paulus betont ausdrücklich, wie die Autoritäten, als er ihnen sein Evangelium vorlegte, welches von den Heiden, die an dem Heil Israels Anteil zu nehmen verlangten, nichts anderes forderte, als den Glauben an die in Christo erschienene Gnade, dieses anerkannt hätten. Sie hätten, sagt er, ihm nichts zugelegt, d. h. nicht von ihm gefordert, daß er den die Taufe Begehrenden irgend welche gesetzliche Verpflichtung auferlege. Damit sei aber ausdrücklich konstatiert, daß Gott die Person nicht ansehe. Ihm, der des Vorzugs entbehre, auf den die Urapostel mit Recht ihre Autorität in der Gemeinde gründeten, weil sie den Herrn noch selbst bei Lebzeiten gehört hätten, habe Gott die volle Heilswahrheit anvertraut, deren gläubige Annahme das Heil den Heiden unverkürzt vermittele.

Wir dürfen aber nicht übersehen, daß damit keineswegs die Urapostel dies paulinische Evangelium, in welchem das Gesetz Israels und die Hoffnung auf die Vollendung seiner nationalen Theokratie keine Rolle mehr spielte, auch für sich akzeptiert hätten. Der Apostel hebt ausdrücklich hervor, daß für ihre Entscheidung lediglich das Gottesurteil des Erfolgs maßgebend gewesen sei. Die Tatsache lag vor, daß Gott dieselbe apostolische Vollmacht, durch das Evangelium, wie er es den Heiden verkündigte, denselben seligmachenden Glauben zu wirken, ihm anvertraut habe wie dem Petrus, der hier als Vertreter der Urapostel erscheint, durch die Verkündigung seines Evangeliums für die Juden. Es verstand sich von selbst, daß die Urapostel von den durch sie gläubig gewordenen Juden dieselbe Gesetzestreue verlangten, zu der sie sich für ihre Person verpflichtet fühlten. Sobald sie dieselbe aufgaben, hätten sie ja zwischen sich und ihrem Volk eine Kluft geöffnet, über welche hinüber keine Einwirkung

auf ihre Volksgenossen mehr möglich war. Und doch war und blieb das Ziel all ihrer Wirksamkeit die Gesamtbekehrung des Volkes, auf die sie noch hofften, und die sie als die Bedingung der heiß ersehnten Wiederkunft Christi zur Heilsvollendung ansahen. Aber trotzdem konnten sie dem Paulus und seinem Gefährten Barnabas die Bruderhand reichen und ihre Arbeit, den seligmachenden Glauben zu wirken, als eine gemeinsame anerkennen. Paulus erzählt, daß es Jakobus, der Bruder des Herrn, Petrus und Johannes waren, die das taten, weil sie wohl damals allein von den Uraposteln in Jerusalem anwesend waren.

Man hat das Abkommen, daß Paulus und Barnabas den Heiden, sie aber den Juden das Evangelium predigen sollten, häufig als eine Abgrenzung der Missionsgebiete aufgefaßt, durch welche den einen hier, den andern dort eine ausschließliche Berechtigung zugestanden wurde. Das ist doch augenscheinlich unmöglich, da weder die Urapostel auf die Diasporamission in den Heidenländern verzichten konnten, noch Paulus auf seine Praxis, mit seiner Heidenmission bei den Diasporajuden anzuknüpfen. Es handelte sich nur um die gemeinsame Arbeit der Glaubensbewirkung durch das Evangelium, in welcher die Urapostel die Verpflichtung für die Judenmission übernahmen, um dem Apostel Paulus die Hände für die Heidenmission, zu der er speziell berufen war, frei zu machen. Das geht aufs klarste daraus hervor, daß Paulus als die einzige Ausnahme davon die Fürsorge für die Armen in der judenchristlichen Urgemeinde bezeichnet. Er hatte ja selbst einst die Kollekte der antiochenischen Gemeinde nach Jerusalem gebracht; und wir werden sehen, wie er diesem Wunsche der Urapostel treulich nachkam, indem er in seinen Heidengemeinden überall eine Kollekte für Je-

rusalem sammelte. Aber daraus folgt eben, daß es sich nicht um die Abgrenzung der Missionsgebiete handelte, sondern um die Teilung der Verpflichtung für dieselbe Missionswirksamkeit.

So stellt Paulus selbst die Verhandlungen in Jerusalem Gal. 2 dar. Wenn die Apostelgeschichte damit noch Verhandlungen der Urapostel über gewisse Enthaltungen, die man um der Juden willen den Heidenchristen auferlegte, verbindet, so schöpft Lukas die Nachricht darüber sichtlich aus der von ihm im ersten Teil überhaupt benutzten Quelle. Da er, wie wir auch sonst sehen, über das Leben des Paulus in der Zeit, ehe er in dessen Gemeinschaft trat, nur sehr unvollkommen unterrichtet ist, so hat er irrtümlich vorausgesetzt, daß jene in seiner Quelle erzählten Verhandlungen ebenfalls bei diesem Besuch des Paulus in Jerusalem stattgefunden haben. Wir sehen aber aus den paulinischen Briefen, ja im Grunde genommen aus der späteren Erzählung der Apostelgeschichte selbst, daß Paulus nicht nur nicht mit beschlossen hat, diese Enthaltungen den Heidenchristen aufzuerlegen, sondern von ihnen überhaupt erst viel später erfahren hat. Mit der auf dem sogenannten Apostelkonzil verhandelten Frage haben dieselben zunächst nichts zu tun. Auf ihm haben die Urapostel nicht nur die Gesetzesfreiheit der Heidenchristen vollauf anerkannt, sondern in einem förmlichen Schreiben an die antiochenische Gemeinde erklärt, daß die Beunruhigung der Heidenchristen daselbst wegen der Gesetzesfrage ohne ihr Vorwissen und ihren Auftrag erfolgt sei. Sie haben in ihm dem Paulus und Barnabas in der wärmsten Weise ihre Anerkennung ausgesprochen und zwei hervorragende Männer mitgesandt, ihr schriftliches Wort mündlich zu bestätigen und zu erläutern.

Daß damit die Gesetzesfrage, welche die junge Christenheit so tief erregte und eine Zeitlang fast zu spalten drohte, noch lange nicht aus der Welt geschafft war, werden wir sehen. Aber daß die Urapostel je von dem auf dem Apostelkonzil getroffenen Abkommen zurückgetreten seien, läßt sich nicht erweisen, so oft es auch behauptet worden ist. Darüber, daß den Gläubigen aus den Heiden das Gesetz Israel nicht aufzuerlegen sei, sind sie mit Paulus völlig einverstanden geblieben. Damit war aber im Prinzip bereits die Tatsache festgestellt, daß das Christentum keine jüdische Sekte sei, sondern zur Weltreligion bestimmt. Das errungen zu haben, ist die weltgeschichtliche Bedeutung des Heidenapostels Paulus.

---

4. Kapitel.

Das neue Missionsziel.

So war denn endlich der Zeitpunkt gekommen, wo Paulus seines spezifischen Berufs als Heidenapostel nicht nur innerlich gewiß geworden war, sondern diesen Beruf auch von der Christengemeinde und ihren Autoritäten anerkannt sah. Es blieb nur noch die Frage übrig, wohin er sich als solcher wenden solle. Er, der sich ganz dem Dienst seines Herrn geweiht hatte, durfte diese Frage nicht selbst beantworten; er mußte sich die Wege weisen lassen, die er gehen sollte. Dieselben führten ihn aber zunächst in das Missionsgebiet zurück, wo Gott ihm so unwiderleglich gezeigt hatte, daß er zum Heidenapostel berufen sei; und er forderte den Barnabas auf, mit ihm eine Visitationsreise in die auf ihrer gemeinsamen Missionsreise gegründeten Gemeinden zu unternehmen. Natürlich machte er kein Hehl daraus, daß er nur hingehe, um dort die entscheidenden Weisungen für seine künftige Heidenmission zu empfangen. Barnabas war in einer seltsamen Lage. Als er mit Paulus von der ersten Missionsreise zurückkehrte, die mit der Diasporamission be-

gann und mit der Heidenmission endete, war er überall mit Paulus als der betrachtet worden, dem Gott den Erfolg unter den Heiden geschenkt habe. Noch die Urapostel hatten ihn in Jerusalem als den angesehen, der mit Paulus speziell die Heidenmission übernommen habe. Aber im Grunde genommen hatte er doch gar nicht Heidenmission getrieben. Er dachte frei genug, um mit Paulus unbeschränkt unter den Heiden zu verkehren, soweit es dessen Missionsarbeit erforderte; er hatte den gläubig gewordenen Heiden genau so wie den Judenchristen mit seiner prophetischen Gabe gedient. Aber die eigentliche Missionspredigt, die Juden und Heiden zum Glauben führen sollte, hatte er seinem Gefährten überlassen. Jetzt, wo Paulus nach ihrem früheren Missionsgebiet sich begab, aber mit der ausgesprochenen Absicht, von dort aus zur eigentlichen Heidenmission überzugehen, sollte er mitgehen, als wolle er dieselbe mit ihm treiben. Das war doch gar nicht seine Absicht, dazu fühlte er den Beruf nicht. Man konnte das Recht der Heidenmission vollständig anerkennen, ohne sich berufen zu fühlen, als Mitarbeiter in sie einzutreten, genau wie die Urapostel. Schon in Antiochien hatte Barnabas, als es galt, sich in weiterem Umfang an die Heiden zu wenden, seinen Freund Saul herbeigeholt.

Sicher ist über diese Frage viel zwischen ihm und Paulus verhandelt worden, und es zeigte sich dabei, daß die beiden so eng befreundeten Männer über jene für die damalige Christenheit so überaus schwierige Frage doch keineswegs in allen Punkten gleich dachten. Eine an sich scheinbar ganz harmlose Angelegenheit führte die Katastrophe herbei. Barnabas hatte sich entschlossen, die Reise wenigstens zunächst soweit sie die Visitation der auf der gemeinsamen Reise gegründeten Gemeinden beabsichtigte, mitzumachen; aber er

wollte wieder wie damals seinen Neffen Johannes Markus mitnehmen. Das schien dem Apostel nicht angemessen, weil dieser an dem Hauptwerk jener Reise, der Gründung der kleinasiatischen Gemeinden nicht teilgenommen, sondern die Missionare in Pamphylien verlassen hatte. Hier stellte es sich eben heraus, daß Paulus dem Markus das ernstlich verdacht hatte; aber da wir nicht wissen, aus welchem Grunde das geschehen war, so können wir auch nicht beurteilen, weshalb eigentlich die Männer über diese Frage in einen so ernsten Streit gerieten. Die Apostelgeschichte sagt ausdrücklich, es sei zu einer Erzürnung zwischen ihnen gekommen. Gewiß erhellt daraus, daß jene beiden Männer, die wir allen Grund haben, so hoch zu verehren, doch auch nur schwache Menschen waren. Aber auch das ist gewiß, daß, wie so oft in ähnlichen Fällen, hinter dieser Einzelfrage eine Verschiedenheit der Anschauungen in den wichtigsten Fragen lag, die den Zwiespalt in der Entscheidung jener verbitterte. Jedenfalls ist man doch schiedlich, friedlich auseinander gegangen. Die Visitation der cyprischen Gemeinden übernahm Barnabas, den sein Neffe begleitete, während Paulus sich die Visitation der kleinasiatischen Gemeinden vorbehielt.

Es war nun die nächste Sorge für Paulus, sich einen Gefährten für diese Reise zu suchen; denn wie Jesus einst seine Jünger zu je zwei und zwei auf ihre erste Missionsreise ausgeschickt hatte, so erkannte man wohl den Segen davon, wenn man in brüderlicher Gemeinschaft seine Berufsarbeit unternahm. Es fügte sich sehr günstig. Einer der beiden Männer, welche die Urgemeinde einst mit Paulus und Barnabas nach Antiochien abordnete, um ihren Brief mit der Entscheidung in der Heidenfrage näher zu erläutern, war ein gewisser Silas, der in den apostolischen Briefen mit

seinem vollen lateinischen Namen Silvanus genannt wird. Auch er besaß wie Paulus das römische Bürgerrecht (vgl. Apostelgesch. 16, 27), auch er war wie Barnabas ein Mann von prophetischer Begabung zu anfassender Ermahnungsrede (vgl. 15, 22). Daß er als ein Mitglied der Urgemeinde sich an der Missionspredigt unter den Heiden beteiligen wollte, ist äußerst unwahrscheinlich. Aber wenn man ihn gerade wählte, den Beschluß, welcher die Gesetzesfreiheit der Heiden aussprach, zu erläutern, so muß er zu den hervorragenden Männern in ihr gehört haben, welche dem Beschluß mit voller Freudigkeit zustimmten, was keineswegs bei allen der Fall war. Das folgt auch daraus, daß er mit Petrus eng verbunden war, wie wir noch sehen werden. Dazu kam noch eins. Gewiß irrt die Apostelgeschichte darin, daß damals bereits den Heidenchristen jene Enthaltungen auferlegt waren, welche man nachmals um der Juden willen für notwendig hielt. Aber das schließt keineswegs aus, daß das Schreiben der Urgemeinde, wie sie mitteilt, gar nicht bloß für Antiochien, sondern für ganz Syrien und Kilikien bestimmt war. Paulus brauchte also nur statt des Seewegs nach Kleinasien, der nach seinen Erfahrungen auf der ersten Reise wenig verlockendes für ihn hatte, den Landweg durch Syrien und Kilikien zu wählen, so war Silas, der dorthin den Brief der Urgemeinde überbringen mußte, gern bereit, sich ihm als Begleiter anzuschließen.

Es gab in ganz Syrien und Kilikien bereits verstreut Christengemeinden, die mit der Urgemeinde in enger Verbindung standen, weil sie wohl wesentlich durch die Diasporamission von dort aus gegründet waren. Wir kennen diese Gemeinden und ihre Zustände genau aus einem Schreiben, das in sehr alter Zeit an sie von Jakobus, dem Bruder

des Herrn, gerichtet ist. Die Adresse geht zwar an die gesamte Diaspora, weil der Verfasser annimmt, daß auch andere Diasporagemeinden gern ein Wort von dem Haupte der Urgemeinde hören würden, und daß die Verhältnisse dort im wesentlichen nicht andere sein würden. Aber aus der genauen Kenntnis, die er von ihren Verhältnissen zeigt, erhellt doch wohl, daß das Schreiben zunächst an die den palästinensischen Gemeinden so nahe liegende Diaspora Syriens und Kilikiens ging. Es waren rein judenchristliche Gemeinden, die noch im engsten sozialen und religiösen Zusammenhang mit ihren ungläubigen Volksgenossen lebten. Sie besuchten ihre Synagoge, sie standen unter der synagogalen Gerichtsbarkeit; der Verfasser setzt voraus, daß auch die ungläubigen Juden um sie her von seinem Briefe Kunde bekommen, und, weil er auch bei ihnen in hohem Ansehen stand, sich ein ernstes Mahnwort von ihm gefallen lassen würden. Was unterschied denn diese christgläubigen Juden von ihren noch ungläubig gebliebenen Volksgenossen? Freilich nicht bloß, daß sie Jesus für den Messias hielten, der demnächst in göttlicher Herrlichkeit wiederkehren werde, um das Gericht zu halten und das Reich aufzurichten, in dem sie das verheißene ewige Leben finden würden. Denn diese sichere Hoffnung hatte sie wiedergeboren zu einer Erfüllung des göttlichen Willens, die ihnen jetzt nicht nur möglich, die ihres Lebens Lust und Freude geworden war. Diesen Willen kannten sie von jeher aus dem alttestamentlichen Gesetz, das aber freilich ihr erhöhter Herr in seinen Lebenstagen seine Jünger sehr anders verstehen gelehrt hatte, als es die damalige Schriftgelehrsamkeit verstand. Daß zu dieser Erfüllung des göttlichen Willens auch das Gottvertrauen in schweren Lebenslagen und die Gewißheit der Gebetserhörung, auch des Gebets um

Sündenvergebung gehört, konnte keinem frommen Juden zweifelhaft sein; aber daß, wie der Herr ausdrücklich gesagt hatte, dem, der das vornehmste Gebot der Barmherzigkeit erfüllte, im Gericht seine Mängel an Gesetzeserfüllung von der Barmherzigkeit des Richters zugedeckt werden würden, wußte eben nur der gläubig gewordene Jude (Jak. 2, 12, vgl. Matth. 5, 7).

Das zu bedenken tat freilich auch den Gemeinden, an die Jakobus schrieb, recht not; denn auch ihr neues Leben litt noch an mancherlei Mängeln. Ihre Mitglieder gehörten zu den Armen und Geringen dieser Welt. Die reichen Handelsjuden unter ihren Volksgenossen hatten kein Interesse dafür gehabt, als die Botschaft von dem Messias Jesus verkündigt wurde. Wohl aber jene Armen und Elenden, welche hofften, daß mit der nahen Wiederkunft Jesu die herrliche messianische Zeit anbrechen werde, welche die Propheten mit so glühenden Farben geschildert hatten. Aber einstweilen lebten sie noch unter dem Druck ihrer alten Verhältnisse, die nur noch drückender geworden waren. Die reichen Juden, die sie schon sonst vielfach vergewaltigt und ihnen ihren Lohn gekürzt hatten, glaubten sich jetzt alles gegen diese Ketzer erlauben zu dürfen, die einen hingerichteten Verbrecher für ihren Messias hielten. Wenn sie ihr Recht verlangten, schleppte man sie vor die Synagogengerichte, die sie als Ketzer verurteilten. Man hörte wohl unter den Gläubigen klagen, daß Gott sie auch zu schwer versuche. Für sie gab es nur den einen Weg, ihre Lage zu verbessern, wenn sie ihre noch ungläubig gebliebenen Volksgenossen zum Glauben zu bekehren suchten, was eben der enge Verkehr mit ihnen noch zu ermöglichen schien. Aber in dem Eifer dafür kam es zu heftigem Streiten und Disputieren mit den Ungläubigen,

und der geheime Neid auf die bessere Situation solcher, die doch ganz anderes verdienten, reizte zum Zorn und zu allen daraus sich ergebenden Zungensünden, die bis zum Fluchwort gegen die sich verstockenden Reichen fortgingen. Andrerseits konnte man auch durch Liebedienerei die Ungläubigen für sich zu gewinnen suchen. Es waren Fälle vorgekommen, wo man, als der goldstrotzende Jude in der Synagoge erschien, die Glaubensbrüder genötigt hatte, ihm ihren Platz einzuräumen. Man hatte dies wohl gar damit entschuldigt, daß man doch auch seinen Feind lieben müsse nach Jesu Deutung des vornehmsten Gebots. Jakobus mußte ihnen vorhalten, daß der Glaube an den Messias sie nicht vom Gericht retten könne, wenn er sich nicht, wie der Glaube Abrahams in der höchsten Gehorsamsleistung, durch die Geduld, die auch das Unrecht des Nächsten erträgt, bewähre, weil er sonst nur ein toter Glaube sei. Er legt ihnen dar, wie die bessere Erkenntnis, deren sie sich den Ungläubigen gegenüber rühmten, im Wandel erwiesen sein wolle und darum zunächst in der Sanftmut, mit welcher der wahrhaft Verständige den Gegner zu gewinnen sucht.

In diesem Kreise war es also, wo die beiden Missionare die Gemeinden stärkten und den Beschluß des Apostelkonzils publizierten, daß es der Gesetzestreue der Judenchristen nichts vergebe, wenn man etwa zum Glauben bekehrten Heiden das Gesetz Israels nicht auferlegte. Aber ihr eigentlicher Weg ging nach den lykaonischen Städten und zu den dortigen bereits stark mit gläubigen Heiden gemischten, ja teilweise vorzugsweise aus ihnen bestehenden Gemeinden. In Lystra hatte Paulus schon bei seiner ersten Anwesenheit einen Jüngling bekehrt, der ihm besonders aufgefallen war. Es war der Sohn einer gemischten Ehe; sein Vater war ein heidnischer

Grieche, nur seine Mutter Eunike, wie seine Großmutter Loïs waren fromme Jüdinnen, die ihn von Kindheit auf in der Schrift unterwiesen hatten. Kein Wunder, daß ihn damals die Predigt des Paulus anzog, durch die schon jene beiden Frauen bekehrt waren. Nun wurde auch er ein geistliches Kind des Apostels, wie Paulus ihn später wiederholt nennt. Schon in seiner Vaterstadt wurde dem Apostel erzählt, wie sich dieser Jüngling durch seinen tadellosen Christenwandel ausgezeichnet habe; aber auch in Ikoniun, wohin er sich von dort begab, wußte man viel von ihm zu rühmen. Er hatte also offenbar den Verkehr der beiden jungen Gemeinden vermitteln helfen und insofern schon dem Evangelium Dienste zu leisten begonnen. Darin sah Paulus eine Weisung Gottes, daß er ihm diesen Jüngling zum dauernden Gehilfen in seinem Missionsdienst bestimmt habe. Er kehrte nach Lystra zurück und fand, daß auch dort Prophetenstimmen ihn für den Missionsdienst geeignet erklärt hatten. In feierlicher Gemeindeversammlung wurde Timotheus nun dem Apostel zugeführt. Paulus und die Ältesten legten ihm die Hände auf und erflehten ihm Gabe und Segen für seinen Evangelistenberuf im Dienst des Paulus, wie wir aus den Pastoralbriefen wissen.

Es gab nur noch ein Bedenken. Als Sohn eines hellenischen Heiden war Timotheus natürlich unbeschnitten; und es fehlte doch auch unter den Judenchristen Lystras nicht an solchen, die es für nicht unbedenklich hielten, wenn ihr Lehrer Paulus durch den engen täglichen Verkehr mit dem Unbeschnittenen sich verunreinige. Vor allem war es auch wohl der Jerusalemit Silas selbst, der sich als gesetzestreuer Jude davor fürchtete. Vollends bei der weiteren Missionstätigkeit des Apostels, die überall bei den Juden anknüpfte,

konnte ihm die Begleitung durch einen Unbeschnittenen den Zutritt zu den Synagogen und zu ihren Häusern erschweren. Wir sahen bereits an dem Fall mit Titus in Jerusalem, wie Paulus sehr wohl nach seinen Grundsätzen auf sein gutes Recht, mit den Unbeschnittenen zu verkehren, verzichten konnte, und so ließ er den Timotheus beschneiden. Es konnte dem in strenger gesetzlicher Frömmigkeit erzogenen Jüngling nicht schwer werden, nun damit auch für die Zukunft die Verpflichtung auf das Gesetz zu übernehmen, da er ja an seinem Lehrer Paulus ein lebendiges Beispiel hatte, wie das ihn nicht hinderte, gelegentlich um höherer Pflichten willen sich auch vom Gesetz entbunden zu sehen. Aber wenn Paulus es damals ausdrücklich verweigerte, seinen Gefährten Titus beschneiden zu lassen, weil man es zur Bedingung machte, wenn man ihn als Christen anerkennen sollte, so deutet die Apostelgeschichte ausdrücklich an, daß Paulus es hier konnte, weil er mit Silas in den gemischten Gemeinden Lykaoniens das Aposteldekret publizierte, welches die Heiden prinzipiell für frei von der Gesetzesverpflichtung erklärte. Offenbar war es die Tatsache, daß Gott ihm hier einen dauernden Missionsgehilfen zugeführt hatte, mit dem er anstandslos unter Juden und Heiden verkehren konnte, während doch Silas ihn nur auf dieser Reise zu begleiten versprochen hatte, in der Paulus die Weisung Gottes sah, daß er sich jetzt ein eigenes Missionsfeld suchen sollte. Er brach also seine Visitationsreise ab, ohne die pisidischen und pamphylischen Gemeinden besucht zu haben, und beschloß, das neue Missionsziel zu suchen, das Gott ihm bestimmt habe.

Sichtlich war die Meinung des Apostels, er werde dasselbe in Vorderasien finden, worunter man damals die Landschaften an der Westküste Kleinasiens verstand. Aber die

Apostelgeschichte betont ausdrücklich, daß, als er die an Vorderasien grenzenden Landschaften betrat, um dorthin zu gehen, er vom heiligen Geist verhindert wurde, seine persönliche Absicht, in Vorderasien zu predigen, auszuführen. Wir ersehen daraus, wie sicher Paulus Pläne, die in seinem eigenen Geist entstanden waren, von den Weisungen, durch die der heilige Geist seine Wege lenkte, unterscheiden konnte. Hier ist die Art, wie er es tat, ganz klar. Wir sahen bereits, wie der Geist, der ihn zu der ihm speziell aufgetragenen Missionswirksamkeit ausrüstete, ihm die Weisung gegeben hatte, überall nur Grund zu legen, also dort nicht zu predigen, wo bereits Grund gelegt war. So hatte er ja erkannt, daß, als er in Begleitung des Barnabas Cypern durchzog, dort sein eigentliches Wirkungsgebiet nicht sei, und erfahren, wie er erst in den südwestlichen Landschaften Kleinasiens sein spezifisches Arbeitsfeld als Heidenapostel gefunden hatte. Wenn ihn also der Geist hinderte, in Vorderasien zu predigen, so muß er in Erfahrung gebracht haben, daß dort bereits judenchristliche Gemeinden bestanden, die durch gelegentliche oder absichtliche Propaganda von der Urgemeinde her entstanden waren. Daß dies aber der Fall war, wissen wir genau, da der erste Petrusbrief, der sicher noch dieser frühen Zeit angehört, ausdrücklich an die gläubige Diaspora Vorderasiens gerichtet ist. So durchzogen denn die Missionare die an Vorderasien grenzenden Landschaften Phrygiens und Galatiens, um weiter nach dem Norden Kleinasiens vorzudringen. Von einer Missionswirksamkeit daselbst weiß die Apostelgeschichte nichts; sie kann auch gar nicht stattgefunden haben, da wir aus 1. Petri 1, 1 wissen, daß auch in den großen Städten Galatiens Pessinus, Ankyra und Tavium, wo es bedeutende jüdische Kolonien gab, längst judenchrist-

liche Gemeinden bestanden, von denen sicher auch Paulus erfuhr, sodaß dieser Teil Galatiens von vornherein von seiner spezifischen Heidenmission ausgeschlossen war.

Wir wissen aber aus Galater 4, 13, daß Paulus auf der Durchreise nach Galatien schwer erkrankte und dadurch zu längerem Aufenthalt daselbst genötigt war. Es waren wahrscheinlich die Nachwehen seiner Steinigung in Lystra, die ihn wieder einmal überfielen. Sie müssen sich in krampfhaften Anfällen geäußert haben, die einen abschreckenden Eindruck machten; er sagt selbst, es sei eine harte Probe gewesen, auf welche er die Galater gestellt, einen so gebrechlichen, von widerwärtigen Zufällen heimgesuchten Mann als einen Gottgesandten aufzunehmen. Und doch gedenkt er noch nach Jahren mit tiefer Rührung dessen, daß sie ihn wie einen Engel Gottes, ja wie den Heiland selbst aufgenommen hätten und ihm jedes Opfer zu bringen bereit gewesen wären. Es war eine eigenartige Bevölkerung, unter der er zu verweilen gezwungen war. Hier hatten sich keltische Stämme, die einst aus Europa herübergekommen und mit ihren Raubzügen der Schrecken Kleinasiens geworden waren, angesiedelt. Nun waren sie längst von griechischer Kultur beeinflußt, sie gehörten zum römischen Reich, hatten sich aber ihre alte Gauverfassung, ihre Volksvertretung und in weitem Umfang auch ihre Selbstverwaltung zu erhalten gewußt. Ihre auch sonst uns bekannte leichte Erregbarkeit hatte sie die neue Botschaft freudig aufnehmen lassen und ihnen eine so heiße Dankbarkeit für den Bringer derselben eingeflößt. Obwohl an den Ort gebunden, an dem die Krankheit Paulus überfallen, hatte er doch eine weitreichende Wirksamkeit ausgeübt. Von nah und fern waren sie zu dem wunderbaren Mann herzugeströmt und hatten den von ihm gewirkten

Glauben hinausgetragen in ihre Heimat, ja bis über die Grenze Phrygiens hinaus.

Als Paulus endlich wieder reisen konnte, versuchten die Missionare, denen das zu Vorderasien gehörende Mysien verschlossen war, nach Bithynien vorzudringen; aber auch hier verwehrte es ihnen der Geist, den die Apostelgeschichte hier ausdrücklich als den bezeichnet, der einst Jesu während seines Erdenlebens bei all seinen Schritten leitete. Der Grund wird natürlich derselbe gewesen sein wie der, welcher ihnen Vorderasien verschloß. Wir wissen aus 1. Petri 1, 1, daß gerade in diesen Nordprovinzen, wie Pontus, Kappadozien und Bithynien bereits damals christliche Gemeinden bestanden. Man mußte also an der Grenze von Mysien und Bithynien zur Meeresküste hinabziehen und kam so nach Troas.

Hier war es, wo dem Apostel der göttliche Wink zuteil wurde, welcher ihm sein neues Missionsziel anwies. Im Traum erschien ihm ein makedonischer Mann, der ihn hinüber rief, er möge kommen und seinen Landsleuten helfen. Paulus und seine Genossen waren keinen Augenblick im Zweifel, daß sie diesem Wink unverzüglich zu folgen hätten. Wir sehen aus der Art, wie der Verfasser der Apostelgeschichte sich plötzlich unter die einschließt, welche diesen Beschluß faßten, daß der griechische Arzt Lukas sich damals ebenfalls in Troas eingefunden hatte; vielleicht war er während der Krankheit des Apostels in Galatien mit ihm bekannt geworden und hatte für die leibliche Hilfe, die er demselben leistete, als Dank die viel köstlichere geistliche empfangen, die Paulus zu bieten hatte und die ihn zum Christen machte. Als Mitberater hatte er sich den Missionaren in Troas zugesellt und Paulus nicht nur als reisefähig erklärt, sondern sich erboten, ihn nach Makedonien zu begleiten, um über

seine Gesundheit zu wachen. Daher die genaue Erzählung der Apostelgeschichte, die jede kleine Station der Reise aufzählt. Gleich in der ersten bedeutenderen Stadt Makedoniens machten die Missionare Halt. Es war die alte Grenzfestung Philippi am Flüßchen Gangas, die durch die Doppelschlacht zwischen den römischen Republikanern und dem Erben Cäsars eine weltgeschichtliche Berühmtheit erlangt hat. Die Stadt war durch den Bergbau in dem nahen Gebirge Pagäon reich geworden und hatte von Octavian die Rechte einer römischen Koloniestadt erhalten. Es war ein Zeichen, wie er hier die Stätte seiner eigentlichen Heidenmission gefunden hatte, daß nur eine ganz spärliche Judenschaft in der Stadt war, wohl hauptsächlich einige jüdische Frauen heidnischer Männer. Sie hatten daher auch keine Synagoge, sondern nur einen Betplatz am Fluß, wo man zugleich die üblichen Reinigungen vornehmen konnte.

Trotzdem suchte Paulus auch dort am ersten Sabbat zunächst seine Glaubensgenossen auf und ließ sich mit seinen drei Gefährten an dem Betplatz nieder, um mit den dort zusammenkommenden Weibern Bekanntschaft anzuknüpfen. Natürlich kam man sehr bald auch auf das zu sprechen, was den Apostel hergeführt, und es erschien allen wie ein großes Wunder, als eine der Frauen sofort von seiner Verkündigung so ergriffen wurde, daß sie und ihre Angehörigen um die Taufe baten. Es war eine jüdische Proselytin aus der Stadt Thyatira in Lydien, die hier als Purpurhändlerin ihr Geschäft hatte und nach ihrer Herkunft überall nur die Lydierin genannt wurde. Paulus überzeugte sich bald, wie ernst sie es mit ihrem Glauben meine und taufte sie. Aber damit nicht genug; sie verlangte, daß die Missionare ihr sichtlich wohlhabendes Haus als das ihre betrachteten und dasselbe

zum Mittelpunkt ihres Wirkens in der Stadt machen möchten. Paulus hat, noch nach langen Jahren, es für ein Zeichen des Missionseifers der Gemeinde erklärt, daß er hier vom ersten Tage an einen solchen gefunden (Phil. 1, 5). Die Missionare sträubten sich wohl eine Zeit lang ein so großes Opfer anzunehmen, aber die Lydierin beharrte auf ihrer Bitte, und sie gaben endlich nach. Nun wußte Lukas seinen Patienten wohl geborgen unter weiblicher Pflege und kehrte zu seinen Geschäften zurück. Er erzählt nur noch von einem Vorfall auf dem Wege zum Betplatz, der später für Paulus verhängnisvoll werden sollte; aber von da an verschwindet sein „Wir“ aus der Geschichte. Dieselbe zeigt nur, daß er keine Ahnung mehr hat, wie lange, wie ereignis- und erfolgreich der Aufenthalt des Apostels in Philippi gewesen ist; denn er knüpft an jenen Vorfall sofort die Katastrophe an, zu welcher jener in seinen Folgen führte, als handele es sich nur um wenige Tage.

Viel besser sind wir darüber aus den Briefen des Apostels selbst unterrichtet. Er hat in Philippi lange genug verweilt, um dort eine beträchtliche Gemeinde zu gründen, die wesentlich aus Heidenchristen bestand und die er selbst als seine Freude und seine Krone bezeichnet. Auch wohlhabend muß die Gemeinde gewesen sein. Während seines Aufenthaltes war er zwar im Hause der Lydierin wohl versorgt; aber Paulus rühmt den Missionseifer der Gemeinde, die ihm später nach auswärts wiederholt Unterstützungen sandte, um ihn für seine Missionsarbeit frei zu machen. Ganz unangefochten blieb der Apostel auch hier nicht. Es muß in der heidnischen Bevölkerung solche gegeben haben, denen es ärgerlich war, daß diese jüdischen Männer hier so großen Anhang erwarben, und wenn sie die von ihnen

Bekehrten auch nicht zu Proselyten machten, sie doch ihrer Volksreligion entfremdeten. Paulus gedenkt noch nach Jahren, als schon viele derer heimgegangen waren, die ihm einst bei der Gründung der Gemeinde gedient, zweier Frauen, wie des Mannes der einen und eines gewissen Clemens, die mit ihm für das Evangelium gestritten hatten, also eifrig der Propaganda gedient und sich nicht vor der Feindschaft, die sie sich damit zuzogen, gefürchtet. Was ihn aber mit der Obrigkeit in Konflikt brachte und ihn veranlaßte, die gesegnete Stätte seiner Wirksamkeit zu verlassen, war jener Vorfall, den Lukas noch selbst miterlebt, von dessen Folgen er aber nur erzählen gehört hatte, wie man dergleichen vor langen Jahren vorgefallene Ereignisse nach Hörensagen erzählt.

Es war damals nämlich den vier zum Betplatz gehenden Männern eine Magd gefolgt, die ihnen nachschrie: „Diese Männer sind Knechte des höchsten Gottes, welche euch den Heilsweg verkündigen!“ Man führte das auf einen Wahrsagergeist zurück, von dem die Magd besessen war, und der sie auch sonst zum Wahrsagen befähigte. Das hatten ihre Herren benutzt, daraus ein Gewerbe zu machen, an dessen Bezahlung sie sich bereicherten. Da die Magd immer wieder den Apostel und seine Gefährten mit ihrem Nachschreien belästigte, hatte Paulus, wie man erzählt, den bösen Geist, von dem sie besessen war, ausgetrieben oder vielmehr, da das ja nur die Vorstellung der Leute war, daß sie von einem solchen besessen, sie bekehrt und ihr das abergläubische Gewerbe verboten. Darüber empört, schleppten ihre Herren, denen dadurch ihr Verdienst entgangen war, Paulus und Silas vor die Duumvirn, die in der Koloniestadt die Justiz übten, und verklagten sie wegen Einführung unerlaubter Kultgebräuche. Wir sehen auch daraus, daß eine lange Wirksamkeit

vorhergegangen, aus der selbst den Heiden klar geworden war, daß diese jüdischen Männer eine andere Religion verkündigten als die jüdische. Da sie aber wohl wußten, daß die römische Obrigkeit sich auf die Frage, ob die von den Missionaren verkündigte Religion die im römischen Reich erlaubte jüdische sei oder nicht, nicht einlassen würde, hatten sie den heidnischen Pöbel aufgehetzt, dessen Judenhaß immer bereit war, dabei zu sein, wo es galt, jüdische Männer zu verfolgen, daß er mit ihnen die Obrigkeit bestimme, sie zu bestrafen. Die Duumvirn waren schwach genug, sich durch diesen fanatischen Pöbel einschüchtern zu lassen, ließen die Geißelung an den Missionaren vollstrecken und sie in das Gefängnis werfen. In der Nacht aber soll der Kerkermeister durch ein Erdbeben erschreckt, die Männer um einen Weg zur Rettung angefleht haben, und als Paulus den Glauben als das einzige Rettungsmittel nannte, von ihnen bekehrt und mit seinem ganzen Hause getauft sein. Den Duumvirn war aber über Nacht klar geworden, daß sie sich übereilt hätten, und sie schickten ihre Liktoren, um die Missionare in Freiheit zu setzen. Nun aber erklärte Paulus, daß man ohne Urteil und Recht über sie eine Strafe verhängt habe, der sie als römische Bürger ohnehin nicht unterworfen waren, und forderte zur Genugtuung, um durch diese schmachvolle Behandlung nicht der Sache des Evangeliums in der Stadt Schande zu machen, daß man sie persönlich aus dem Gefängnis führe. Jene erklärten sich dazu bereit, baten aber Paulus und Silas, die Stadt zu verlassen, damit ihnen aus ihrem übereilten Vorgehen nicht neue Ungelegenheiten erwüchsen. Die Missionare erfüllten die Bitte, nahmen nur noch von ihrer Gastwirtin Abschied und zogen mit Timotheus, der als ihr Diener natürlich in die ganze Sache nicht verwickelt war, davon.

5. Kapitel.

Die Gemeinde in Thessalonich.

Die Missionare zogen auf der großen römischen Heerstraße südwärts an Amphipolis und Apollonia vorüber, wo die Judenschaft keine eigene Synagoge hatte, die ihnen einen Anknüpfungspunkt bot. Erst in Tessalonich machten sie Halt. Diese bedeutende Handelsstadt am thermäischen Meerbusen war der Sitz des römischen Prokonsuls von Makedonien. Hier hatte sich eine zahlreiche Judenschaft angesiedelt, deren Synagoge auch von den benachbarten Städten aus besucht wurde. Auch hier hat Paulus diese sofort aufgesucht und dort aus der Schrift den Beweis geführt, daß der von ihm verkündigte Jesus der Messias sei. Dreimal hatte er es in den sabbatlichen Gottesdiensten versucht, aber auch hier nur konstatieren können, daß die Judenschaft als solche für das Evangelium unempfänglich, ja, demselben feindselig gegenüber stand. Wohl wurden einzelne gläubig; aber hauptsächlich nur griechische Proselyten und eine Anzahl vornehmer Weiber. Nur das interessiert den Verfasser der Apostelgeschichte, der eben nachweisen will, wie die Schuld der Juden es war, daß sich die

Mission immer mehr den Heiden zuwandte. Darum schließt sie an die Schilderung dieser Synagogenwirksamkeit des Apostels sofort die Erzählung davon an, wie durch die Feindseligkeit der Juden dem Wirken des Paulus in Thessalonich ein vorzeitiges Ende bereitet wurde. Wir wissen aber aus seinen Briefen an die Gemeinde, daß es mindestens noch monatelang, vielleicht erheblich länger dauerte. Denn hier hat Paulus Arbeit genommen, und obwohl er oft genug die Nacht zu Hilfe nahm, sich kärglich ernährt, sodaß er wiederholt aus Philippi Unterstützungen empfangen mußte. Hier hat er eine abgesehen von den in seiner Synagogenwirksamkeit gewonnenen Juden wesentlich aus Heidenchristen bestehende Gemeinde gegründet, die, obwohl vorzugsweise aus kleinen Krämern und Handwerkern bestehend, ihm ebenso ans Herz gewachsen war wie die philippische. Er hatte ihr Vorsteher bestellt, die nicht nur die äußeren Gemeindeangelegenheiten versorgen sollten, sondern denen auch die Zucht und Pflege des inneren Gemeindelebens anvertraut war.

Aber auch nach der festen Begründung der Gemeinde hat Paulus nach seiner eigenen Aussage noch lange in ihr seelsorgerisch gewirkt, wenn auch unter mancherlei Anfechtungen seitens der ungläubig gebliebenen Juden. Diese wurden aber endlich so drohend, daß Paulus ihnen zu weichen sich genötigt sah. Die feindseligen Juden wußten nämlich durch schlechtes Gesindel, wie es sich auf dem Markt umhertrieb, die Stadt in Aufregung zu versetzen. Indem sie wie einst die Hierarchen Jerusalems die Messianität Jesu, die Paulus verkündigte, politisch deuteten, behaupteten sie, die Missionare durchzögen das ganze römische Reich, um eine Revolution anzuzetteln und ihren Jesus an Stelle des Kaisers auf den Thron zu setzen. So kam es, daß eine tumultuierende Menge das Haus

eines gewissen Jason umringte, der die Missionare aufgenommen hatte und sein Haus zur Herberge der Gemeinde hergegeben. Man verlangte die Herausgabe der Missionare, um sie vor Gericht zu schleppen. Zum Glück waren sie gerade nicht anwesend, und so nahm man anstatt ihrer den Hauswirt und etliche bei ihm befindliche Gemeindeglieder und brachte die Klage gegen die Missionare vor die Stadtobrigkeit. Diese aber war verständig genug, sich von Jason Kaution stellen zu lassen, daß nichts ungesetzliches im Werke sei, und die Verklagten ohne weiteres zu entlassen. Aber die christlichen Brüder hielten doch die Situation für so bedenklich, daß sie die Missionare, natürlich mit ihrem Diener Timotheus, bei Nacht nach Beröa brachten. Hier fand man endlich eine Judenschaft, welche die Synagogenpredigt des Paulus nicht von vornherein abwies. Es begann vielmehr ein Forschen in der heiligen Schrift, ob sie wirklich bestätige, was Paulus verkündigte; und viele wurden gläubig. Auch der Erfolg in der hellenischen Bevölkerung ließ sich gut an, und viele vornehme Weiber und selbst Männer wurden für das Evangelium gewonnen. Die Wirksamkeit des Paulus, über deren Dauer Lukas nichts angibt, darf man sich doch durchaus nicht kurz denken. Erst als sich die Kunde von seinen Erfolgen nach Tessalonich verbreitet hatte, kamen die feindseligen Juden von dort, um auch hier den Pöbel gegen die Missionare aufzuwiegeln. Die neugewonnenen Gläubigen waren namentlich für den Apostel so besorgt, daß sie ihn sofort drängten, nach der Meeresküste zu entweichen. Silas und Timotheus blieben in der Stadt, um seine Flucht zu maskieren. Man benutzte die erste Schiffsgelegenheit, und etliche Brüder ließen es sich nicht nehmen, den Apostel zu begleiten, bis er in Athen in Sicherheit war.

Paulus hatte offenbar nicht die Absicht gehabt, nach Athen zu gehen. Diese Stadt der Philosophen versprach wenig Empfänglichkeit für die schlichte Heilsbotschaft vom Gekreuzigten. Er wollte dort, wohin sein Schiff ging, nur bleiben, bis die beiden Genossen, die er durch die heimkehrenden Brüder dringend hatte bitten lassen, ihr Nachkommen zu beschleunigen, wieder mit ihm vereinigt waren. Aber tief ergriff ihn der Anblick der zahllosen Götterbilder. Er sah darin nicht Kunstwerke, die zu ästhetischer Bewunderung reizten, sondern Verirrungen eines religiösen Strebens, das von dem Glauben an den einen wahren Gott abführe. Er begnügte sich nicht damit, in der Synagoge mit Juden und Proselyten Unterredungen anzuknüpfen, sondern er nahm auch jede Gelegenheit wahr, auf dem Markte sich mit den ihm Begegnenden in ernste Gespräche einzulassen. Wirklich kamen bald genug seine beiden Gefährten nach. Aber Paulus sorgte sich um seine Thessalonichergemeinde, die er, von äußeren und inneren Gefahren bedroht, hatte verlassen müssen. Schon in Beröa beabsichtigte er wiederholt, zu ihr zurückzukehren, aber die in Tessalonich auf ihn lauernde Feindschaft hinderte ihn daran. Sobald nun Timotheus wiederkam, beschlossen die beiden Missionare, ihn nach Tessalonich zurückzusenden, um die dortige Gemeinde zu stärken und Nachrichten von ihrem Ergehen zu bringen (vergl. 1. Thessal. 2, 18. 3. 1.). Aber auch Silas konnte nicht lange bleiben. Wir wissen nicht, ob neue Nachrichten aus Beröa oder nur der Wunsch, die schönen unter der dortigen Judenschaft errungenen Erfolge noch zu vertiefen und zu festigen, ihn dahin zurückführte. Er sollte dort bleiben, bis Timotheus aus Tessalonich zurückkehrte, um mit ihm zusammen dann wieder zum Apostel zu stoßen, der, sobald er die in Athen angeknüpften Beziehungen zu

einem gewissen Abschluß gebracht, nach Korinth gehen wollte. Inzwischen hatte nämlich Paulus wirklich mit Mitgliedern der in Athen blühenden stoischen und epikureischen Philosophenschulen Bekanntschaft angeknüpft. Viele hatten ihn freilich für einen leeren Schwätzer, andere für einen Verkündiger neuer Gottheiten erklärt, derer es doch schon mehr als zuviele gab in dem sinkenden Heidentum. Aber es gab auch viele, die erst einmal hören wollten, welches denn die neue Lehre sei, die er bringe. Die Apostelgeschichte führt das auf den neuigkeitslüsternen Sinn der Athener zurück, von dem alle, die sich dort ansiedelten, leicht angesteckt wurden. Immerhin wollte man sich Gelegenheit schaffen, ihn einmal zu hören, und da das im Geräusch des Marktes nicht anging, so führte man ihn auf den stillen Areshügel, wo von alters her der höchste Gerichtshof seine Sitzungen zu halten pflegte, und wo auch er leicht einen Platz fand, um ungestört zu der ihn umgebenden Menge zu reden. Paulus knüpfte an das religiöse Interesse an, von dem die zahlreichen Götterbilder in der Stadt zeugten, und insbesondere daran, daß er auch Altäre gefunden hatte, die einem unbekannten Gott geweiht waren. Eben diesen Gott verkündige er ihnen, der als der Schöpfer und Herr Himmels und der Erde nicht in Tempeln wohne und mit Opfern bedient werden könne, da er selbst jedermann Leben und Odem und alles, was zum Leben not tue, gebe. Tiefer als sonst ging Paulus darauf ein, wie dieser Gott sich auch in der Geschichte offenbart habe, indem er die verschiedenen von einem Menschen stammenden Völker über die ganze Erde hin verteilt und einem jeden seinen Wohnsitz, aber auch in den Kämpfen derselben untereinander einem jeden die Zeit seines Besitzes bestimmt habe. Er habe ihnen die Aufgabe gestellt, ihn aus diesem seinem Walten heraus zu erkennen, da er

ihnen so nahe gekommen war, daß all ihr Leben und jede Lebensregung auf ihm beruhte. Er knüpft an ein ihnen bekanntes Dichterwort an, wonach wir göttlichen Geschlechtes seien, und folgert daraus, da das göttliche Wesen, wie wir es darnach an unserm eigenen geistigen Wesen erkennen, doch unmöglich in den aus irdischem Material und mit noch so großer Kunst hergestellten Götterbildern ein ihm entsprechendes Abbild finden könne.

Staunend hatte die Menge diese Worte angehört, die den größten ihrer Philosophen Ehre machten, und die sie von einem jüdischen Handwerker zu hören nicht erwartet hatten. Nun aber mußte der Apostel endlich auf seine Hauptaufgabe kommen, ihnen den Heiland zu verkündigen. Gott habe die Zeiten der Unwissenheit übersehen, nun aber sei der Augenblick gekommen, wo er alle Menschen zur Sinnesänderung rufe, weil er bereits einen Tag bestimmt habe, an dem er die ganze Welt in Gerechtigkeit richten wolle. Er setzt voraus, daß ihr Gewissen ihnen von selbst sagen müsse, daß sie vor dem Weltrichter nicht bestehen könnten. Nicht als den jüdischen Messias verkündigt er Christum, sondern als den Mann, durch welchen Gott sein Gericht zu halten beschlossen habe .Im Glauben an ihn könne man daher allein den Weg zur Errettung von diesem Gericht finden. Um zu diesem Glauben zu führen, habe Gott ihn von den Toten auferweckt. Da brach der Sturm los. Die Vorstellung einer solchen Auferweckung erschien dem diesseitsfrohen Bewußtsein der Griechen als der helle Wahnsinn. Die einen lachten ihn einfach aus als einen Narren, die andern meinten, davon könnten sie ja ein andermal näheres hören. Aber dieses andere Mal kam natürlich nicht. Es war ein gründlicher Mißerfolg. Nur einige wenige schlossen

sich ihm an. Die Apostelgeschichte weiß noch nach langen Jahren zwei Namen derer zu nennen, die damals bekehrt wurden, offenbar weil der Verfasser aus ihrem Munde von jener wunderbaren Rede auf dem Areopag gehört hatte, die er als das Beispiel einer Heidenmissionspredigt des Apostels uns aufbehalten hat.

Seiner Verabredung mit den Genossen gemäß ging Paulus nach Korinth. Hier erst befand er sich im eigentlichen Herzen Griechenlands, wo er seine in Makedonien begonnene Mission fortsetzen wollte. Hier war der Sitz des römischen Prokonsuls von Achaja, hier blühten Künste und Wissenschaften. Da in den Häfen zu beiden Seiten des Isthmus die Reichtümer des Orients und Occidents zusammenströmten und die milde Luft wie die berühmten isthmischen Spiele hier einen lebhaften Fremdenverkehr herbeiführten, blühte auch Handel und Gewerbe. Freilich war auch die Üppigkeit und Sittenlosigkeit der Stadt sprichwörtlich geworden; im Tempel der Aphrodite buhlten tausend priesterliche Dirnen zu Ehren der Göttin. Kein Wunder, daß der Apostel, wie er selbst sagt, mit einigem Herzklopfen diese Stätte seiner Wirksamkeit betrat. Daß es Gottes Wille war, er solle hier längere Zeit verweilen, bewies ihm sofort die Tatsache, daß Gott ihm einen Handwerksgenossen zuführte, mit dem zusammen er sein Gewerbe treiben konnte. Es war ein pontischer Jude, namens Aquilas, der in Rom sein Gewerbe getrieben hatte, als eben die Kunde von der in Jerusalem aufgetretenen Sekte der Nazarener die dortige jüdische Kolonie beunruhigte. Der Weltverkehr der Reichshauptstadt führte aus den verschiedensten Gegenden her gläubig gewordene Juden dorthin, und nun entbrannte der heftigste Streit zwischen ihnen und den altgläubigen Juden. Schließlich wurden die Unruhen in dem

Judenviertel, in denen man immer nur den Namen Christus hörte, so arg, daß der Kaiser Claudius die gesamte Judenschaft aus Rom verbannte. So war Aquilas nach Korinth gekommen, dort ebenso fremd wie Paulus. Ob und wie weit er bereits dem Christentum nahe getreten war, wissen wir nicht; jedenfalls machte der tägliche Verkehr mit Paulus bald genug ihn und besonders sein Weib Priskilla zu eifrigen Bekennern des Evangeliums. Paulus suchte zwar allsabbatlich die Synagoge auf und versuchte mit Juden und Heiden dort Unterredungen anzuknüpfen; aber die Sorge um seine Thessalonicher lag ihm zu schwer auf dem Herzen, sodaß er zu eigentlicher Missionswirksamkeit nicht kommen konnte.

Endlich kehrte Timotheus aus Thessalonich zurück mit Silas, den er in Beröa abgeholt hatte. Er brachte frohe Kunde von der dortigen Gemeinde zurück, die nicht nur in christlichem Glauben und seiner Bewährung treu geblieben war, sondern auch ihren beiden Begründern ein liebevolles und sehnsüchtiges Andenken bewahrt hatte. Durch ihn erst erfuhren sie, wie schwer der Gemeinde das gemacht war. Die christusfeindlichen Juden hatten den jungen Heidenchristen einzureden gesucht, diese angeblichen Glaubensboten, die sie doch als ihre Landsleute am besten kennen müßten, hätten gar keinen Anlaß gehabt, sich an die Heiden heranzumachen, da das einzige, was sie ihnen vorbringen konnten, der Glaube an den einigen Gott in ihrer Synagoge, wenn sie danach verlangten, ebenso gut und besser zu haben sei. Es müßten also unlautere Motive gewesen sein, wie Habsucht und Ehrgeiz, die sie vermocht hätten, ihnen den Irrwahn zu verkündigen, den sie für eine Gottesbotschaft ausgäben. Mit schmeichlerischer Rede hätten die Männer sie zu gewinnen gesucht und, nachdem sie die Heiden mit ihren Volksgenossen

gründlich verfeindet, sich aus dem Staube gemacht, um ihrem gerechten Zorn zu entfliehen. Den beiden Missionaren, die in ihrer Tätigkeit selbst von den ungläubigen Juden vielfach bedrängt und von Sorge bedrückt waren, brachte die Botschaft des Timotheus, daß die junge Gemeinde sich durch diese Machinationen nicht habe irre machen lassen, neue Freudigkeit; es war ihnen, als durchströme sie ein neues Leben. Aber was Timotheus den Thessalonichern zur Entkräftung jener boshaften Verleumdungen hatte sagen können, war doch auf die Dauer nicht ausreichend. Sie mußten es selbst aus dem Munde des Apostels hören; und so entschloß er sich zum erstenmal zu einem Brief an die Gemeinde. Für seine nur an die Arbeit am Webstuhl und nicht an den Griffel gewöhnte Hand, die nur große, unförmige Buchstaben malen konnte (vergl. Gal. 6, 11), fand er leicht einen Abschreiber, dem er den Brief diktieren konnte. Wir erkennen noch leicht die Art des Diktierens an den immer weiter kunstlos sich fortspinnenden, durch immer neue Einschaltungen belasteten Sätzen, die zuweilen nicht ohne Inkorrektheit auf das Gesagte zurückkommen und noch keine Spur schriftstellerischer Bildung zeigen, die man in der Rabbinenschule eben nicht lernte.

Der eigentliche Zweck des Briefes liegt in Kapitel 2, wo Paulus die gegen ihn erhobenen Verleumdungen zurückweist. Er erinnert daran, daß er nach den Erfahrungen, die er eben noch in Philippi gemacht hätte, wahrlich nicht die Freudigkeit habe finden können, ihnen unter stetem Kampf mit seinen ihm feindseligen Volksgenossen irgend welche Einfälle vorzutragen. Er müsse das bestimmte Bewußtsein gehabt haben, von Gott mit der Verkündigung seiner Heilsbotschaft betraut zu sein, für deren von keiner Rücksicht auf Menschen bestimmte Ausrichtung er dem Herzenskündiger

allein verantwortlich sei. Daß er nicht habsüchtige Zwecke gehabt, begründet er mit dem Hinweis darauf, wie er sich mit seiner Hände Arbeit mühselig ernährt habe, um keinen von ihnen zu beschweren, auch wenn er die Nacht dazu zu Hilfe nehmen mußte. Wie er nicht ehrgeizige Pläne verfolgt habe, erhelle daraus, daß er sich nicht, wozu er doch ein volles Recht gehabt, vor ihnen als den Apostel Christi aufgespielt, sondern bei seiner Verkündigung des Evangeliums mit fast mütterlicher Zärtlichkeit die ihm geschenkten Kinder durch das ernährt habe, was er an seinem eigenen Seelenleben erfahren. Er erinnert sie daran, wie sie in der Zeit, da er in der bereits begründeten Gemeinde väterlich gewaltet, selbst seinen in frommer Scheu tadellos geführten Wandel hätten prüfen können, da er sie mit heiligstem Ernst zu einem gleichen Wandel ermahnt habe. Seine Verleumder aber charakterisiert er als die, welche Jesum getötet, wie einst die Propheten, und ihn verfolgten, um zu verhindern, den Heiden die Heilsbotschaft zu bringen. Es scheine, als wollten sie das Maß ihrer Schuld noch voll machen, um das Gottesgericht auf sich herabzuziehen, das in ihrer Verstockung schon in vollstem Maße über sie gekommen sei. Diese Selbstapologie des Apostels, in die er überall auch den Silas mit einschließt, setzt sich auch Kapitel 3 noch fort, wo er schildert, wie er sich in der Trennung von ihnen verwaist gefühlt habe. Oft habe er zu ihnen zurückzukehren gesucht und schließlich, da er immer wieder durch die ihm drohenden Verfolgungen daran verhindert sei, seines liebsten Freundes sich entäußert, um ihn an seiner Stelle zu ihnen zu senden und Nachrichten von ihnen zu erhalten. Er könne Gott nicht genug danken für die frohe Botschaft, die er durch Timotheus erhalten. Aber immer noch sei sein heißestes Gebet,

daß Gott ihn selbst zu ihnen zurückführe, damit er persönlich fortfahren könne, sie im Glauben weiter zu fördern.

In dem Eingangskapitel tritt uns sofort die ganze Eigenart des Apostels entgegen, wie sie auf Grund seiner Lebenserfahrung sich gestaltet hatte. Es ist der Apostel der in Christo offenbar gewordenen göttlichen Gnade, der in dem Eingangsgruß wie in dem Schlußsegen in diese Gnade und das von ihr uns dargebotene Heil alles zusammenfaßt, was er ihnen zu wünschen hat. Gott dankt er für alles, was er nach den durch Timotheus empfangenen Nachrichten an ihnen zu rühmen weiß. Daß sie von Gott zu Gegenständen seiner väterlichen Liebe erwählt seien, erkennt er daraus, daß Gott seiner Heilsbotschaft die Kraft gegeben habe, in ihnen den Glauben zu erwecken, und daß das Wort seiner Ermahnung, das sie auch fernerhin als ein wahrhaftiges Gotteswort aufgenommen hätten, in ihnen wirksam geworden sei. Um sie zu treuer Ausdauer zu ermuntern, hält er ihnen das Bild ihres ersten Glaubenseifers vor, wovon man überall in Makedonien und Griechenland erzähle. Durch die Freudigkeit, mit der sie die vom Christentum unzertrennliche Trübsal, die er ihnen vorhergesagt, ertragen, seien sie Nachfolger des Herrn selbst geworden. In unserem Brief wird es nun recht klar, was der eigentliche Grund der Trübsal war, in der sie von ihren Volksgenossen dasselbe erlitten, wie einst die judäische Gemeinde von den ihren. Es wäre ja unbegreiflich, wie in einer Zeit der Religionsmengerei, in der immer neue Kulte auftauchten und unbehelligt blieben, sich gerade gegen die Christen die Feindschaft des Heidentums gewandt haben sollte. Gewiß war ein Grund dafür der Anspruch der Christen, daß ihr Glaube der allein seligmachende sei, und die Sittenstrenge, mit der sie sich von dem Sündenleben

ihrer Volksgenossen absonderten. Aber jenen törichten Wahn und diese Liebhaberei für die Askese, die zu jener Zeit in Philosophie und Religion eine so große Rolle spielte, hätten sie ihnen gern geschenkt. Aber die Bosheit der ungläubigen Juden, mit der sie ihre Missionare verleumdeten, kehrte sich auch gegen die jungen Heidenchristen und verdächtigte sie als solche, welche unter dem Deckmantel ihres Tugendstolzes nur anderen verabscheuungswerten Lüsten nachgingen.

Aus unserm Brief erhellt auch, wie der Apostel die Heidenchristen vom Gesetz Israel freisprechen und doch auf eine gesunde Entwicklung ihres sittlichen Lebens hoffen konnte. Es war ein ganz neues Motiv, wenn er sie beschwor, würdig zu wandeln des Gottes, der sie in sein Reich und zu seiner Herrlichkeit berufen habe. Dann verstand es sich von selbst, daß es galt, tadellos in einer Heiligung erfunden zu werden, welche die ihnen in der Taufe geschenkte gottgeweihte Reinheit bewahrte vor jeder Befleckung mit heidnischen Sünden. Wohl konnte, wie der Segenswunsch zeigt, mit dem der erste Hauptteil und der ganze Brief schließt, das zuletzt nur Gott selbst bewirken durch den heiligen Geist, den er ihnen gab. Aber das überhob den Apostel durchaus nicht der Pflicht, die Vorschriften, die er ihnen im Namen des Herrn Jesu von jeher gegeben, wie in einem Nachtrag zu dem Hauptinhalt des Briefes nochmals dahin zusammenzufassen, daß der Wille Gottes ihre Heiligung verlange. Es gelte sich der heidnischen Laster zu enthalten, für welche der Herr einst Rechenschaft fordern werde; der Unzucht, welche das Weib schände, statt ihm in der gottgeordneten Ehe seine Ehre zuteil werden zu lassen, und der Habgier, die den Nächsten übervorteilt, statt ihn brüderlich zu lieben. Von dieser

Bruderliebe freilich, die er stets als das Hauptstück der Heiligung genannt, braucht er nicht zu reden, da Gott selbst, indem er sie alle zu seinen Kindern gemacht, sie diese Hauptpflicht des Christen gelehrt habe. Aber er benutzt die Ermahnung dazu nur noch, um einen Punkt zur Sprache zu bringen, der ihm besondere Sorge machte.

Wir hören nämlich, daß seine Heidenmissionspredigt in Thessalonich gerade wie seine Athenerrede an das bevorstehende Endgericht anknüpfte, von dem es keine Errettung gebe, wenn sie nicht von den Götzen zum Dienst des lebendigen Gottes sich bekehrten und im Glauben an Jesum, als den Sohn Gottes, den Gott von den Toten erweckt habe, auf seine Wiederkunft warteten, weil nur er sie von dem Zorn Gottes erretten könne. Dabei verstand sich von selbst, daß, wie Paulus es ausdrücklich sagt, noch die gegenwärtige Generation und er mit ihr die Wiederkunft erleben werde. Nun waren die ersten Todesfälle in der Gemeinde eingetreten, und man machte sich Sorge, ob die Verstorbenen auch an der Herrlichkeit des Gottesreichs, das mit der Wiederkunft Jesu anbreche, teilnehmen würden. Der Apostel weist sie einfach darauf hin, daß, wenn Gott Jesum auferweckt habe, er doch auch die in ihm Entschlafenen auferwecken und mit ihm in sein himmlisches Reich einführen werde. Er hatte ja eben, weil er so bestimmt voraussetzte, daß die ganze Generation noch die Wiederkunft Jesu erleben werde, gar keine Gelegenheit gehabt, von der Auferstehung zu sprechen, und tat er es, so hatte er wohl, wie wir es bei den Athenern sahen, meist tauben Ohren gepredigt. Jetzt weist er darauf hin, wie Jesus (Matth. 24, 31) verheißen habe, bei seiner Wiederkunft alle seine Auserwählten um sich zu versammeln, und daß dazu gerade die im Glauben Entschlafenen zuerst auferweckt

werden müßten. Nun ist es ja überhaupt die Weise junger, unreifer Christen, über die letzten Dinge mehr wissen zu wollen, als uns zu wissen vergönnt ist. Man wollte den Tag der Wiederkunft wissen und stritt über die Zeichen der Zeit, an denen man sein Kommen erkennen könne. Es erregte bei allen nüchternen Gemeindegliedern schweren Anstoß, daß etliche, welche die Wiederkunft ganz nahe glaubten, ihre Berufsarbeit niederlegten, weil es nun doch nicht mehr lohne, für seine Zukunft zu sorgen. Der Apostel befürchtet, daß deshalb die Ungläubigen das Christentum für eine Religion müßiger Schwärmer hälten würden, und daß jene Müßiggänger der christlichen Wohltätigkeit oder gar ihren ungläubigen Volksgenossen zur Last fallen könnten. Er erinnert an das Wort Jesu (Matth. 24, 43), wonach das Gericht komme wie ein Dieb in der Nacht und also die Sicheren und Sorglosen das Verderben überfallen werde. Er mahnt zur Wachsamkeit und Nüchternheit, weil die ungesunde Schwärmerei ebenso wie Sinnengenuß die Geistesklarheit raube, die allezeit im Auge behalten muß, wie man sich auf die Wiederkunft des Herrn bereit zu halten hat.

Wenn Paulus der Gemeinde Vorsteher einsetzte, so hatte er keineswegs beansprucht, sie auf seine Autorität hin der Gemeinde aufzuzwingen; sie sollten selbst durch ihre Treue im Gemeindedienst sich den Gehorsam gegen ihre Leitung der Gemeindeangelegenheiten erwerben. Aber er ermahnt auch die Gemeindeglieder, ihr Berufswirken voll anzuerkennen; und da er wohl weiß, daß man immer noch nicht recht ihrer seelsorgerlichen Leitung zu folgen gewohnt war, so streut er selbst in der Weise der alttestamentlichen Spruchweisheit eine Fülle von Einzelermahnungen aus, in echter Lehrweisheit das, was allen Christen nottut, auf's

engste mit dem verflechtend, was einzelne für ihre besondere Lage oder für ihre Mängel bedurften. Wie der ganze Brief mit dem Geist des Gebets für sie durchdrungen ist, so schließt er mit der Bitte um Fürbitte für ihn. Die Vorsteher aber, denen der Brief übergeben werden mußte, weist er auf's strengste an, ihn der vollzähligen Gemeindeversammlung vorzulesen, und auch denen nicht vorzuenthalten, die sich durch manches ernste Wort darin getroffen fühlen könnten.

Erst als der Apostel sich diesen Brief von der Seele geschrieben hatte, konnte er nun mit seinem Genossen einen energischen Angriff auf die Synagoge beginnen. Das blieb auch nicht ohne Wirkung. Diesmal gelang es nicht nur, einzelne aus ihr zu gewinnen; es kam zu einer offenen Spaltung innerhalb der Judenschaft. Der Synagogenvorsteher Krispus trat mit seinem ganzen Hause zum Christentum über und dem widerstrebenden Teil erklärte Paulus feierlich, er müsse jede Verantwortung dafür ablehnen, wenn sie dem Verderben verfielen. Er gehe nun zu den Heiden. In demonstrativer Weise verließ er die Synagoge, um sie nicht wieder zu betreten und mietete sich in dem nahe gelegenen Hause eines Proselyten einen Saal, in dem er fortan seine Hörer um sich versammelte. Der Herr selbst bestätigte ihm, daß er recht getan. In einem Nachtgesicht verhieß er ihm seinen Schutz und reichen Erfolg unter der heidnischen Bevölkerung Korinths.

Sicher waren Monate vergangen, ehe diese entscheidende Wendung in der korinthischen Mission des Apostels eintrat. In diese Zeit müssen neue Nachrichten gefallen sein, die Paulus aus Thessalonich erhielt, und die ihn zu einem zweiten Brief an die dortige Gemeinde bewogen. Wohl

waren Glaube und Liebe der Gemeinde so gewachsen, daß sich die Missionare zum lebhaftesten Dank gegen Gott dafür verpflichtet hielten. Aber besonders in den judenchristlichen Kreisen erregte die wachsende Feindschaft ihrer Gegner gegen sie schweren Anstoß, da von der Wiederkunft Jesu, durch die er sie zu erretten verheißen hatte, sich noch nichts sehen ließ. Paulus hält ihnen vor, daß gerade die Steigerung ihrer Trübsal und der Geduld, mit der sie diese ertrügen, ein Zeichen sei, daß die gerechte Vergeltung, die ihr Schicksal umkehren werde, nahe sei. Er malt mit den glühendsten Farben der alttestamentlichen Prophetie den Zeitpunkt aus, wo Jesus wiederkommen wird zum Gericht über die Heiden wie über alle, die das Evangelium in Unglauben verworfen haben; wo sie sich verwundern werden über die Bestätigung alles dessen, was sie einst im Glauben von ihren Missionaren gehört. Der Apostel schließt die Einleitung seines Briefes in Kapitel 1 mit dem Gebet, daß Gott, der bisher alles Gute in ihnen gewirkt, sie auch würdig mache des Ziels, an dem seine Gnade und der Name Christi an ihnen verherrlicht wird.

Aber gerade in jenen Kreisen hatte der wachsende Druck der Trübsal eine ungesunde Erregung hervorgerufen, in welcher man, was man wünschte, hoffen zu können glaubte. Es traten Propheten auf, die das unmittelbare Bevorstehen des Herrntages verkündigten, ja, man ging soweit, Briefe aufzuweisen, die man von dem Apostel selbst empfangen haben wollte, und die diese Erwartung bestätigten. Paulus muß sie daran erinnern, was er ihnen schon oft gesagt, daß das eigentliche Gericht, das der wiederkommende Christus bringe, nicht kommen könne, ehe nicht die Sünde ihren Gipfelpunkt erreicht habe. Der tiefste Grund der Feind-

schaft ihrer Volksgenossen gegen die Gläubigen sei allerdings eine Lossagung von Gott und seinem Gesetz, da Gott mit der Sendung seiner Heilsboten seinen Willen erklärt habe, daß man das Evangelium annehmen solle. Aber jener Abfall von Gott verberge sich noch unter dem Deckmantel des Eifers für ihn und sein Gesetz. Sie wüßten auch, wie die römische Rechtsordnung, die so oft die Missionare gegen den Fanatismus des jüdischen Pöbels geschützt hatte, dem unbehinderten Wirken jener Bosheit einen Damm entgegensetze. Es müsse deshalb erst dahin kommen, daß die Bosheit sich in einer Person verkörpere; und das könne nur der falsche Messias sein, der dem Volk das zu verwirklichen verspreche, was der wahre, den sie eben deshalb verwarfen, ihnen versagt habe. Der werde sich in den Tempel Gottes setzen, weil er sich für den erkläre, in dem Gott selbst zu seinem Volk gekommen sei und so sich über alles erheben, was Juden und Heiden ein Gegenstand der Verehrung sei. Er werde durch seine Lügenwunder alle die verführen, welche, weil sie die Liebe zur seligmachenden Wahrheit zurückgewiesen, durch Gottes Gericht dazu verurteilt seien, der Lüge zu glauben. Dieser Pseudomessias werde, mit satanischen Kräften ausgerüstet, das Bollwerk der römischen Rechtsordnung niederwerfen, um seinem Wüten gegen das Christentum freie Bahn zu schaffen; aber dann erst sei auch der Augenblick gekommen, wo die Parusie Christi erscheinen, wo er mit dem bloßen Hauch seines Mundes, d. h. mit seinem allmächtigen Wort den falschen Messias zunichte machen werde.

Die judenchristlichen Kreise müssen durch das Grübeln über die Wiederkunft Christi sehr beunruhigt gewesen sein; und was Paulus von der bevorstehenden Erscheinung des Pseudomessias verkündigte, konnte sie eben auch nicht be-

ruhigen. Daher weist Paulus hin auf ihre Berufung in der Taufe und die Treue Gottes, der seine in ihr gegebene Verheißung auch erfüllen werde. Er ermahnt sie festzustehen und festzuhalten an dem, was er ihnen mündlich und schriftlich überliefert hat. Er stärkt sie durch wiederholte Segenswünsche und Zutrauensversicherungen. Er bittet um ihre Fürbitte, damit er von ihren ungläubigen Volksgenossen errettet werde und seine Missionswirksamkeit eifrig fortsetzen könne, die freilich immer auch auf Widerstand stoßen werde. Am meisten Sorge macht dem Apostel die ungesunde Schwärmerei derer, die angesichts des angeblich unmittelbar bevorstehenden Herrntages ihre Berufsarbeit verließen und sich nur noch mit vorwitzigen Fragen über die letzten Dinge beschäftigten. Er erinnert auf's neue daran, wie die Missionare ihnen durch Wort und Beispiel gezeigt hätten, wie man sich sein täglich Brot selbst verdienen müsse, und nicht andern zur Last fallen. Mit denen aber, die seinem bestimmt ausgesprochenen Befehl nicht gehorchen wollten, befiehlt er feierlich im Namen Christi jeden geselligen Verkehr abzubrechen, damit diese frommen Müßiggänger der Gemeinde keine böse Nachrede brächten. Das schließe nicht aus, daß man ihnen mit brüderlicher Zurechtweisung nachgehe. Aber man dürfe keinen Zweifel darüber lassen, daß die Gemeinde mit ihnen nichts zu tun haben wolle.

Offenbar war der Brief nicht, wie der erste, den Gemeindevorstehern übergeben, sondern denen, welche in den judenchristlichen Kreisen, denen seine Ausführungen hauptsächlich galten, ihm besonders nahe standen. Daher schließt er in dem Schlußsegen ausdrücklich alle Gemeindeglieder mit ein, denen natürlich der ganze Brief bekannt gegeben werden soll. Der vorgekommene Versuch, Briefe unter seinem Namen

in Umlauf zu setzen, veranlaßt ihn, dem Brief eine eigenhändige Nachschrift zu geben, an der man fortan etwaige Briefe von ihm als echt erkennen soll. In dieser Nachschrift wiederholt er den auf alle Gemeindeglieder bezüglichen Schlußsegen. Paulus hat diese Weise unzweifelhaft beibehalten, auch wo er nicht ausdrücklich darauf hinweist. Unsere Briefe bedürfen freilich dieses Echtheitszeugnisses nicht; denn das Bild einer jungen, noch unbefestigten Christengemeinde, ihre Gefahren und die Fragen, die sie bewegen, tritt in ihnen so lebensvoll hervor, daß sie für uns eine der wichtigsten Quellen für die Geschichte des Urchristentums sind.

6. Kapitel.

Der Konflikt in Antiochien.

Paulus widmet sich nun anderthalb Jahre lang ungestört der Heidenmission in Korinth und sammelt daselbst eine große Gemeinde, die in ihrer weit überwiegenden Mehrheit aus Heidenchristen bestand. Zwar erwähnt er später selbst, daß sie namentlich aus den niederen Ständen gesammelt war; und es begreift sich leicht, daß die reichen Kaufleute und die hochgebildeten Korinther keine große Empfänglichkeit für die schlichte Kreuzespredigt des Apostels mitbrachten. Aber wir sehen doch aus seinem Brief, daß es in der Gemeinde auch wohlhabendere Christen gab; und der Synagogenvorsteher Krispus wie der Stadtkämmerer Erast gehörten doch wohl den höheren Ständen an. Dennoch hielt der Apostel auch hier daran fest, durch seiner Hände Arbeit sich zu ernähren und höchstens von seinen lieben Philippern Unterstützungen anzunehmen. Wie weit sich Silas an dieser Missionswirksamkeit des Apostels beteiligte, erhellt nicht, da er in Kapitel 16, 17 der Apostelgeschichte nur erwähnt wird, wo es sich um die äußeren Schicksale des Apostels handelt,

die er teilte, wie Timotheus vollends überall nur dort, wo etwas von ihm speziell zu erzählen war. Jedenfalls fand Silas in der bereits begründeten Gemeinde reichlichen Spielraum für seine aufbauende prophetische Tätigkeit. Merkwürdig aber ist, daß er von 18, 5 an gar nicht mehr erwähnt wird, auch nicht, wo Paulus vor dem Prokonsul angeklagt wird, auch nicht bei seiner Abreise, obwohl dort andere Begleiter des Apostels genannt werden, nicht einmal bei seiner Rückkehr, wo ausdrücklich erwähnt wird, daß Paulus vor seiner erneuten Ansiedlung in Antiochien nach Jerusalem hinaufzog, obwohl doch dort der geeignete Punkt gewesen wäre, seine Trennung von Silas zu erzählen, da dessen Wohnsitz Jerusalem war. Dadurch wird es überaus wahrscheinlich, daß Silas, nachdem Paulus in Korinth den Schlußpunkt seiner diesmaligen Missionsreise erreicht hatte, sich von ihm trennte. Es lag dem Jerusalemiten nahe, die judenchristlichen Gemeinden Kleinasiens, von denen sie bei der Durchreise erfahren hatten, und in denen zu wirken der Geist den Paulus verhinderte, nun seinerseits aufzusuchen, um ihre Gemeinschaft mit der Urgemeinde zu stärken. Wir finden ihn in den nächsten Jahren bei Petrus, der nach der Verabredung auf dem Apostelkonzil im fernen Osten zu Babylon am Euphrat Diasporamission trieb, wie Paulus im fernen Westen Heidenmission. Ihm hatte er dorthin Kunde gebracht von den judenchristlichen Gemeinden Kleinasiens und ihn veranlaßt, sie durch ein apostolisches Wort zu stärken.

Wir besitzen nämlich einen Brief des Petrus, der an die Gläubigen in der Diaspora Kleinasiens gerichtet ist, und in der Adresse gerade jene Landschaften aufzählt, an denen Paulus auf dieser Missionsreise vorüberziehen mußte. Petrus charakterisiert sich selbst im Eingang des Briefes

als einen Zeugen der Auferstehung Jesu, durch die er wiedergeboren sei zu einer lebendigen Hoffnung. Die einst auf Jesum, den man als den zum Messias Erwählten erkannt hatte, gegründete Hoffnung, daß nun die Erfüllung aller prophetischen Verheißungen bevorstehe, war mit dem Tode Jesu ins Grab gesunken und erst durch seine Auferstehung zu neuer Lebenskraft angefacht. Sie durchdringt den ganzen Brief mit einer Glut, die veranlaßt hat, daß man den Petrus so oft als den Apostel der Hoffnung bezeichnet. Er charakterisiert die Gläubigen, an die er schreibt, als eben geborene Kindlein, die mit der lauteren Milch des Evangeliums auferzogen werden müßten. Die ihnen das Evangelium gebracht hatten, waren, wie wir aus seinem Brief ersehen, namenlose Männer, die gelegentlich auf einer Reise in die Heimat bekehrt waren, oder Palästinenser, die auf einer Reise in den Westen den Samen des Evangeliums dorthin gebracht hatten. Die Gemeinden waren noch so jung, daß es sie befremdete, als ihr neuer Glaube in der Synagoge heftigen Widerstand fand. Ihre ungläubigen Volksgenossen lästerten nicht nur den Namen ihres erhöhten Meisters, sondern verleumdeten auch seine Bekenner in jeder Weise, indem sie ihnen allerlei Schandtaten nachsagten. Wir erfahren aus diesem Brief, wie die Diasporajuden jener Gegenden sich in althergebrachter Weise damit begnügten, ihre kultischen Gebräuche streng auszuüben, im übrigen aber, wozu sie das gesellige Zusammenleben mit den sie umgebenden Heiden immer wieder verführte, sich in ihr sündhaftes Treiben verflechten ließen. Der Apostel betont ausdrücklich, daß es die Heiden noch befremdete, wenn diese gläubig gewordenen Juden sich auf einmal in ihrer ganzen sittlichen Lebenshaltung von ihnen absonderten, und wie sie nur zu geneigt

waren, die darin für sie liegende Gewissensrüge dadurch zu ersticken, daß sie den Juden glaubten, was diese den Messiasgläubigen Böses nachredeten. So sehen wir, daß, genau wie in Thessalonich, die Hauptleiden der dortigen Christen in den Verleumdungen bestanden, die ihnen von Juden und den von ihnen aufgehetzten Heiden nachgeredet wurden. Wie aber die Gemeinden, an die der Brief gerichtet ist, erst kürzlich entstanden waren, zeigt die Tatsache, daß der Apostel noch hofft, die Heiden würden, wenn die Christgläubigen nur durch tadellose Unterordnung unter alle natürlichen politischen und sozialen Ordnungen im Tugendstreben verharrten, von der Unrichtigkeit jener Verleumdungen überzeugt werden, und so könnten die Leser ihnen selbst zum Segen werden.

Der Brief bezeichnet sich selbst als einen solchen, der nicht nur ermahnen, sondern den Lesern die ihnen gewordene Heilsbotschaft durch das Zeugnis eines Augenzeugen bestätigen will. Silas hatte es wohl bemerkt, daß die Begründer der Gemeinden ihnen wohl die großen Heilstatsachen verkündigt, aber sie nicht tiefer in ihre Bedeutung eingeführt hatten. Darum ist der ganze Brief durchflochten mit Ausführungen über die Heilsbedeutung des Todes und der Auferstehung Christi. Freilich zeigt er noch keine Spur von der später so reich entwickelten Lehre des Paulus über diese Dinge, sondern nur schlichte, aus den alttestamentlichen Weissagungen wie aus den Worten Jesu geschöpfte Aussagen. Besondere Mängel in dem sittlichen Wandel der Gemeinden scheint Silas nicht wahrgenommen zu haben; denn die Ermahnungen des Briefes sind völlig allgemeiner Natur. Sie sollen nur das alttestamentliche Grundgebot, heilig zu sein wie Gott heilig ist, in der Furcht Gottes erfüllen und ihre Wieder-

geburt im Gehorsam gegen den himmlischen Vater und in der Bruderliebe erweisen. Selbstverständlich dürfen sie bei der Erfüllung ihrer natürlichen Pflichten, von der wir schon sprachen, keinerlei Anlaß geben zu den Verleumdungen ihrer ungläubigen Volksgenossen, auch nicht dadurch, daß sie sich in unbesonnenem Bekehrungseifer als Lehrer und Erzieher der Ungläubigen aufspielen. Wenn sie aber ebenso, wie Christus selbst in seinen Erdentagen von ihren Volksgenossen verleumdet und verfolgt würden, so sollen sie es sich zur Ehre schätzen, um seines Namens willen zu leiden, und sich darauf freuen, einst auch mit ihm an seiner Seligkeit Anteil zu nehmen. Durch diese Leidensgemeinschaft mit Christo würden sie nicht nur immer entschiedener von allem sündhaften Wesen ihrer Vergangenheit geschieden, sondern auch auferbaut zu dem wahren Gottesvolk, an dem sich alle Verheißungen erfüllen, während die ungläubigen Volksgenossen sich von diesen Verheißungen ausschlössen. Die Ältesten, die sich die Gläubigen nach ihrem Ausscheiden aus der Synagoge erwählten, ermahnt er, ohne Gewinnsucht und Ehrgeiz durch ihr Vorbild die Gemeinde seelsorgerisch zu leiten, wie die jüngeren Gemeindeglieder, sich ihnen allezeit in der Besorgung der äußeren Gemeindeangelegenheiten willig unterzuordnen.

Zeigen sich auch hierin die einfachsten Verhältnisse kürzlich entstandener Gemeinden, die an die frühesten Zustände der Urgemeinde erinnern (vergl. Apostelgesch. 5, 6. 10), so wird das dadurch bestätigt, daß in ihnen noch garnicht die Gesetzesfrage, die so bald jene Gegenden beunruhigen sollte, zur Sprache gekommen war. Ganz unbefangen kleidet der Apostel seine Ermahnungen in alttestamentliche Worte, meist ohne sie als solche zu bezeichnen, weil er voraussetzt, daß sie als Schriftworte erkannt werden, und verweist die Weiber

auf das Vorbild ihrer Ältermutter Sara. Als Petrus diesen Brief schrieb, war sein Schüler Johannes Markus bei ihm, der, nachdem er mit Barnabas die Visitationsreise in Cypern vollendet, sich seinem geistlichen Vater zur Verfügung gestellt hatte. Wie weit ihm Silas bei der Abfassung des Briefes behilflich gewesen war, ob er ihn nach dem Diktat des Apostels schrieb, oder ob er dessen aramäische Worte griechisch niederschrieb, wissen wir nicht. Wenn aber Petrus sagt, daß er ihn durch Vermittlung des Bruders Silvanus geschrieben, der seine Treue in der Kunde, die er von ihnen gebracht, bewährt habe, so geht das doch schwerlich nur darauf, daß er etwa der Überbringer dieses Briefes war.

Inzwischen hatte Paulus immer mehr Heidenchristen zu der Gemeinde in Korinth gesammelt, bis auch hier ein Zwischenfall seiner Wirksamkeit daselbst ein vorzeitiges Ende bereitete. Es war, wie wir aus einem glücklichen, neuerdings gemachten Funde sicher wissen, im Sommer des Jahres 51 nach Christo, als ein neuer Prokurator Gallio, der Bruder des Philosophen Seneka, sein Amt antrat. Diesen Zeitpunkt hielten die dem Paulus feindseligen Juden für geeignet, den mit den Verhältnissen noch wenig vertrauten Beamten zu einem Einschreiten gegen ihn zu veranlassen. Sie schleppten den Apostel vor seinen Richterstuhl und verklagten ihn wegen Verbreitung einer gesetzwidrigen Religion. Gallio aber, den sein Bruder nicht umsonst wegen seiner Menschenfreundlichkeit rühmt, durchschaute die Sachlage. Er wollte garnicht erst die Verteidigung des Paulus anhören, sondern erklärte auf Grund dessen, was die Ankläger vorgebracht hatten, daß es sich lediglich um innerjüdische Lehrstreitigkeiten handle, die ihn garnichts angingen, und schickte die Ankläger fort.

Es war ein eigenes Schicksal, daß der jüdische Pöbel enttäuscht durch diesen Ausgang über den neuen Synagogenvorsteher herfiel, der ihre Sache so schlecht geführt habe, und ihn arg mißhandelte. Dieser Sosthenes ist später, wie sein Vorgänger, zum Christentum übergetreten, und hat eine hervorragende Rolle in Korinth gespielt, wie daraus erhellt, daß er sich später in den Eingangsgruß des Apostels, als dieser den ersten Korintherbrief schrieb, ausdrücklich mit einschließt. Aber Paulus war doch durch diesen Vorfall gewarnt, und da er den Fanatismus der Juden nur zu gut kannte, um sich ihrer Wut auszusetzen, beschloß er die Heimreise anzutreten.

Paulus hatte zu irgend einer Zeit in Korinth nach der Sitte altjüdischer Frömmigkeit, mit der er zu brechen ihn nichts veranlaßte, ein Gelübde getan, falls Gott ihm eine erfolgreiche Wirksamkeit in Korinth und eine ungefährdete Heimreise beschere. Als er nun glücklich in der Hafenstadt Kenchreä angekommen war und Schiffsgelegenheit gefunden hatte, die ihn aus dem Bereich seiner Feinde nach Syrien zurückbringen sollte, löste er das Gelübde, indem er sich das Haar scheren ließ. Aquila und Priskilla begleiteten ihn bis Ephesus, wohin sie wahrscheinlich zu Missionszwecken übersiedelten. Auch Paulus suchte die Synagoge auf, wo er bereits einige dem Evangelium mehr oder weniger befreundete Juden traf, die ihn dringend baten dort zu bleiben. Ihm aber hatte der Geist verboten, in Vorderasien zu missionieren und so überließ er sie seinen Freunden und versprach wiederzukommen, wenn Gott ihm seinen Willen dazu kund tue. Sein Schiff ging nach Cäsarea und auf dieser Seereise mag es wohl gewesen sein, wo er einen der von ihm erwähnten Schiffbrüche erlitten hat. Von dort zog er nach Jerusalem hinauf. Die Kürze, mit der die Apostelgeschichte

dies erwähnt, zeigt, daß der Besuch dort in keinerlei Beziehung zu seiner Berufsarbeit stand, sondern rein persönlicher Natur war; vielleicht suchte er dort seinen Reisegefährten Silas auf, um von ihm zu hören, was er inzwischen ausgerichtet. Erst mit der Rückkehr nach Antiochien war seine Heimreise vollendet, da diese Stadt immer noch sein eigentlicher Wohnsitz und der Mittelpunkt seiner Wirksamkeit war, von dem aus er nur seine freilich auf Jahre sich ausdehnende Heidenmissionsreise unternommen hatte.

Ihm war aber nicht beschieden, dort längere Zeit von den Beschwerden dieser Reise auszuruhen. Er fand in Antiochien unerfreuliche Verhältnisse vor. Dorthin war Barnabas von seiner Visitationsreise in Cypern zurückgekehrt; auch Petrus, der lange im fernen Osten geweilt, hatte die Gemeinde aufgesucht, in der immer noch Barnabas die eigentliche Oberleitung hatte. So fand er dort die beiden alten Freunde, die ihm bei dem ersten Besuch Jerusalems nach seiner Bekehrung nahe getreten waren; aber er konnte sich des Wiedersehens nicht erfreuen, wie er gehofft hatte. Dort in einer überwiegend heidenchristlichen Gemeinde, die aber doch auch einen starken judenchristlichen Bestandteil besaß, war eine Frage aufgetaucht, die für alle gemischten Gemeinden eine überaus schwierige war. Als man einst in Jerusalem die Heidenchristen vom Gesetz freisprach, hatte man als selbstverständlich vorausgesetzt, daß die Judenchristen, die durch die Beschneidung auf die Erfüllung des ganzen Gesetzes verpflichtet waren, dieser Pflicht mit aller Treue eines frommen Juden nachkommen würden. Dazu rechnete man aber nach damaliger allgemeiner Auffassung des Gesetzes auch die Pflicht, sich des verunreinigenden Verkehrs mit den der Gottgeweihtheit des auserwählten Volkes entbehrenden Un-

beschnittenen zu enthalten. Nun galt aber in jener Zeit als der höchste Punkt eines intimeren Verkehrs die Tischgemeinschaft, die schon darum dem frommen Juden mit den Heiden zu pflegen durchaus unerlaubt war, weil er eine Reihe im Gesetz für unrein erklärte Speisen, die auf des Heiden Tisch kamen, überhaupt nicht und auch die reinen nur nach der im Gesetz vorgeschriebenen Zubereitung essen durfte. Dieser gesetzlichen Verpflichtung stand aber offenbar entgegen die Pflicht der Brudergemeinschaft, welche alle Gläubigen unter einander verband und insbesondere bei den gemeinsamen Mahlen zum Ausdruck kam, an deren Ende man im Brotbrechen und in der Kelchweihe das Abendmahl zu feiern pflegte. Auch hatte doch Jesus selbst die Liebespflicht für stärker erklärt als die zeremonielle.

Man kann sich die Schwierigkeit dieses Konflikts der Pflichten für die Judenchristen der damaligen Zeit nicht groß genug denken; alle Unterschiede in gewissen Glaubenslehren, welche die heutige Christenheit so oft spalten, sind eine Kleinigkeit dagegen. Für Paulus fiel diese Schwierigkeit von vornherein fort. Für ihn war die in seiner Berufung zum Heidenmissionar von selbst gegebene Verpflichtung zum Verkehr mit den Unbeschnittenen die selbstverständlich über seine jüdisch gesetzlichen Verpflichtungen übergreifende. Dazu kam, daß in der Diaspora draußen, wo auch dem frömmsten Juden der Verkehr mit den Heiden zur Notwendigkeit geworden war, man sich allmählich von selbst der strengen väterlichen Sitte entwöhnt hatte. Aber anders war es, wo der Einfluß der Urgemeinde mit ihrer strengen Gesetzeserfüllung in der unmittelbaren Nähe Palästinas immer noch wirksam war. Barnabas hatte auf der mit Paulus unternommenen Missionsreise, welche sich in ihrem zweiten Teil

immer mehr den Heiden zuwandte, sich gewöhnt, dem Beispiel des Apostels zu folgen. Aber auch Petrus hatte ja in dem Fall mit Kornelius die ausdrückliche göttliche Weisung erhalten, was Gott rein erklärt habe, nicht für unrein zu achten; und so kam es, daß er mit Barnabas unbedenklich die Speisegemeinschaft mit dem heidenchristlichen Teil der Gemeinde in Antiochien einführte. Da waren etliche von Jakobus in Jerusalem hergekommen, was doch wohl schwerlich ohne Geheiß oder wenigstens seine Billigung geschehen sein kann, und hatten das als unverträglich mit der Verpflichtung der gläubigen Juden auf das Gesetz gemißbilligt. Petrus aber war schwach genug gewesen, in der Besorgnis, daß seine Gesetzestreue im Kreise der Urgemeinde angezweifelt werden könne, sich von dem Verkehr mit den Heidenchristen zurückzuziehen und dadurch auch Barnabas und die judenchristlichen Gemeindeglieder zu gleicher Verleugnung ihrer besseren Überzeugung zu verführen. Diese Verhältnisse waren es, die Paulus in Antiochien vorfand und die ihn bewogen, dem Petrus in offener Gemeindeversammlung entgegenzutreten und sein Vorgehen geradezu als Heuchelei zu brandmarken.

Er hatte den grellen Widerspruch, in den sich Petrus durch sein Aufgeben der Tischgemeinschaft mit den Heiden verwickelt, von verschiedenen Seiten her dargelegt. Wenn Petrus, der geborene Jude, einst, als er mit den Heiden Tischgemeinschaft hielt, sich doch selbst von der streng-jüdischen Sitte entbunden erklärte, so konnte er nun nicht die gläubig gewordenen Heiden zwingen, sich dieser Sitte selbst zu unterwerfen. Das tat er aber, wenn er jetzt die Tischgemeinschaft mit ihnen aufhob; denn für die Glieder der Gemeinde war diese als Ausdruck ihres Bruderverhältnisses

schon um der gemeinsamen Abendmahlsfeiern willen schlechthin unentbehrlich. Wollten also die Judenchristen auf seine Anregung hin das nicht mehr durch das Aufgeben der strengen gesetzlichen Sitte ermöglichen, so mußten die Heidenchristen es ihrerseits tun, indem sie das ganze Gesetz annahmen, von dem sie doch ausdrücklich freigesprochen waren. Aber Petrus selbst hatte doch das Gesetz, so weit es die Tischgemeinschaft mit Unbeschnittenen verbot, früher für ihn selbst, den geborenen Juden, nicht mehr als verbindlich angesehen. Paulus ging noch weiter. Wenn Petrus früher um seine Zugehörigkeit zur christlichen Brudergemeinschaft willen und das heißt doch in letzter Instanz um Christi willen die streng gesetzlichen Sitten für nicht mehr verbindlich erklärt hatte und nun sie wieder für verbindlich erklärte, also wieder aufbaute, was er früher niedergerissen, so machte er doch Christum, der ihn zu einem Verhalten veranlaßt hatte, das er jetzt für Gesetzesübertretung erklärte, zu einem Sündendiener. Das war allerdings unbestreitbar, und Petrus konnte nichts dagegen einwenden, wenn Paulus sagte, daß sein jetziges Verhalten der Norm des Evangeliums, das er selbst als Wahrheit anerkannt, nicht entspreche.

Eine später zur Sekte herabgesunkene strenggesetzliche Richtung des Judenchristentums hat dem Apostel dies sein Auftreten in Antiochien nicht vergessen können und ihn darum als Irrlehrer betrachtet. Aber daß die Urapostel oder Jakobus je mit Paulus darüber in Zwiespalt geraten seien und einen Kampf wider ihn geführt hätten, der das ganze Urchristentum in zwei feindliche Lager spaltete, läßt sich nicht nachweisen, so oft es auch versucht ist. Ja, was Paulus, aus dessen Galaterbrief allein wir etwas über diesen Auftritt in Antiochien wissen, davon erzählt, schließt durch den Zu-

sammenhang, in dem er das tut, eine solche Annahme schlechthin aus. Er will dort nämlich beweisen, daß sein gesetzesfreies Evangelium, wie er es unter den Heiden verkündigte, von den Uraposteln nicht nur anerkannt, sondern erforderlichenfalls auch einem von ihnen gegenüber, wie dem Petrus in Antiochien, nachdrücklich zur Geltung gebracht sei. Hätte dies sein Verhalten zu einem dauernden Zwiespalt zwischen ihm und den Uraposteln geführt, so wäre damit alles, was er unmittelbar vorher über die Anerkennung seines Evangeliums durch die Urapostel ausgeführt, bedeutungslos geworden und in sein Gegenteil verkehrt. Es folgt daraus unwiderleglich, daß Petrus die Berechtigung der ihm zuteil gewordenen Zurechtweisung anerkannt und in diesem Sinne seine Mitapostel verständigt hat. Das schließt aber nicht aus, daß dieser Auftritt in Antiochien der Anlaß für die Urapostel wurde, die Frage wegen der Freisprechung der Heidenchristen vom Gesetz noch einmal zu revidieren. Die darüber in Jerusalem gepflogenen Verhandlungen sind uns aus der Quelle der Apostelgeschichte genau bekannt, und wir sahen nur, wie Lukas sie irrtümlich auf dem sogenannten Apostelkonzil daselbst geschehen denkt, während doch Paulus nicht nur nicht dabei war, sondern, wie wir aus der Apostelgeschichte selber hören werden, von ihren Resultaten nicht einmal etwas erfahren hat.

Aus diesen Verhandlungen wird sofort klar, daß die Gesetzesfreiheit der Heidenchristen doch aus sehr verschiedenen Motiven von den Uraposteln zugestanden war. Petrus brauchte nur zurückzuweisen auf die nun schon Jahrzehnte zurückliegende Bekehrung des Kornelius, bei der Gott gezeigt habe, daß er die gläubig gewordenen Heiden für ebenso rein und ihm geweiht halte, wie die Glieder des alten Gottes=

volkes, da er ihnen seinen Geist gab. Es hieße Gott versuchen, wenn man erst, indem man ihnen die ganze Last des Gesetzes aufbürde, aus dessen Haltung erproben wolle, ob Gott ihn auch nicht Unwürdigen gegeben habe. Wenn er aber hinzufügt, daß auch sie und ihre Väter nicht vermocht hätten, diese Last zu tragen, das heißt das ganze Gesetz zu erfüllen, sondern daß sie nicht anders wie die Heiden durch die Gnade Jesu dereinst im Gericht errettet zu werden hofften, so klingt das wie ein Nachhall dessen, worauf Paulus zuletzt in Antiochien immer wieder zurückgekommen war, und was den Petrus bewogen hatte, sich schuldig zu bekennen. Es waren eben beides Männer, welche die Gnade Christi im besonderen Sinne erfahren hatten, Petrus nach seiner schweren Verleugnung wie Paulus nach seiner Verfolgung der Gemeinde; und von diesem Grunde aus konnten sie sich immer wieder verständigen. Jakobus war nicht der Mann, der wie Petrus in der langen Schule des auf Erden wandelnden Jesus erzogen, oder wie Paulus erst in Christo seinen Frieden und ein neues Leben gefunden hatte. Er blieb der Mann des Gesetzes, auch nachdem sein großer Bruder sich ihm nach der Auferstehung in seiner Herrlichkeit offenbart hatte als den, welcher bei seiner Wiederkunft alle Verheißungen erfüllen werde und durch diese Gewißheit die Kraft zu einer wahren und vollen Gesetzeserfüllung erhalten hatte. Auch er hatte erkannt, wie Gott schon durch Petrus begonnen habe, sich ein Volk zu erwählen, das seinen Namen trage, und in Amos 9, 11 f. die Weissagung gefunden, daß einst, wenn Gott die zerfallene Hütte Davids wieder herstellen, d. h. die Theokratie wieder aufrichten werde, er sich aus den Heiden nun ein zweites Gottesvolk erwählen werde. Für ihn gab es also keine einheitliche Christengemeinde, sondern nur das alte an's

Gesetz gebundene Gottesvolk, und ein neues, dem dieses Gesetz nicht auferlegt war. Für ihn gab es nur die Frage, was geschehen müsse, damit die Existenz eines neuen Gottesvolks der Judenmission kein Hindernis bereite.

Das war der Grund, weshalb Jakobus verlangte, daß den Heidenchristen gewisse Enthaltungen auferlegt würden. Es handelte sich nicht darum, daß den Heidenchristen zwar nicht das ganze Gesetz auferlegt werden sollte, aber doch wenigstens gewisse Gebote desselben. Wir wissen aus dem Brief des Jakobus, wie aus dem Galaterbrief des Paulus, daß beide genau wie Jesus daran festhielten, man dürfe nicht um große oder kleine Gebote markten, sondern solange das Gesetz seine Gültigkeit habe, wolle es im ganzen erfüllt sein, und wer nur eines übertrete, sei des ganzen schuldig. Ausdrücklich begründet Jakobus die Forderung jener Enthaltungen dadurch, daß es in der ganzen Diaspora von Stadt zu Stadt Synagogen gäbe, in denen von alters her an jedem Sabbat Moses verkündigt werde. Darin liegt doch offenbar, daß der dadurch immer wieder lebendig erhaltene Abscheu vor gewissen Dingen es unmöglich machen werde, die Judenschaft daselbst für die Heilsbotschaft von Christo zu gewinnen, wenn sie irgendwo Bekenner dieses Christus sähen, die sich mit solchen Dingen befleckten.

Das erste dieser Dinge waren natürlich die götzendienerischen Greuel. Das verstand sich von selbst, daß die Heidenchristen sich nicht mehr am Götzendienst beteiligten; aber es gab einen Punkt, der in das wirtschaftliche Leben jener Zeit sehr tief eingriff, in dem der strenggläubige Jude eine Beteiligung am Götzenopfer sah. Das Fleisch nämlich, das von ihm nicht beim Opfermahl verzehrt war, wurde auf dem Markt feil geboten wie anderes Fleisch. Daher hielt es

der Jude für seine Pflicht, beim Fleischeinkauf auf's sorgfältigste zu untersuchen, ob das angebotene Fleisch auch nicht etwa von einem Opfertier herrühre, weil man mit dem Genuß dieses der Abgötterei geweihten Fleisches immer in eine befleckende Berührung mit dem Götzendienst komme. Ein Heidenchrist, der noch Götzenopferfleisch aß, erschien den im Gesetz Moses erzogenen Juden immer als ein sich am Götzendienst Beteiligender; und ein Christus, der seinen Bekennern das erlaubte, konnte unmöglich der Messias des Gottesvolkes sein. Nur die Kehrseite der Enthaltung vom Genuß des Götzenopferfleischs war die Enthaltung vom Blutgenuß. Nach dem Gesetz Moses hatte Gott das Blut der Tiere auf den Altar gegeben, um die Sünden seines Volks zu sühnen. Dadurch war das Tierblut etwas im spezifischen Sinne Gottgeweihtes geworden, das der Mensch nicht zu irgend einem anderen Zweck benutzen durfte. Jeder Blutgenuß war ein Eingriff in die Majestätsrechte Gottes. Damit hing auf's engste zusammen das Verbot des Erstickten. Die gesetzliche Zubereitung der Speisen hatte Vorsorge getroffen, daß alles Blut bei der Schlachtung ausgelassen werde. Bei dem in der Schlinge gefangenen und so erstickten Tier war das Blut aber noch nicht ausgelassen, und es durfte von seinem Fleisch also nicht gegessen werden.

Am auffallendsten erscheint uns in der Reihe dieser Enthaltungen das Verbot der Unzucht, weil es uns als schlechthin selbstverständlich erscheint, daß sie für den Christen aus den Heiden wie aus den Juden verboten ist. Allein wir vergessen, daß erst das alttestamentliche Gesetz die damaligen Christen zu solcher Verabscheuung der Unzucht erzogen hatte. Für die heidnische Anschauung galt der außereheliche Geschlechtsgenuß, soweit er nicht die Rechte des Ehegatten ver=

letzte, gar nicht für eine Frage der Sittlichkeit, sondern für eine natürliche Befriedigung des Geschlechtstriebs. Sahen wir doch, wie in Korinth die priesterlichen Dirnen sich zu Ehren und Nutz der Göttin selbst preisgaben. Wir werden noch erfahren, welchen harten Kampf der Apostel Paulus in seinen heidenchristlichen Gemeinden gegen diese festgewurzelte Anschauung zu führen hatte, weshalb er schon im Thessalonicherbrief die Enthaltung von der Unzucht als das erste Stück der christlichen Heiligung nennt. Daher erscheint diese auch hier als völlig gleichartig mit den andern von den Heidenchristen geforderten Enthaltungen, welche notwendig waren, um nicht durch den Abscheu davor der Mission unter den Juden ein unübersteigliches Hindernis zu bereiten. Es ist also bei jenen Verhandlungen in Jerusalem die Frage der gemischten Gemeinden über die in Antiochien ein Streit entbrannt war, gar nicht gelöst worden. Für Jakobus und seine Sinnesgenossen gab es gar keine gemischten Gemeinden. Das neue gesetzesfreie Gottesvolk sollte um der Synagoge willen sich jener vier Dinge enthalten; von dem gesetzestreuen Gottesvolk war und blieb es getrennt. Ein Petrus konnte nach den in den Verhandlungen ausgeführten Anschauungen auch fernerhin den Heidenchristen die Tischgemeinschaft gewähren, an der er nur zeitweise aus Menschenfurcht irre geworden war; allein seine Anschauung drang nicht durch. Das Gros der Urgemeinde erhob den Antrag des Jakobus zum Beschluß.

Paulus hat von diesem Beschluß nichts mehr in Antiochien erfahren. Er war mit seinem durchschlagenden Wort eingeschritten, als er eine Verkehrung seines Evangeliums daselbst vorfand. Aber die weitere Pflege der Gemeinde und ihre Bewahrung vor neuen derartigen Streitigkeiten war nicht seine Sache. Antiochien war keine von ihm

begründete Gemeinde, und wir wissen, wie streng es ihm der Geist zur Pflicht gemacht hatte, in seinem Heidenmissionsberuf überall nur Grund zu legen. Er brach also seine Wirksamkeit in Antiochien für immer ab, um sich ganz den von ihm gegründeten Gemeinden zuzuwenden. Die Apostelgeschichte berichtet es als selbstverständlich, daß er nach kurzer Frist von dort abreiste, um sich den Gemeinden in der galatischen Landschaft und den von dort aus etwa gewonnenen Jüngern in Phrygien zu widmen.

---

7. Kapitel.

Die galatischen Gemeinden.

Paulus hatte Antiochien nicht verlassen, um sich ein neues Missionsziel aufzusuchen, sondern um einen Punkt zu finden, von dem aus er den von ihm gegründeten europäischen und kleinasiatischen Gemeinden gleich nahe war, die seiner Pflege, wie er nur zu bald erfahren sollte, noch gleich sehr bedurften. Als einen solchen hatte er längst Ephesus ins Auge gefaßt, die alte Hauptstadt Joniens, die durch die Römerherrschaft die Hauptstadt der Provinz Asia und durch den nahe gelegenen als Weltwunder angestaunten Tempel der Artemis berühmt geworden war. Es lag in Vorderasien, wo ihn einst der Geist gehindert hatte zu missionieren, weil es dort bereits judenchristliche Gemeinden gab. Daher hatte er es auch nach seiner Abreise von Korinth abgelehnt, sich in Ephesus eine Stätte seiner Wirksamkeit zu suchen. Aber nachdem er es als Gottes Willen erkannt hatte, Antiochien zu verlassen, schien Gott ihn ausdrücklich nach Ephesus zu weisen, wo jetzt seine Freunde Aquila und Priskilla wirkten, wo man ihn einst ausdrücklich gebeten hatte, zu

bleiben, und also keine Rede davon sein konnte, daß er dort störend in fremdes Missionsgebiet eingriff. Es war also vielmehr der Augenblick gekommen, von dem er damals in Ephesus gesagt hatte, er werde wiederkommen, wenn Gott es ihm gestatte. Er hatte auch nicht die Absicht, dort die ihm speziell befohlene Heidenmission zu treiben, sondern er wollte von dort aus seine europäischen und asiatischen Gemeinden pflegen. Dorthin also ging sein Weg. Die von der Apostelgeschichte erwähnte Durchreise durch das Bergland Galatiens und Phrygiens hatte nur den Zweck, die dortigen Brüder zu stärken und, wie er in Jerusalem versprochen hatte, für die arme Jerusalemitische Gemeinde zu kollektieren (vergl. 1. Kor. 16, 1).

Paulus ahnte nicht, wie not diese Stärkung tat. Die galatischen Gemeinden fand er verunruhigt durch die Gesetzesfrage, was er, da sie ausschließlich aus gläubig gewordenen Heiden bestanden, am wenigsten vermuten konnte. Da nicht die geringste Spur in seinem Brief darauf hinweist, daß es Emissäre aus Judäa waren, welche diese Frage in ihnen angeregt, so können es nur die vor seiner Zeit dort entstandenen judenchristlichen Gemeinden Galatiens, welche der erste Petrusbrief erwähnt, gewesen sein, durch welche es geschah. Wie wir eben noch sahen, daß in der gemischten Gemeinde Antiochiens die Gesetzesfrage zu einer brennenden wurde, so mußte es überall geschehen, wo judenchristliche und heidenchristliche Gemeinden örtlich nahe an einander grenzten wie in Galatien. Es handelt sich hier nicht um einzelne Irrlehrer, sondern es lag nahe, daß die Judenchristen jener Landschaft es als einen Anstoß empfanden, wenn dicht neben ihnen christliche Brudergemeinden bestanden, welche von der ihnen von Jugend auf gewohnten gesetzlichen Lebenssitte

nichts wissen wollten. Auch bei ihnen war es doch stets so gehalten, daß die Proselyten, welche an den Verheißungen des Gottesvolks Anteil erlangen wollten, durch die Beschneidung sich dem Volk Israel einverleibten und das ganze alttestamentliche Gesetz annahmen. Die Judenchristen Galatiens stießen sich nicht daran, daß die dortigen Heidenchristen durch ihren Glauben an dem Heil, das der Messias bereits gebracht, Anteil erlangt haben sollten; aber die Heilsvollendung, welche der Messias Israels seinem Volk bringen sollte, konnten selbstverständlich nur die erlangen, welche sich diesem Volk einverleibten. Den Glauben an Christus, wie ihn ihre Missionare gepredigt, berühre das gar nicht, und wenn es den Heiden immerhin nicht leicht werde, das alttestamentliche Gesetz mit seinen peinlichen, alle Lebensverhältnisse einengenden Ordnungen zu übernehmen, so kommt es nur darauf an, daß sie sich beschneiden ließen und im Prinzip das Gesetz annähmen. In der Praxis hätten die Juden in der Diaspora längst selbst gelernt, die in ihrem täglichen Verkehr mit den Heiden schlechthin unausführbaren Ordnungen des Gesetzes fallen zu lassen. Von den Verhandlungen über die Gesetzesfrage in Jerusalem, wo man ausdrücklich die Heidenchristen vom Gesetz freigesprochen hatte, wußte man natürlich in Galatien nichts.

Wir wissen nicht, was den Apostel bewog, hier, wo er sich nur auf der Durchreise befand, sich in keine langen Diskussionen über die Gesetzesfrage und alle ihre Details einzulassen, die er eben noch in Antiochien durchgefochten, die er aber hier, so wenig wie in Thessalonich, in seiner Heidenmissionspredigt anzuregen Anlaß gehabt hatte. Sicher war es nicht recht, wenn der temperamentvolle Mann, dessen Eifer ihn zum Eroberer zweier Weltteile für das Christentum

gemacht hat, sich damit begnügte, seinen Gläubigen zu erklären, wer ihnen ein Evangelium predige, welches das Heil noch an andere Bedingungen knüpfe, als das seinige, der sei dem Fluch Gottes verfallen; und man müsse sich nicht darüber täuschen, daß, wer sich beschneiden lasse, verpflichtet sei, das ganze Gesetz bis in alle Einzelheiten hinein zu erfüllen (Gal. 1, 9. 5, 4). Paulus hat es schwer genug zu bereuen gehabt; aber er hatte gehofft, daß seine geistlichen Kinder in Galatien, deren Liebe und Gehorsam er gewiß zu sein meinte, sich damit würden genügen lassen und alle an sie gestellten Anforderungen zurückweisen. So war er nach Ephesus weiter gezogen. Er fand dort auch sofort Arbeit genug vor. Der Gemeinde hatte sich ein Kreis von Männern zugesellt, welche die Predigt von Jesu durch Evangelisten überkommen hatten, die in keinem Zusammenhang mit der Urgemeinde standen, und daher auch nichts davon gehört hatten, daß Petrus dort am Pfingstfest die Taufe auf den Namen Jesu eingeführt habe, und daß infolge davon die Getauften den sichtbare Wundergaben wirkenden heiligen Geist empfingen. Diesem Kreis hatte einst auch ein hochbegabter alexandrinischer Jude, namens Apollos, angehört, der mit großer Schriftgelehrsamkeit und geistgewirktem Feuereifer Christum verkündigte. Aquila und Priskilla hatten seine christliche Ausbildung vollendet und ihn dann auf seinen Wunsch nach Korinth gesandt, wo nun Paulus seine dortige Gemeinde wohl versorgt wußte. Er widmete sich also diesen Genossen des Apollos, die nur von der johanneischen Bußtaufe wußten, und machte ihnen klar, daß diese nur auf den nach dem Täufer kommenden Messias hingewiesen habe. Sie ließen sich infolgedessen auf den Namen des Herrn taufen und empfingen auf des Gebet des Apostels durch die Handauflegung den heiligen Geist, der

auch in ihnen die Gabe der Prophetie und des Zungenredens wirkte.

Aber kaum hatte Paulus in Ephesus seinen dortigen Freunden in ihrer Synagogenwirksamkeit zu helfen begonnen, als ihn die niederschmetternde Nachricht traf, daß seine galatischen Gemeinden in vollem Abfall von seinem gesetzesfreien Evangelium begriffen seien. Zwar hatte man die Beschneidung noch nicht angenommen, aber man hatte bereits den jüdischen Festzyklus eingeführt, der sich dem an reichere Kulte gewöhnten Heiden immer am ehesten an Stelle des noch etwas nüchternen christlichen Gottesdienstes empfahl. Das Schlimmste aber war, daß man seine Schüler an dem Apostel irre zu machen versucht hatte. Durch seine Schroffheit gekränkt, mit der er jede von der seinigen abweichende Heilsverkündigung zurückgewiesen, hatte man gefragt, was er dazu für ein Recht habe. Er sei doch nicht selbst ein Jünger Jesu gewesen und könne darum sein Apostelamt nur von den Uraposteln oder durch ihre Vermittlung empfangen haben. Diese aber hätten die durch Christum zu bringende Heilsvollendung immer nur dem auserwählten Volk versprochen und auf dessen Gesetzestreue gehalten. Man fragte, wer dem Apostel das Recht gebe, sein dem widersprechendes Evangelium als das allein wahre auszugeben. Es sei doch offenbar, daß er den Heiden nur die Übernahme des Gesetzes erlasse, um sie dadurch leichter zu seinen Anhängern zu gewinnen. Wenn er die entgegengesetzte Ansicht, welche die Annahme der Beschneidung und des Gesetzes als heilsam empfehle, für eine Verkehrung des einen wahren Evangeliums erkläre, durch die man die Gemeinde verwirre, so könne man vielmehr ihn beschuldigen, daß er die Gemeinde verwirre, wenn er jetzt so gegen die Beschneidung eifere. Er habe

doch selbst, was nach dem Grundsatz, daß jeder in dem Stande bleiben müsse, in dem ihn die Berufung getroffen habe (vergl. 1. Kor. 7, 18), zweifellos der Fall war, von den jüdischen Gläubigen verlangt, daß sie die Beschneidung an ihren Kindern vollziehen sollten (vergl. Apostelgesch. 21, 22) und habe selbst seinen Timotheus beschnitten (vergl. Apostelgesch. 16, 3). So hatte der Kampf um die Sache, der zu einem Kampf um die Person geworden war, eine unerhörte Schärfe erhalten. Es war nur zu menschlich, daß der Apostel sich in dem Brief, den er sofort nach diesen Nachrichten an die Galater schrieb, dadurch ebenfalls verbittern ließ. Er behandelt die Judenchristen Galatiens, die es von ihrem Standpunkt aus nur gut mit den Heidenchristen gemeint hatten, schlechtweg als ihre Verführer, die sie von der Christengemeinde ausschließen wollten, falls sie ihren Anforderungen nicht nachgaben. Sie würden Gottes Gericht zu tragen haben in dem Fluch, den er nochmals in aller Schärfe über jedes von dem seinen abweichenden Evangelium ausspricht. Wenn sie behaupteten, daß er den Heiden nur aus Menschengefälligkeit das Gesetz erlasse, so beschuldigt er sie, daß sie mit dem Eifer die Heidenchristen Galatiens zu Proselyten des Judentums zu machen, sich nur den ungläubigen Juden empfehlen wollten, die deswegen ihnen ihren Glauben an den gekreuzigten Messias Jesu zu gute halten und sie dann nicht weiter verfolgen würden (Gal. 6, 12 f.). Wenn sie sein gelegentliches Fordern der Beschneidung ein Predigen der Beschneidung nennen, so könne auch er aus ihrem Eifer für die Beschneidung Konsequenzen ziehen, an die sie wahrlich nicht gedacht hätten (Gal. 5, 12).

Aber auch den Gemeinden gegenüber scheut er harte Worte nicht. Er schilt sie unverständig, weil sie sich hätten

bezaubern lassen und darüber alles vergessen, was er ihnen gepredigt, als er ihnen den gekreuzigten Christus vor Augen gemalt. Er appelliert an ihre eigene Christenerfahrung, die sie gelehrt, daß sie in der Taufe den Geist und seine Wundergaben nicht empfangen hätten auf Grund irgend welcher gesetzlichen Leistungen, sondern auf Grund der Heilsbotschaft, die in ihnen den Glauben gewirkt. Was sie im Geist begonnen, wollten sie jetzt im Fleisch, d. h. mit ihrer natürlichen Kraft durch Gesetzeserfüllung vollenden. Schon der Anfang ihres Abfalls, zu dem sie sich hätten beschwatzen lassen, verderbe wie ein Sauerteig ihr ganzes Christenleben. Er fürchtet, daß er vergeblich an ihnen gearbeitet, und daß sie all ihre Gnadenerfahrungen umsonst gemacht, wobei er andeutet, daß das kaum möglich sei, da die verschmähte Gnade sich ihnen in Gericht verwandeln müsse.

Aber dann wieder stimmt er den harten Tadel herab zu der brüderlichen Bitte, daß sie, wie er einst um ihretwillen seine jüdische Lebenssitte abgelegt, jetzt um seinetwillen gesetzesfreie Christen werden möchten. Sie hätten ihm ja bisher nichts Böses getan, woraus er schließen könne, daß sie seine Bitte nicht erhören würden. Umgekehrt hält er ihnen in der rührendsten Weise vor, mit wie überschwenglicher Liebe und Verehrung sie ihn einst trotz alledem, wodurch sein Krankheitselend sie daran hätte hindern können, aufgenommen. Er fragt, ob er jetzt dadurch ihr Feind geworden sei, daß er ihnen die Wahrheit gesagt. Wenn andere um sie eiferten, wahrlich nicht in löblicher Weise, so eifere er nur, um sie zu vollen Christen zu machen. Da es schwerer sei, einen Abtrünnigen wieder zurechtzubringen, als einen Ungläubigen zu bekehren, müsse er erst wieder unter neuen Geburtsschmerzen dafür sorgen, daß seine Kinder in

Christo den alleinigen Heiland fänden. Damals hatte er sie durch seine Schroffheit zurückgestoßen. Wie wollte er, daß er noch einmal unter ihnen wäre, um seine Stimme zu wandeln und in anderer Weise sie zu gewinnen! Er sei wirklich in Verlegenheit, wie er ihre Herzen gewinnen solle und versuche dieses und jenes. Darum ist sein Brief wechselnder Stimmungen voll, darum sucht er von immer neuen Seiten her bald durch Drohungen und Warnungen, bald durch Bitten und Mahnungen, bald durch den Reichtum seiner Schriftgelehrsamkeit, bald durch die Schärfe seiner Dialektik sie zu überzeugen und auf den rechten Weg zurückzubringen.

Die beiden ersten Kapitel widmet Paulus ganz dem geschichtlichen Nachweis, daß er sein Evangelium nicht von Menschen, also auch nicht von den Uraposteln, sondern unmittelbar von Gott empfangen habe, daß dies gesetzesfreie Evangelium von den Uraposteln anerkannt und gelegentlich von ihm einem Petrus gegenüber zur Geltung gebracht sei. Wir können ihm nur dankbar sein, daß er uns hier Blicke in sein vergangenes Leben tun läßt, da wir es durch sie viel genauer als aus der Apostelgeschichte kennen lernen. Das meiste, was wir von den Anfängen des Apostels sowie von dem Apostelkonzil und dem Konflikt in Antiochien erzählt haben, ist diesem Brief entnommen. Keine Spur in seinen Darlegungen führt darauf, daß diese Dinge den Lesern falsch dargestellt waren, was nur auf's neue beweist, daß der Streit um die Gesetzesfrage nicht durch Emissäre aus Jerusalem in sie hineingetragen, sondern daß der darüber anderwärts geführte Streit ihnen noch gänzlich unbekannt geblieben war. Was Paulus aber einst dem Petrus in Antiochien gesagt hatte, das führt er hier mit ausdrücklicher Beziehung auf die in Galatien kontrovers gewordene Frage aus, und

das bringt ihn Kapitel 3 auf die Erörterung einer Lehre, welche er hier zum erstenmal ausführlich entwickelt, und welche später die Grundlehre unserer protestantischen Kirche geworden ist, der Lehre von der Rechtfertigung allein durch den Glauben. Aus dem Zusammenhang dieses Briefes erkennen wir recht deutlich, daß es sich dabei nicht um eine theoretische Lehre handelt, von deren richtiger Erkenntnis unser Heil abhängt, sondern um eine ganz praktische Frage, auf deren richtiger Beantwortung allerdings der Kern des Christentums beruht.

Die Christen Galatiens wollten die von Jesu verheißene Heilsvollendung davon abhängig machen, ob man durch die volle Erfüllung des alttestamentlichen Gesetzes die Gerechtigkeit, d. h. das Wohlgefallen Gottes erwerbe, ohne die er natürlich sein höchstes Heilsgut nicht erteilte. Nun macht Paulus geltend, daß nach aller Erfahrung eine lückenlose Erfüllung des Gesetzes wegen der von der Sünde infizierten Natur des Menschen unmöglich sei. Man könne sich auch nicht dabei beruhigen, daß Christus dem Gläubigen dazu die Kraft gegeben und die auch dann noch zurückbleibenden Mängel unserer Gerechtigkeit im Gericht aus Gnade zudecken werde. Sind wir einmal für die Erlangung der zur Heilsvollendung notwendigen Gerechtigkeit auf Gnade angewiesen, die nur im Vertrauen auf sie, d. h. im Glauben erlangt werden kann, so ist die Gerechtigkeit kein Menschenwerk, sondern ein Gnadengeschenk. Hier gibt es nur ein Entweder — Oder. Wenn man noch irgend etwas zur Erlangung der Gottwohlgefälligkeit selbst tun wolle, so unterschätze man die Gnade Gottes, als könne oder wolle sie uns nicht alles geben, was wir zur Heilsvollendung bedürfen. Damit aber schließen wir uns selber von der Gnade aus.

Ja, man erreicht auf diesem Wege das gerade Gegenteil. Das Gesetz bedroht jeden, der auch nur eines seiner Gebote übertritt, mit dem Fluch Gottes; der Fluch aber schließt den Segen Gottes aus, der uns in der Heilsvollendung verheißen ist. Christus ist eben gesandt, um uns von diesem Fluch zu erlösen, indem er für unsere Sünde starb. Es heißt also ebenso seine Gnade mißachten, wenn man sich durch Erfüllen des Gesetzes die Gerechtigkeit erwerben will; denn wenn das möglich wäre, wäre Christus vergeblich gestorben. Das Gesetz fordert ein Tun, Christus aber fordert von uns den Glauben, daß Gott uns um seinetwillen aus Gnaden schenkt, was wir in uns selbst nicht haben und durch uns selbst nicht erlangen können. Das ist der Sinn der Rechtfertigung aus dem Glauben, den Paulus hier entwickelt.

Es ist klar, daß diese seine Lehre herausgeboren ist aus der Gnadenerfahrung, die Paulus bei seiner Bekehrung gemacht hatte, wie wir sie oben kennen gelernt haben. Noch heute wird sie von jedem gemacht, der die Unzulänglichkeit seiner Leistungen erkennt und in Christo den gefunden hat, der uns die Gnade Gottes frei und umsonst anbietet, weil das Vertrauen auf sie, das heißt der Glaube von selbst wirkt, was wir nicht zu wirken imstande sind. Im Galaterbrief hat Paulus diese Lehre den Gesetzesleuten gegenüber zum erstenmal klar formuliert und mit unwiderleglicher Dialektik begründet. Alles übrige in Gal. 3 dient nur dazu, den schriftkundigen Juden mit überlegener Schriftgelehrsamkeit alle Einwände abzuschneiden, die sie gegen diese seine Ausführungen erheben konnten. Dazu dient von vornherein der Nachweis, daß schon dem Abraham nach 1. Mose 15, 6 sein Glaube zur Gerechtigkeit angerechnet wurde, und daß die alte Väterverheißung, wonach in Abraham alle Völker

gesegnet werden, auf die gläubig gewordenen Heiden gehe. Man darf sich darum nicht daran stoßen, daß Paulus nach der Weise rabbinischer Schriftgelehrsamkeit, wie er sie in Gamaliels Schule gelernt hatte, das Alte Testament in einer Weise deutet, die wir heute nicht mehr als richtig anerkennen können. Eben so wenig daran, daß seine Darstellung der Art, wie der Tod Christi am Holz des Fluches uns vom Fluch des Gesetzes erlöst und sein vollkommener Gesetzesgehorsam uns von der Gesetzesknechtschaft befreit hat, auf Voraussetzungen beruht, die uns fremd geworden sind. Aber wenn Paulus zu beweisen sucht, daß die dem Abraham als Gnadengeschenk erteilte Verheißung nicht durch das Jahrhunderte später gegebene Gesetz nachträglich an eine durch menschliches Verdienst zu erfüllende Bedingung geknüpft werden könne, so zeigt das nur seine großartige Geschichtsanschauung, wonach das Ursprüngliche Gottes Gnadenratschluß über die ganze Menschheit war. Das Gesetz sei nur ein Erziehungsmittel, durch welches Gott das Volk Israel lehren wollte, daß es durch eigenes Tun und Verdienen das Heil nicht erwerben könne, sondern die ihm in Christo angebotene Gnade annehmen müsse. Daraus ergab sich dem Apostel, daß das Gesetz überhaupt nur der Vorbereitungszeit des Christentums angehöre und, nachdem Christus zu unserem Heil erschienen, für alle Gläubigen, seien es Juden oder Heiden, keine zum Heil notwendige Bedeutung mehr habe. Wollten die Galater also, die durch die Erkenntnis des wahren Gottes und seiner Gnade von dem knechtischen Dienst ihrer falschen Götzen befreit seien, nunmehr zur Gesetzesknechtschaft zurückkehren, so sänken sie auf die Stufe einer unvollkommenen, nur für die Vorbereitungszeit bestimmten Religion zurück. Auch hier sucht Paulus durch eine in der damaligen jüdischen Theologie

beliebte allegorische Deutung der Geschichte Isaaks und Ismaels nachzuweisen, daß diese ein typisches Vorbild für das Verhältnis des gesetzesfreien Christentums zu dem unter das Gesetz geknechteten Judentum sei.

Diese Darlegungen des Galaterbriefs waren eine weltgeschichtliche Tat des Apostels. Es konnte doch auf die Länge nicht dabei bleiben, daß das Christentum gespalten blieb in einen gesetzestreuen und einen gesetzesfreien Teil. Erst wenn erkannt wurde, daß die Judenchristen ebenso wie die Heidenchristen nach dem in der Heilsgeschichte waltenden Rat Gottes vom Gesetz freigesprochen seien, konnte es zu einer einheitlichen Christengemeinde kommen. Es gehörte das zu dem, wovon Jesus, der für sich und seine Jünger noch an der Unverbrüchlichkeit des Gesetzes festhielt, gesagt hatte, daß er es in seinen Erdentagen nicht sagen könne, daß erst der Geist sie in alle Wahrheit leiten werde. Diese Erkenntnis ist dem Apostel aufgegangen, als die Ereignisse in Galatien ihm die ungeheure Gefahr darlegten, welche das Nebeneinanderbestehen gesetzestreuer und gesetzesfreier Gemeinden immer wieder für die letzteren mit sich brachte, weil jeder Versuch, auch ihnen das Gesetz aufzuerlegen, sie dazu geführt hätte, ihr Heil nicht auf die Gnade allein, sondern irgendwie auch auf eigenes Verdienst und eigene Gerechtigkeit zu gründen. Daß ihm Gott gab, jene Erkenntnis in einer für jene Zeit unwiderleglichen Weise zu begründen und so die Zeit anzubahnen, wo auch die Judenchristen ihre Gebundenheit an das Gesetz aufgeben würden, das ist die Bedeutung des Galaterbriefs. Durch ihn ist erst der Weg frei gemacht, auf dem das Christentum wirklich zur Weltreligion werden konnte.

Aber der Apostel erkannte, wie die Gefahr ebenso groß

sei, die Kapitel 4 entwickelte Lehre von der Christenfreiheit zu mißdeuten auf die Freiheit schrankenlosen Beliebens. Daher mahnt er Kapitel 5 so ernstlich, durch sie dem Fleisch nicht Raum zu geben, da die natürlichen Triebe nur zu leicht zu den alten heidnischen Sünden und Lüsten zurückführen würden, von denen der Apostel oft genug gesagt hatte, daß sie vom Gottesreich ausschlössen. Dagegen sollten sie sich vom Geist bestimmen lassen, der ohne Zutun des Gesetzes ein ganz neues Leben in uns wirke und insbesondere die Erfüllung des Liebesgebots Christi, durch welches ohnehin das ganze Gesetz erfüllt und somit überflüssig werde. Wie er durch seine Bekehrung zu einem ganz neuen Leben gekommen, das allem, was Welt ist und heißt, abgestorben sei, weil er es nur noch im Glauben an die Gnade Gottes in Christo führe, so hätten doch auch sie in der Taufe den Entschluß gefaßt, ihr ganzes altes, sündhaftes Leben mit Christo in den Tod zu geben. Es sei also für sie unmöglich, das Wort von der Christenfreiheit dahin zu mißdeuten, daß sie sich wieder von ihren natürlichen Trieben leiten ließen.

Die Schlußermahnungen des Apostels gehen auf die sittlichen Mängel in ihrem gegenwärtigen Gemeindeleben ein. Es war sichtlich bereits zu heftigen Streitigkeiten zwischen den Gesetzestreuen und Gesetzesfreien gekommen, die das Gemeindeleben zu zerrütten drohten (Gal. 5, 15). Keine Partei soll in eitlem Ehrgeiz ihre Gesetzestreue oder Gesetzesfreiheit den andern gegenüber herausfordernd geltend machen oder die andern beneiden wegen der Vorzüge, die ihr Standpunkt ihnen gibt. Vor allem sollen sie nicht, wenn einer von einem Fehler übereilt würde, darüber triumphieren als ein Zeichen, wozu seine Gesetzesfreiheit führt oder wie wenig seine Gesetzestreue dagegen sichert. Für solche, die vom Geist getrieben

sind, zieme sich nur, dem Bruder mit sanftmütigem Geist zurechtzuhelfen. Das werde am besten geschehen, wenn sie sich nicht mit andern vergleichen, um etwa einen Punkt zu entdecken, an dem sie sich rühmen können, ihn zu übertreffen, weil sie sich dann nur mit der Einbildung betrügen, etwas zu sein, während sie doch nichts sind in Gottes Augen. Nur ihr eigenes Werk sollen sie prüfen an dem, was sie sein sollten oder sein könnten. Dann würden sie genug zu tragen haben an dem Bewußtsein ihrer eigenen Unzulänglichkeit und keinerlei Neigung verspüren, über den andern sich zu überheben, der ebenso seine Last zu tragen hat. Vielmehr würden sie das Gesetz Christi dadurch erfüllen, daß sie ihm helfen, seine Last tragen, indem sie ihn mit Geduld und Nachsicht anleiten, den begangenen Fehler wieder gut zu machen.

Der Apostel fügt eigenhändig nicht nur einen Segenswunsch, sondern noch ein Schlußwort hinzu, um dadurch auf die Bedeutung desselben hinzuweisen. Er stellt noch einmal sich, der seinen Ruhm allein im Kreuz Christi findet, den Gesetzesleuten gegenüber, die ihren Ruhm darin suchen, sie zu Proselyten des Judentums zu machen. Ausdrücklich aber dehnt er seinen Friedensgruß aus auf das Israel Gottes. Er weiß also sehr gut, daß es auch Judenchristen gibt, welche in Christo allein ihr Heil suchen und darum in Wahrheit zu dem berufenen Gottesvolk gehören. Der Apostel bittet schließlich, ihm nicht noch einmal Mühe zu machen, wie sie dieser Brief ihm gekostet, weil er in den Spuren seiner Mißhandlungen, die er nach dem Vorgang Jesu erlitten hat, die Malzeichen seiner Dienerschaft sieht, die Jesus ihm aufgeprägt hat.

Diese Bitte ist ohne Frage erfüllt worden. Wir haben

nicht mehr die geringste Spur davon, daß Paulus je wieder seine galatischen Gemeinden vor judaistischen Verirrungen zu warnen brauchte. Der Brief hat also seine Wirkung vollkommen erreicht, und die Gemeinden vor jeder Versuchung, das Gesetz anzunehmen, für immer gesichert.

---

8. Kapitel.

Die korinthischen Wirren.

Drei Monate lang widmete sich Paulus der judenchristlichen Gemeinde in Ephesus und der von ihr betriebenen Propaganda unter seinen Volksgenossen. In diese Zeit müssen die Nachrichten aus Galatien gefallen sein, die ihn zu seinem Brief dorthin bestimmten. Aber auch hier kam es zu einer Katastrophe. Als infolge einer Synagogenpredigt des Apostels einige jüdische Fanatiker die christliche Heilslehre gröblich beschimpften, was er sich um der Ehre seines Meisters willen nicht gefallen lassen durfte, verließ er mit all seinen Anhängern demonstrativ die Synagoge, um sie nie wieder zu betreten. Er bediente sich fortan des Hörsaals eines griechischen Rhetors, um zwei Jahre lang dort seine täglichen Vorträge und Besprechungen zu halten. Natürlich fanden sich dort vorwiegend Griechen ein, und bei dem regen Handelsverkehr, in dem Ephesus mit allen Landschaften Kleinasiens stand, verbreitete sich das Evangelium, ohne daß Paulus weitere Missionsreisen machte, durch die ganze Provinz hin. In dieser Zeit sind aus den kleinen judenchristlichen Konven-

tikeln daselbst große gemischte, wohl überwiegend heidenchristliche Gemeinden geworden. Es kam dahin, daß der in Ephesus so besonders gepflegte Kultus der Artemis sichtlich Abbruch erlitt und daß Zauberbücher von ungeheurem Wert von ihren zum Glauben gekommenen Besitzern auf offenem Markt verbrannt wurden. Freilich werden es die jüdischen Fanatiker auch hier nicht unterlassen haben, den heidnischen Pöbel gegen Paulus aufzuhetzen. Der Apostel erwähnt gelegentlich einen Fall, wo er sich wie von wilden Bestien umringt sah, und wo ihn nur die todesmutige Aufopferung seiner Freunde Aquila und Priskilla aus der äußersten Todesgefahr rettete (vergl. 1. Kor. 15, 32. Röm. 16, 4).

Leider erzählt die Apostelgeschichte nur noch, daß Paulus viele Kranke heilte, und wie übel es etlichen jüdischen Exorzisten erging, als sie seine Teufelaustreibungen nachahmen wollten. Wir hören nur aus seinem eigenen Munde, daß er dort mit seinem Handwerksgenossen sein Gewerbe trieb und sich unausgesetzt der großen, wohl hauptsächlich heidenchristlichen Gemeinde in Ephesus widmete. Es kann daher nur ein kurzer Ausflug gewesen sein, auf dem Paulus die Gemeinde zu Korinth besuchte, wahrscheinlich um Apollos kennen zu lernen, der dort ganz in seinem Sinne wirkte, und mit dem er sich eng befreundete. Er sagt gelegentlich selbst, daß er durch die Zustände, die er unter seinen Heidenchristen daselbst vorfand, tief gedemütigt sei und sie habe betrüben müssen. Aber in Erinnerung daran, wie wenig seine Strenge in Galatien geholfen, hatte er sich damit begnügt, mit strenger Strafe zu drohen, wenn die Übelstände, die er wahrgenommen, nicht abgestellt würden. Es waren offenbar die Unzuchtssünden, welche durch die Rückwirkung der berüchtigten Sittenlosigkeit Korinths auf die

junge Christengemeinde dort immer wieder einrissen. Daher mußte er in einem leider verloren gegangenen Briefe (vergl. 1. Kor. 5, 9), den er von Ephesus aus schrieb, anordnen, daß man sich von denen, welche sich solcher heidnischen Sünden schuldig machten, zurückziehen und ihnen das Recht der christlichen Brudergemeinschaft versagen solle.

Aber die Zeit, welche Paulus für seinen Aufenthalt in Ephesus bestimmt hatte, ging bereits zu Ende, als er durch die Leute einer gewissen Chloe, die von Korinth kamen, Nachrichten über Wirren in der Gemeinde erhielt, die durch den Streit über die Vorzüge ihrer verschiedenen Lehrer entstanden waren. Der Streit war von Apollosschülern ausgegangen, die, als ihr Lehrer auf Missionswegen abwesend war, ihn seiner philosophischen Schulung und Beredtsamkeit wegen über den Apostel stellten und eine Partei in der Gemeinde bildeten, welche sich nach seinem Namen nannte. Dadurch wurden die von Paulus bekehrten und ihrem Lehrer treu anhängenden genötigt, sich ihnen gegenüber zu einer Paulus-partei zu konstituieren. Paulus ergreift in dem Briefe, den er später deshalb schrieb, den Gegensatz, in dem man ihn zu dem ihm befreundeten Apollos stellte, um den Widersinn solchen Parteitreibens, das der hellenischen Bevölkerung nur zu sehr im Blute lag, darzustellen. Er verweist darauf, daß sie doch nicht auf den Namen ihrer Lehrer getauft seien, um sich als seine Anhänger zu bekennen, sondern auf den Namen des für sie gekreuzigten Christus. Aber er begnügt sich nicht damit, sondern hier zeigt sich so recht die schriftstellerische Begabung und Neigung des Apostels, dem es ein Bedürfnis war, seine Gedanken über ein gegebenes Thema ausführlich zu entwickeln. Er erörtert prinzipiell das Verhältnis seiner schlichten Heilspredigt von dem ge-

kreuzigten Christus zu aller Weisheit und Rhetorik der Welt. Er beruft sich auf die Tatsache, daß unter den Erwählten, die Gott durch die Bewirkung des Glaubens in ihnen zur Gemeinde hervorgerufen habe, nur verhältnismäßig wenige seien, die zu den Gebildeten oder Höhergestellten unter den Juden und Heiden gehörten, daß die Gemeinde zum größeren Teil aus schlichten, vor der Welt niedrigen Leuten bestehe. Damit habe doch Gott klar genug gezeigt, daß er weltlicher Vorzüge zur Ausrichtung seiner Sache auf Erden nicht bedürfe, vielmehr sie absichtlich ausschließe, damit man sich nur des Heilsmittlers rühme, den Gott selbst dazu gemacht. Darum habe auch er bei seinem Auftreten in Korinth nicht versucht, durch menschliche Weisheit oder Redekunst zu wirken, wodurch die Wirkung der schlichten Predigt vom Kreuz Christi nur abgeschwächt werden könne. Er habe wohl gewußt, daß er nur schüchtern mit dieser Predigt unter den hochgebildeten Korinthern auftreten könne, aber er habe ausdrücklich ihren Glauben nicht auf Menschenweisheit gründen wollen, sondern auf die Erfahrung von der Gottesmacht des Evangeliums, durch die der seinem Wort einwohnende Geist sich ihnen selbst bezeuge.

Wohl gäbe es im Evangelium auch Tiefen der Weisheit, die seine Apostel entschleiern könnten, aber da nur der Geist nach Inhalt und Form diese zu verkündigen sie befähige, so könne der natürliche Mensch jene Weisheitstiefen nicht verstehen. Erst müßte er von dem Geist in ihr Verständnis geleitet sein, um ein Urteil darüber gewinnen zu können. Darum habe der Apostel in seiner Missionspredigt, die sie erst bekehren sollte, von dieser Weisheit noch nicht reden können, auch nicht in seinem Verkehr mit den jungen Christen, in denen der Geist erst eine kaum spürbare Wirkung begonnen

habe. Aber auch jetzt, wo der Streit über die Vorzüge ihrer Lehrer zeige, wie mächtig noch der alte natürliche Mensch in ihnen sei, vermöge er es nicht. Der wirkliche Unterschied zwischen ihm und Apollos beruhe nicht in diesen oder jenen Vorzügen, sondern darin, daß Gott ihm die Gabe der Gemeindegründung verliehen habe und dem Apollos die Gabe, die Gemeinde äußerlich und innerlich auszubauen. Was sie mit dieser Gabe wirkten, sei nicht ihr Verdienst, um des willen man einen oder den anderen von ihnen auf den Schild heben könne, sondern allein Gottes, der ihnen Erfolg verleihe. Für die Gründung der Gemeinde habe er nicht die Mittel und Wege zu suchen gehabt, sondern den von Gott ein für allemal gelegten Grundstein durch die Verkündigung Christi in Korinth festzulegen. Erst für den weiteren Bau der Gemeinde könne es sich um die Wahl der rechten Mittel handeln; aber ob die Gewählten wertvoll und dauerhaft seien, darüber könne erst der Gerichtstag entscheiden, dessen Feuer alles Unprobehaltige in der Gemeinde verzehren werde. Das werde dem, welcher, wenn auch auf dem rechten Grunde, doch mit minderwertigen Mitteln gebaut, schweren Schmerz bereiten, wenn er auch für seine Person gerettet werde. Sie aber, die durch ihren Parteigeist den Tempel Gottes in der Gemeinde ruinierten, der heilig und unverletzlich sei, treffe eine schwere Verantwortung, wenn sie sich durch das Rühmen menschlicher Vorzüge zum Hochmut auf die ihnen geschenkte Weisheit verleiten ließen.

Indem der Apostel den Korinthern vorhält, daß die Vorzüge, die einer oder der andere ihrer Lehrer besitze, ihnen allen zugute kommen sollen, gedenkt er hier auch derer in der Gemeinde, die sich Kephasschüler nannten und besonders die Vorzüge dieses Apostels rühmten. Es ist nicht unwahr-

scheinlich, daß Petrus auf den Wegen seiner Diasporamission, nachdem er durch Silvanus mit den kleinasiatischen Gemeinden im Westen Beziehungen angeknüpft, auch einmal Korinth besucht und dort gewirkt hatte. Aber es können auch eine Zahl solcher gewesen sein, die in Palästina oder sonst irgendwo in der Diaspora von Petrus bekehrt waren und sich dem judenchristlichen Grundstock der Gemeinde, der sicherlich durch Apollos sich stark gemehrt, angeschlossen hatten. Paulus beruft sich auf das hohe Christenrecht, wonach alles, was Welt ist und heißt, ihnen gehöre, sodaß sie nur ihren Anspruch auf die Vorzüge der anderen Lehrer aufgeben, wenn sie ausschließlich dem einen gehören wollen und damit nur ihre tatsächliche Angehörigkeit an Christum und in letzter Instanz an Gott verleugnen. Die Kehrseite aber jener Bevorzugung einzelner Lehrer ist die Herabsetzung und das Kritisieren anderer, während Gott von seinen Haushaltern nur eins verlangt, was sie gar nicht beurteilen könnten, nämlich die Treue in seinem Dienst. Er sage das nicht, um eine Beurteilung seiner Person abzulehnen, da er nicht einmal sein eigenes Selbstbewußtsein für den ausreichenden Maßstab der Beurteilung seiner Pflichttreue halte, und es sei töricht, wenn sie, die nicht Herzenskündiger seien, ihr vorgreifen wollten.

Am Abschluß dieser bisher ganz ruhigen und fast systematisch sich entwickelnden Erörterung der Frage, die der Apostel behandelt, wird auf einmal klar, wie tief empört er war über dies Taxieren und Kritisieren ihrer Lehrer durch die Gemeinde, die ihn und Apollos in einen Gegensatz zu bringen suchte und ihn in eine Reihe mit andern Lehrern der Gemeinde stellte, während er doch allein ihr eigentlicher Vater war. Der tiefste Schaden des Parteitreibens lag aber darin, daß

jede Partei die Vorzüge ihrer Lehrer nur rühmte, um sich selbst als seine Schüler über die andern zu erheben. Diesen Hochmut und diese satte Selbstzufriedenheit geißelt Paulus mit vernichtender Ironie und beißender Satire, von der wir bisher nur einen leisen Anklang im Galaterbrief gefunden haben. Er hatte, sobald er die Nachrichten über den Parteistreit erhielt, seinen geliebten Timotheus nach Korinth gesandt. Es ist das die Reise des Timotheus, welche die Apostelgeschichte 19, 21 in die Zeit versetzt, wo Paulus bereits an den Abschluß seiner ephesinischen Wirksamkeit dachte. Timotheus sollte mit einem andern seiner Gehilfen, Erast, nach Korinth reisen und zwar auf dem Landwege über Makedonien. Paulus hoffte, daß es genügen werde, wenn dieses sein echtes Kind ihnen das Bild ihres gemeinsamen geistlichen Vaters lebendig vor Augen führte, um dem Parteitreiben ein Ende zu machen.

Nur von etlichen konnte das Paulus freilich nicht erwarten, die das Parteitreiben noch gesteigert und verbittert hatten. Es war nämlich in Korinth auch eine Anzahl aus Jerusalem gekommener Lehrer aufgetreten, die sich rühmten, unmittelbare Schüler Christi zu sein, weil sie Jesum noch selbst bei seinen Lebzeiten gehört und gesehen hatten und welchen Paulus daher vorwirft (1. Kor. 1, 12 f.), daß sie sich anstellten, als ob ihnen Christus in besonderem Sinne zu eigen gehöre. Sie hatten damit geprahlt, Paulus werde es, nachdem sie in Korinth aufgetreten, nicht mehr wagen, dorthin zu kommen. Es war klar, daß diese Leute nichts geringeres im Schilde führten, als auch die Heidenchristen Korinths wieder unter das Joch des Gesetzes zu beugen, aber sie hüteten sich wohl, mit dieser Absicht hervorzutreten, ehe sie nicht die Autorität des Apostels, die genügt hatte, alle

derartigen Versuche in Galatien niederzuschlagen, untergraben hatten. Das schien am ehesten möglich in einer Gemeinde, die bereits begonnen hatte, ihren eigentlichen Gründer nur noch als ein Parteihaupt zu betrachten, und in der also auch sie sehr bald einen Anhang zu gewinnen hoffen durften. Daher erwähnt sie der Apostel am Abschluß des Abschnitts Kapitel 1—4, weil er ihnen ebenso bei seinem demnächstigen Kommen mit einer Prüfung ihrer Ansprüche droht wie der Gemeinde mit der Strafe für solches Parteiwesen.

Bald nach der Absendung des Timotheus war freilich die Situation des Apostels eine sehr andere geworden. Es war eine Deputation aus Korinth eingetroffen, welche einen Brief der Gemeinde an den Apostel überbrachte. Die Gefahr, die Paulus zu einer so scharfen Polemik gegen das Parteitreiben veranlaßte, daß die einheitliche Heilsgemeinde sich in eine Anzahl von Philosophenschulen oder Sekten zerspaltete, war also noch nicht eingetreten. Die Gemeinde hatte in ihrer Gesamtheit an ihn geschrieben und ihm einige ihrer besten Männer gesandt, um sie bei ihm zu vertreten. Aber was Paulus über die mancherlei die Gemeinde beunruhigenden Streitfragen und die in ihr herrschenden Mißbräuche teils aus dem Gemeindebrief, teils aus den Erzählungen der Deputierten vernommen hatte, zeigte, daß etwas energischeres zur Regeneration der zerrütteten Gemeinde geschehen müsse, daß die Mission des Timotheus dazu lange nicht ausreiche. Am nächsten lag es, daß er selbst nach Korinth ging. Ohnehin hatte er der Gemeinde in dem verloren gegangenen Brief versprochen, bei Gelegenheit einer Visitationsreise in den makedonischen Gemeinden, die er plante, und die Timotheus offenbar ankündigen sollte, auf dem Seewege über Korinth hinzugehen, um die Korinther erst im

Vorbeigehen zu grüßen und dann bei der Rückkehr von Makedonien länger bei ihnen zu verweilen. Aber tief empört über vieles, was er von den korinthischen Zuständen gehört hatte, konnte er sich nicht entschließen, nach Korinth zu gehen, wo er, vollends bei einem flüchtigen Besuch, nicht als strenger Strafprediger auftreten wollte. Vergeblich hatte er den Apollos, von dem er überzeugt war, daß er ganz in seinem Sinn wirken würde, wiederholt dringend auffordern lassen, mit den Deputierten nach Korinth zurückzukehren. Aber demselben schien die Zeit, wo dort ein solcher Mißbrauch mit seinem Namen getrieben wurde, dazu wenig geeignet. So blieb dem Apostel nichts übrig, als an die Korinther zu schreiben. Der Brief, dessen ersten Abschnitt wir bereits kennen gelernt haben, ist ihm schwer genug geworden. Beständig kämpfte die Liebe zu der Gemeinde, die er nicht gern betrüben wollte, mit der Empörung über so manche Mißstände in ihr, mit der Bitterkeit über das Verhalten der Gemeinde, von der er Besseres erwartet hatte, und die ihn nun vielfach zu den schärfsten Worten zwang.

Vor allem waren es neben dem Parteistreit die Unzuchtsünden, zu denen der enge Verkehr der gläubigen Heiden mit ihren ungläubigen Volksgenossen immer wieder verführte. Ging doch dieser so weit, daß man seine Prozesse über das Mein und Dein vor den heidnischen Gerichten führte, statt sie durch brüderlichen Schiedsspruch zu erledigen, was Paulus in dem von den Unzuchtsünden handelnden Abschnitt (Kap 5. 6.) als eine tiefe Entwürdigung der Gemeinde brandmarkt. Wenn Paulus in dem verloren gegangenen Brief die Gemeinde angewiesen hatte, sich von allen Unzüchtigen auf's entschiedenste zurückzuziehen, so hatte man das, um die Forderung des Apostels als zu rigoros, ja unerfüllbar dar=

zustellen, dahin mißdeutet, daß er von allen Unzüchtigen überhaupt geredet habe. So muß er seine Vorschrift nun dahin erläutern, daß er selbstverständlich nur von christlichen Brüdern geredet habe, die sich mit der Unzucht beflecken oder mit andern heidnischen Sünden, die vom Gottesreich ausschließen. Zu diesen rechnet er aber ausdrücklich auch die Habsucht, welche jene Prozesse über Mein und Dein veranlaßt hatte. Es war sogar ein spezieller Fall vorgekommen, wo einer seine Stiefmutter entführt und geheiratet, also die greuelvolle Sünde der Blutschande begangen hatte, die nicht einmal unter den Heiden vorzukommen pflegte. Die Gemeinde hatte nicht die Energie gehabt, den Blutschänder sofort aus der Gemeinde auszuschließen. Der Apostel fordert das nun kategorisch, indem er ausführt, wie er sofort entschlossen gewesen sei, wenn er anwesend gewesen wäre, die Gemeinde noch zu einer viel härteren Strafverfügung zu veranlassen. Hier erfahren wir ausdrücklich, wie die sittliche Schlaffheit gerade den Geschlechtssünden gegenüber sich daraus erklärt, daß die jungen Heidenchristen sich schwer von der aus ihrem früheren Leben mitgebrachten Anschauung losmachten, daß die Befriedigung des Geschlechtstriebes nicht anders zu beurteilen sei als die Befriedigung des Nahrungstriebes und darum der Geschlechtsverkehr außerhalb der Ehe, wo er nicht die Rechte des Ehegatten schädigte, gar nicht unter den sittlichen Gesichtspunkt falle. Der Apostel weist mit schlagenden Gründen nach, wie das keineswegs der Fall sei, und unterstützt seine Warnung vor der Unzucht durch die tiefsten religiösen Motive, mit welchen die Versuchung dazu allein überwunden werden kann und muß.

Nun hatten aber die geschlechtlichen Ausschreitungen dazu geführt, daß man sie nur durch die völlige Enthaltung vom

Geschlechtsgenuß überwinden zu können glaubte, und darüber war eine Reihe von Fragen an den Apostel gestellt, die er in Kapitel 7 beantwortet. Sogar in der Ehe hatte man den Geschlechtsverkehr einander versagen zu müssen geglaubt, was der Apostel für eine Verletzung der Pflicht erklärt, die ein Ehegatte dem andern schuldet. Er zeigt, wie die Gefahr der Unzucht nur durch die gottgeordnete Befriedigung des Geschlechtstriebes in der Ehe überwunden werden könne und solle. Er für seine Person hielt ja die Überwindung des Naturtriebes für etwas nützliches, weil sie die sittliche Kraft stählt, aber wer die Gabe völliger Enthaltsamkeit nicht habe, der dürfe nicht nur, der solle heiraten. Es war sogar soweit gekommen, daß man die bestehende Ehe auflösen wollte, um sich ganz dem enthaltsamen Leben zu widmen. Der Apostel erklärt, wie das dem ausdrücklichen Gebote Jesu zuwider sei, und wendet seine Worte auch auf die Ehe des Gläubigen mit dem ungläubig gebliebenen Ehegatten an, welche der christliche Teil nicht lösen dürfe. Den Vorwand, daß die eheliche Gemeinschaft mit dem unreinen Heiden die Heiligkeit des Christen entweihe, widerlegt er dadurch, daß doch christliche Ehegatten ihre in der gottgeordneten Ehe geborenen Kinder, obwohl sie nicht durch die Taufe gottgeweiht seien wie ihre Eltern, nicht für unrein hielten. Nur wenn der heidnische Teil sich scheide, dürfe der christliche sich keine Gewissensskrupel darüber machen, daß nun dem Gebote Christ zuwider seine Ehe geschieden sei. Er führt dies Gebot auf den allgemeinen christlichen Grundsatz zurück, daß jeder in dem Stande bleiben soll, in dem ihn die Berufung getroffen hat, und sich durch dieselbe nur veranlaßt sehen, die Pflichten seines Standes treuer zu erfüllen. Dieser Grundsatz, der das Christentum vor der Vermischung mit revolutionären Tendenzen geschützt

hat, war dem Apostel so wichtig, daß er ihn an zwei Beispielen erläutert. Wie der Beschnittene, wenn er berufen wird, nicht seine Beschneidung rückgängig machen darf, um sich von der Gesetzesverpflichtung zu befreien und der Unbeschnittene nicht die Beschneidung annehmen, so soll der Sklave lieber Sklave bleiben, selbst wenn er frei werden kann, um die Pflichten seines Standes in wahrer Freiheit als Knecht Christi zu erfüllen, was ja auch der Freie, wenn er berufen wird, als ein Knecht Christi tun muß.

Auf die speziell ihm vorgelegte Frage, ob ein Vater seine Tochter verheiraten dürfe, antwortet Paulus, daß nach seiner Ansicht bei den schweren Drangsalen der unmittelbar bevorstehenden Endzeit der Jungfrau, wenn sie ehelos bleibe, nur jene vielfach erleichtert würden, wie die nötige Hingabe an den Herrn, welche die Vorbereitung auf das Ende fordere. Aber ausdrücklich betont er, daß das nur sein Rat sei. Läge in dem Naturell seiner Tochter eine Nötigung vor, oder sei der Vater fest überzeugt, daß es zu ihrem Glück notwendig, so lasse er sie ruhig heiraten. Sogar darüber, ob eine Witwe sich wieder verheiraten dürfe, war er befragt worden. Er gibt zu, daß sie zweifellos ein Recht dazu habe, natürlich nur in Christo, also mit einem christlichen Manne, aber er für sein Teil halte es für beglückender, wenn sie bleibt, was sie ist, und er meint, auch Geist Gottes zu haben, wie die, welche sich für ihre entgegengesetzte Meinung darauf berufen hatten.

Auch die Frage wegen des Essens des Götzenopferfleisches, zu der, wie wir sahen, die Urgemeinde bereits Stellung genommen hatte, war in Korinth kontrovers geworden. Daraus, daß man weder in der Gemeinde, noch Paulus bei seiner Entscheidung dieser Frage der Beschlüsse der

Urgemeinde gedenkt, folgt unzweifelhaft, daß diese beiden völlig unbekannt waren. Paulus geht davon aus, daß unter Juden- und Heidenchristen immer noch viele an der Vorstellung festhielten, daß es solche Götter gäbe, denen das Fleisch geweiht sei, und darum ihr Gewissen ihnen verbiete, von diesem Fleisch zu essen. Er für seine Person teilt diese Ansicht nicht, aber er macht Kapitel 8 geltend, daß die Liebe verbiete, den Schwachen durch seine Freiheit zu gewissenswidrigem Handeln zu verleiten. Wieder nimmt er Anlaß, den Grundsatz ausführlich zu begründen, daß gerade der Freigesinnte, dem die Frage sittlich gleichgültig, verpflichtet sei, in solchem Falle auf sein gutes Recht zu verzichten. Er exemplifiziert das durch die Art, wie er auf sein gutes Recht, sich durch die Gemeinde verpflegen zu lassen, das er in der mannigfachsten Weise, zuletzt auch durch ein Wort Christi begründet, verzichtet habe. Es sei das aber nur ein Beispiel davon, wie er in seiner ganzen Amtstätigkeit sich der Lebenssitte aller akkomodiere, um alle zu gewinnen (Kap. 9). Solche Verzichtleistung auf sein gutes Recht stärke nur die Kraft zur Selbstüberwindung, die, wie er in Kapitel 10 an dem Beispiel der Wüstengeneration Israels zeigt, so dringend notwendig sei, um alle Versuchungen des Lebens zu überwinden. Noch einmal kommt er auf die Frage des Götzenopfers zurück und zeigt an der Analogie des christlichen Abendmahls und des jüdischen Opfermahls, daß die Teilnahme an den heidnischen Opfermahlen schlechthin unzulässig sei. Sie führten zu einer Gemeinschaft mit den Dämonen, da die Opfermahle der Heiden dämonische Versuchungen zu Völlerei und Unzucht mit sich brächten, die sie zu überwinden nicht imstande seien. So führt auch die ganze Erörterung dieser Frage schließlich nur dazu, die jungen

Heidenchristen vor dem zu engen Verkehr mit ihren Volksgenossen zu warnen, der ihnen seelengefährlich geworden war.

Es war dem Apostel ferner Kunde gekommen über arge Mißbräuche, die sich in bezug auf die Gemeindeversammlungen eingeschlichen hatten. Der erste, den er Kapitel 11 bespricht, war, daß die Weiber, offenbar in dem Bewußtsein ihrer religiösen Gleichstellung mit dem Manne, die züchtige Sitte des Altertums, welche die Gemeinde natürlich beibehielt, nur verschleiert in Männergemeinschaft zu erscheinen, abgelegt hatten und unverschleiert im Gottesdienst aufgetreten waren. Auch hier verbietet er das nicht einfach, sondern entwickelt ausführlich die Gründe, die ihm in dem Verhältnis von Mann und Weib zu liegen scheinen. Aber schließlich kommt er doch darauf hinaus, daß man in solchen Dingen der Gemeindesitte folgen müsse, auf die schon die Naturordnung dadurch hinweise, daß das lange Haar dem Weibe zur Verschleierung seiner Reize gegeben. Man könne sich doch nur aus Gefallsucht darüber hinwegsetzen, die im Gottesdienst am wenigsten angebracht sei.

Schlimmer war ein anderes. Bei den Liebesmahlen, welche der Feier des Abendmahls vorherzugehen pflegten, hatten die Reichen nicht gewartet, bis alle versammelt waren und eine regelrechte Verteilung der zum Mahle mitgebrachten Gaben beginnen konnte, sondern sich von den Armen abgesondert, sodaß diese darbten, während sie in ihren reicheren Vorräten schwelgten. Der Apostel sieht darin eine Entwürdigung des Liebesmahls nach seiner religiösen und brüderlichen Eigenart, wenn man es wie eine gemeine Tischgesellschaft behandele. Aber das schlimmste war, daß man es damit unmöglich machte, das Abendmahl, mit dem das Liebesmahl schloß, in der rechten Stimmung zu feiern. Das

gibt ihm Anlaß, ausführlich an eine Offenbarung zu erinnern, die ihm über die Einsetzung des Abendmahls und die von Jesu gewollte Wiederholung des dabei vollzogenen Ritus zuteil geworden, da er ja bei jener nicht zugegen gewesen war und darum nicht wie die Urapostel den Eindruck der Absicht Jesu dabei unmittelbar empfangen hatte. Daraus ergibt sich, daß jeder, der in profanem Sinn das Abendmahl mitmache, sich an dem in Brot und Wein dargereichten Leib und Blut Christi versündige. Der Apostel nimmt die Sache so ernst, daß er kürzlich vorgekommene schwere Krankheits- und Todesfälle als ein Strafgericht Gottes für die Profanation des heiligen Mahles erklärt und, um einem solchen zu entgehen, ernstlich mahnt, sich vor dem Abendmahlsgenuß zu prüfen, ob man auch in der Stimmung sei, es im Sinne Christi zu begehen.

Am ausführlichsten behandelt der Apostel Kapitel 12 bis 14 die Unordnungen, welche der Streit um die Geistesgaben in der Gemeindeversammlung veranlaßte. Er hatte schon im Eingang des Briefes betont, wie auf Grund der natürlichen philosophischen und rhetorischen Begabung der hellenischen Bevölkerung die korinthische Gemeinde besonders reich mit Rede- und Lehrgaben ausgerüstet war. Das hatte aber bei der natürlichen Neigung des Griechen, mit seiner Gabe zu glänzen, zu einem Streit darüber geführt, welche Gaben die höchsten seien, und man hatte die Prophetie und das sogenannte Zungenreden für die glänzendsten Beweise der Inspiration erklärt. Der Apostel, den man um sein Urteil darüber befragt hatte, geht davon aus, daß dieser ganze Streit auf einer Verkennung des Wesens des göttlichen Geistes beruhe, von dem die Korinther aus ihrer heidnischen Vergangenheit her keine richtige Vorstellung hät-

ten. Alle Geistesgaben seien sich darin vollkommen gleich, daß Gott jedem einzelnen zuteile, wodurch er Christo dienen und der Gemeinde nützen solle. Diese sei durch den heiligen Geist, den alle in der Taufe empfangen hätten, ein einheitlicher Organismus geworden, der verschiedenartiger Glieder bedürfe wie unser natürlicher Leib. Jedes dieser Glieder sei nach seiner besonderen Begabung der Gemeinde gleich notwendig, und man dürfe daher die höheren Gaben weder überschätzen, noch die geringeren unterschätzen. Wolle man aber durch Gebet und Vorbereitung nach den höheren Gaben trachten, so gäbe es dafür nur einen Maßstab in der Liebe, über die er Kapitel 13 seinen herrlichen Lobgesang anstimmt. Von ihrem Gesichtspunkt aus sei das Zungenreden als ein in ekstatischem Zustand gesprochenes Gebet für die Gemeinde unverständlich und darum schlechthin wertlos, wenn man nicht die Gabe der Auslegung habe oder sich erbitte. Dagegen sei die Prophetie zur Erbauung der Gemeinde immer wertvoll. Es wäre eine kindische Unreife, wenn sie mehr nach dem Glänzenden haschen wollten als nach dem Nutzbringenden. Paulus gibt eine Reihe konkreter Anordnungen über das Auftreten der Zungenredner und der Propheten im Gottesdienst, welche verhindern sollen, daß dieser nicht durch das Durcheinanderreden der vom Geist Ergriffenen gestört werde. Zuletzt kommt er noch einmal auf das Vorbeten und Predigen der Frauen zu sprechen, das der schriftmäßigen Unterordnung des Weibes unter dem Mann widerspreche, weil die Redende die Männerversammlung beherrscht. Jede weitere Diskussion darüber lehnt er ab, weil gerade die Geistbegabten wissen müßten, daß das göttliches Gebot sei.

Wir sahen schon gelegentlich, daß keine christliche Lehre dem diesseitsfrohen Griechentum so schwer einging als die von

der Totenauferstehung. Auch in Korinth gab es viele, die durch die ewigen Spöttereien ihrer ungläubigen Volksgenossen über diesen lächerlichen Aberglauben sich hatten einreden lassen, daß die Wiedererweckung eines verwesten Leichnams ein reiner Widersinn sei, und man glaubte dieser Lehre im Christentum wenigstens entbehren zu können. Dieser Frage widmet der Apostel Kapitel 15 das letzte Meisterstück seiner Lehrentwicklung. Er geht davon aus, wie die schon von der Schrift geweissagte Auferstehung Christi nicht nur durch zahlreiche Zeugen als geschichtlich erwiesen, sondern auch das unentbehrliche Fundament der evangelischen Verkündigung und des ganzen Christenglaubens sei. Damit sei die Möglichkeit einer Totenauferstehung tatsächlich erwiesen, ihre Gewißheit aber beruhe auf dem Verhältnis der Gläubigen zu Christo als ihrem Heilsmittler, der als der Erstling der Entschlafenen eine Reihe solcher fordere, die ihm in der Auferstehung nachfolgen. Das wäre freilich erst bei seiner Wiederkunft möglich, weil die Schrift sage, daß die Endvollendung erst komme, wenn ihm alle Feinde unterworfen sein würden und so auch der Tod als der letzte Feind. Ohne diese Hoffnung verliere das Christenleben sein tiefstes Motiv, und wenn sie sich durch ihre Volksgenossen zum Zweifel daran verführen ließen, so bliebe ihnen nichts übrig, als sich ihnen auch im sittlichen Leben gleichzustellen. Freilich zeige schon ihr Verflochtensein in heidnische Sünden, wie sie in dem zu engen Verkehr mit ihnen die christliche Nüchternheit verloren hätten, die sich das Bewußtsein des heiligen wie des allmächtigen Gottes stets gegenwärtig erhält, wie er zu ihrer Beschämung sagen müsse.

In dem zweiten Teil dieser Unterweisung geht Paulus auf die Frage ein, in welchem Leibe denn der verweste Leich-

nam wiederkommen solle. Das Naturgesetz, wonach erst, wenn das Weizenkorn verwest ist, aus ihm eine neue Pflanze erwächst, lehre, daß aus dem verwesten Leichnam eine neue Leiblichkeit entstehen könne, die in völligem Gegensatz zu der ins Grab gesenkten stehe. In geistvoller Weise entwickelt er die Möglichkeit eines solchen Gegensatzes und zeigt, wie nach der Schrift schon bei Christo dieser Gegensatz sich verwirklicht hat, indem der Leib, den er in seinen Erdentagen getragen, bei der Auferstehung in den himmlischen verwandelt wurde. Gerade so könne unsere alte irdische Leiblichkeit von Fleisch und Blut zur himmlischen Vollendung nicht gelangen, weshalb er es ihnen als ein ihm offenbartes Geheimnis kundtut, daß die, welche, wie er selber es hofft, die Wiederkunft des Herrn erleben, aus dieser sterblichen Leiblichkeit in die unsterbliche verwandelt werden müßten. An dieser Hoffnung sollten sie festhalten und sich dadurch zu immer treuerer Ausrichtung des ihnen aufgetragenen Werkes anfeuern lassen.

Schließlich kommt Paulus Kapitel 16 auf die Kollekte für Jerusalem, die er seinem Versprechen gemäß schon bei seinem Aufenthalt in Korinth angeregt, und gibt für ihre Sammlung dieselben Vorschriften wie in Galatien. Sie sollten an jedem Sonntag das für sie entbehrliche, das die Woche gebracht, zurücklegen, damit die Sammlungen nicht erst unter dem moralischen Druck seiner Gegenwart stattfänden, und Deputierte für die Überbringung der Kollekte wählen, die, wenn der Ausfall es wert sei, mit ihm reisen sollten. Er beabsichtigte nämlich, ehe er die, wie wir aus der Apostelgeschichte wissen, jetzt schon geplante Romreise antrat, von Korinth aus nach Jerusalem zu gehen. Er betont aber sehr nachdrücklich, daß er nicht, wie die Gemeinde nach seinem

früheren Versprechen erwarten durfte, schon jetzt nach Korinth komme, sondern erst nach seiner Visitationsreise in Makedonien. Das tiefste Motiv, das wir kennen lernten, warum er sie nicht auf einer bloßen Durchreise besuchen wollte, erwähnt er hier nicht, da es auf's neue auf die schlimmen Zustände in Korinth zurückgeführt hätte, sondern verspricht nur wiederholt, daß er dafür nach der makedonischen Reise, wenn Gott es irgend gestatte, längere Zeit bei ihnen verweilen, vielleicht daselbst überwintern wolle. Es war wohl um die Osterzeit, als er schrieb, da ihn Kapitel 5, 6 f. sichtlich Ostergedanken beschäftigen, und er wollte das Pfingstfest noch in Ephesus bleiben, wo noch viel fruchtbare Arbeit, freilich auch schwere Kämpfe seiner warteten.

Während des Schreibens dieses Briefes, dessen Diktat ihn sicher in seiner doppelt besetzten Zeit lange beschäftigte, war dem Apostel zweifelhaft geworden, ob die Aufträge, mit denen er den Timotheus nach Korinth gesandt hatte, in der so völlig geänderten Situation noch am Platz seien, und er hatte ihm seinen Schüler Titus, den wir schon aus Gal. 2 kennen, mit einem Bruder nachgesandt, um ihn zurück zu beordern und statt seiner mit neuen Aufträgen dorthin zu gehen. Darum erwähnt er 16, 10 den Fall, daß Timotheus nach Korinth käme nur noch als einen möglichen, da ihn möglicherweise Titus nicht mehr erreichte, und ermahnt die Gemeinde, für diesen Fall ihn nicht seiner Jugend wegen gering zu achten und einzuschüchtern, sondern aufzunehmen, wie es seinem Stellvertreter gebühre. Timotheus ist auch in der Tat nicht hingekommen, da die Apostelgeschichte 19, 22 nur von einer Reise desselben nach Makedonien weiß und im zweiten Korintherbrief nirgends von Nachrichten, die er gebracht hätte, die Rede ist. Vor allem aber empfiehlt Paulus sehr warm

die rückkehrenden Deputierten, den Stephanas, den Paulus als den ersten Korinther noch selbst getauft hatte mit seinem Hause in weiterem Sinne, zu dem wohl auch seine beiden Genossen gehörten. Offenbar hatte Paulus wie in Galatien den demokratischen Gewohnheiten der wesentlich hellenischen Gemeinde entsprochen und daher wie in den galatischen Gemeinden keinen Gemeindevorstand eingesetzt, sondern es ihr überlassen, all ihre Angelegenheiten in voller Gemeindeversammlung zu ordnen, da er trotz der vielen Mißbräuche und Unordnungen niemals an Gemeindevorsteher appelliert. Da die drei Deputierten eben noch durch ihre Reise nach Ephesus, deren Bedeutung für ihn wie für die Korinther er in vollem Maße würdigt, und auch sonst vielfach der Gemeinde freiwillige Dienste geleistet hatten, so ermahnt er sie, das anzuerkennen und vorkommenden Falls sich ihrem Rat und ihrer Leitung unterzuordnen. Der Brief schließt mit einem eigenhändigen sehr ernsten Mahnwort, aber auch mit einer Liebesversicherung an alle, auch die, welche er strenge hatte strafen müssen.

---

9. Kapitel.

Die Gegner des Apostels in Korinth.

Paulus hatte nur zu richtig vermutet, daß noch schwere Kämpfe seiner in Ephesus warteten. Die Ausbreitung des Christentums in Kleinasien wurde bereits einem Gewerbe daselbst fühlbar, das silberne Nachbildungen des weltberühmten Dianatempels verkaufte, die auch als Amulette getragen wurden. Ein Silberarbeiter Demetrius versammelte seine Zunftgenossen sowie ihre Arbeiterschaft und stiftete einen Aufstand an gegen die Neuerer, welche der Verehrung der hohen Göttin Eintrag täten. Man schleppte zwei makedonische Genossen des Apostels ins Theater; nur mit Mühe ließ er selbst sich durch die Freunde und die Obrigkeit bewegen, nicht hinzugehen. Die große Menge wußte gar nicht recht, um was es sich eigentlich handle und schrie nur unaufhörlich: „Groß ist die Diana der Epheser!“, bis endlich der Stadtsekretär sie beruhigte. Er verwies den Demetrius und seine Genossen an die ordentlichen Gerichte und bedrohte die Menge mit der Strafe des Aufruhrs. So ging die Gefahr für diesmal an Paulus vorüber; aber die Erregung,

zu welcher der Pöbel aufgestachelt war, war doch so groß, daß der Apostel sich genötigt sah, die Stadt noch vor dem in Aussicht genommenen Termin zu verlassen. Jedoch die Anstifter des Aufstandes ließen sich auch dadurch nicht abhalten, den tötlich gehaßten Mann auch nach seiner Abreise bis Makedonien hin mit ihren Mordanschlägen zu verfolgen.

Wir erfahren aus dem zweiten Korintherbrief, in welchem Paulus den Timotheus in den Eingangsgruß und in alles, was er von seinen Erlebnissen in Vorderasien erzählt, mit einschließt, daß dieser noch vor der Abreise des Apostels nach Ephesus zu ihm zurückgekehrt war. Sie waren nämlich beide bei der Durchreise durch Vorderasien von einer Drangsal heimgesucht worden, in der sie bereits völlig am Leben verzagten. Dennoch ging sie gefahrlos vorüber, und Paulus konnte nur Gott danken für das, was sie ihm für seine Berufswirksamkeit und für sein eigenes inneres Leben eingetragen hatte. Aber mehr noch quälte ihn die Sorge um den Eindruck, den sein Brief in Korinth haben würde. Titus, der an Stelle des Timotheus nach Korinth gegangen war, sollte dem Apostel auf dem Wege, den er einschlug, entgegenkommen, um Nachrichten darüber zu bringen. Er hatte ihn bereits in Troas zu finden gehofft, aber als er ihn dort nicht fand, wurde seine Unruhe so groß, daß er ihn nicht erwartete, obwohl sich ihm in Troas die günstigste Gelegenheit zur Wiederaufnahme seiner Mission darbot, und ihm nach Makedonien entgegenreiste. Man hat oft gemeint, nicht begreifen zu können, warum unser 1. Korintherbrief dem Apostel solche Unruhe über seinen Eindruck schuf und darum angenommen, es müsse hier irgendwie von einem früher oder später geschriebenen Briefe die Rede sein. Das ist nun von vornherein völlig unmöglich, da unser zweiter Brief sowohl

an die im Schlußkapitel des ersten angedeutete Änderung seines Reiseplans, als an die in jenem Brief befohlene Exkommunikation anknüpft. Man übersieht gewöhnlich, daß der ohne Frage in vielen Absätzen diktierte Brief für einen Wechsel der Stimmungen auch für die ruhigsten lehrhaftesten Auseinandersetzungen, die auf den Brief der Korinther antworten, Raum ließ. Die Unruhe des Apostels bezog sich natürlich nicht auf diese, sondern auf die scharfen Rügen der Mißstände in Korinth und auf die bitteren, oft sarkastischen Worte, zu denen er sich ihretwegen hier und da hatte hinreißen lassen. Es versteht sich deshalb vollständig, wie seine Liebe zur korinthischen Gemeinde, die beständig mit den scharfen und bitteren Worten, die er meinte sagen zu müssen, im Kampf lag, ihm oft genug Tränen beim Diktieren entlockte. Aber all seine Sorgen wurden gestillt, als er Titus traf, der gute Nachrichten über den Erfolg seines Briefes brachte.

Immerhin erhellt aus dem uns erhaltenen zweiten Brief, zu dem ihn diese Nachrichten veranlaßten, daß man ihm die Änderung seines Reiseplans in Korinth gründlich verdacht hatte. Wir werden noch erfahren, unter welchen Umständen es geschehen war, daß man ihn der Leichtfertigkeit im Versprechen oder des Wankelmuts im Halten des Versprochenen beschuldigt hatte. Daher nimmt Paulus, ehe er noch den üblichen Eingang seines Briefes vollendet, Anlaß, sich darüber zu rechtfertigen. Er beruft sich auf den Herzenskündiger dafür, daß er dadurch nicht nur sich, sondern auch ihnen es habe ersparen wollen, als strenger Strafprediger unter ihnen aufzutreten. Wie recht er daran getan hatte, statt persönlich zu kommen, den allerdings recht strengen Brief zu schreiben, zeigte die glückliche Erledigung der Angelegenheit

des Blutschänders. Wohl hatte man ihm auch die unnachsichtliche Strenge gegen den Sünder verdacht, aber schließlich hatte man doch seine von dem Apostel geforderte Ausschließung aus der Gemeinde, wenigstens mit Stimmenmehrheit, beschlossen und so den Gehorsam bewährt, den er fordern durfte. Nun hatte aber die über ihn verhängte Strafe auf den Missetäter einen solchen Eindruck gemacht, daß er zu reumütiger Betrübnis über seine Sünde geführt war. Daher wünschte die Gemeinde, um den bußfertigen Sünder nicht ganz in Verzweiflung zu stürzen, die Strafe wieder aufzuheben, wollte es aber nicht tun ohne die ausdrückliche Einwilligung des Apostels. Deswegen erklärt er, es sei in der Sache genug geschehen, und er wolle nicht etwa abwarten, bis von der widerstrebenden Minderheit der Beitritt zum Gemeindebeschluß erzwungen sei, sondern ermahnt die Gemeinde, sofort den Exkommunizierten durch feierlichen Gemeindebeschluß wieder in die christliche Brudergemeinschaft aufzunehmen. Wenn er damit selbst den Straferlaß anrege, so tue er es nicht aus schwächlicher Nachgiebigkeit, sondern mit dem vollen Bewußtsein, dem Willen Christi gemäß zu handeln, wenn er die heimtückische Absicht des Teufels, durch übertriebene Strenge den verzweifelnden Missetäter ganz in seine Gewalt zu bekommen, vereitle.

Erst nachdem Paulus in dem mit dem Lobpreis Gottes für die ihm in der höchsten Not zuteil gewordene Gnadenerfahrung beginnenden Eingang des Briefes seine Rechtfertigung wegen der Änderung seines Reiseplans und seines Verhaltens gegen den Blutschänder verflochten, kommt er zu der Danksagung für das, was Gott an der Gemeinde getan, mit der er sonst seine Briefe zu beginnen pflegte. Es war ihm nämlich nach den Nachrichten, die Titus gebracht,

als habe Gott wieder einmal über alle die kleinmütigen Sorgen, mit denen er sich gequält, triumphiert, indem er seinem Briefe den gewünschten Erfolg gab. Das allein sei schon der Beweis, daß er das Evangelium mit der Lauterkeit gepredigt habe, welche die Verfälscher des Gotteswortes den Korinthern zweifelhaft gemacht hatten. Er meint natürlich jene Christusschüler, deren bedrohliches Auftreten wir schon im ersten Brief kennen lernten, und von denen wir hier erfahren, daß ihre Zahl sogar größer war als die der Verkündiger des echten Evangeliums in Korinth, wahrscheinlich weil die zuerst Aufgetretenen, nachdem sich dort der Boden für ihre Agitationen so unerwartet günstig erwiesen, noch weiteren Zuzug erhalten hatten. Aber ehe er seine direkte Polemik gegen sie beginnt, will er, wie er einst durch Timotheus beabsichtigte, der Gemeinde das Bild ihres Begründers vor Augen malen, um den Staub, welchen die Gegner um dieses Bild aufgewirbelt hatten, zu zerstreuen. Ohnehin gab ihm das schon an sich Gelegenheit genug, diese seine Gegner zu charakterisieren.

So erhellt gleich aus dem Anfang dės Kapitel 3, daß die Christusschüler, an einige Worte des ersten Briefes anknüpfend, ihn beschuldigt hatten, sich immer nur selbst zu empfehlen, weil er freilich nicht mit Empfehlungsbriefen ausgestattet in Korinth aufgetreten sei, wie sie. Paulus erwidert, er bedürfe solcher auch gar nicht, da die Begründung einer Gemeinde, wie der korinthischen, der beste Empfehlungsbrief für ihn sei. Aber nicht seines Erfolges will er sich damit rühmen, sondern lediglich eines Zeichens, daß Gott ihn in den Dienst des neuen Bundes berufen habe. Nun blickt in der Art, wie er diesen Dienst im Gegensatz zu dem Dienst des Moses charakterisiert, zum erstenmal klar hervor, daß

die letzte Tendenz dieser Christusschüler war, den Gesetzesdienst in der korinthischen Gemeinde wieder aufzurichten, wozu die mancherlei Unsittlichkeiten in ihr den natürlichen Anlaß zu bieten schienen. In immer neuen Wendungen und Anwendungen legt er aus einer allegorischen Deutung von der Decke Moses (2. Mose 24) dar, wie Moses noch die Vergänglichkeit des Gesetzesdienstes dem Volk habe verhüllen müssen, da erst in Christo offenbar geworden sei, wie dieser Dienst durch den Geist, der den Willen Gottes nicht nur offenbare, sondern seine Erfüllung wirke, abgelöst sei. Die Diener des Geistes aber, denen durch Gottes Barmherzigkeit gegeben sei, in Christo die volle Herrlichkeit Gottes zu schauen mit aufgedecktem Angesicht, hätten nichts mehr zu verhüllen, da sie allem abgesagt, was etwa von unlauteren Beweggründen ihnen Schande bringen könnte. Offenbar hatten die Gegner dem Apostel vorgeworfen, er sei von solchen getrieben, wenn er den Heiden die Gesetzesforderung erlasse, um ihnen das Evangelium mundgerecht zu machen und sich dadurch bei ihnen leichteren Eingang zu verschaffen. Wenn er sich für sein gesetzesfreies Evangelium auf seine persönliche Erfahrung berief, hatte man gesagt, daß er immer nur sich selbst predige. Dem gegenüber konnte Paulus sich mit heiligem Trotz darauf berufen, daß er vor jedem Menschengewissen sich durch die Kundmachung der Wahrheit empfehle und keiner Schleichwege bedürfe, um die Menschen zu gewinnen. Von den ungläubigen Juden hatte er gesagt, daß infolge des Gottesgerichts der Verstockung immer noch ihre Augen durch die Decke Moses verhüllt seien, aber er war bereits zu der Hoffnung der Urapostel zurückgekehrt, daß ein Tag kommen, an dem diese Decke von ihren Augen genommen und Israel als Volk bekehrt werde. Wenn die Christusschüler aber behaupteten,

daß sie die Wahrheit seiner Verkündigung nicht zu erkennen vermöchten, so könne das nur denselben Grund haben, der den ungläubig bleibenden Heiden die Wahrheit verhülle; der Teufel sei es, der diesen die Augen verblende, damit die volle Gottesoffenbarung, die dem Apostel aufgegangen sei wie ein neuer Schöpfungsmorgen, ihnen ihren Glanz nicht mitteile.

Aber dies köstliche Bild, welches der Apostel von seiner Berufsarbeit entwirft, hatte auch seine Kehrseite. Die Diener des Evangeliums tragen den Schatz der ihnen verliehenen Erkenntnis in den tönernen Gefäßen einer gebrechlichen Leiblichkeit, um es ihnen stets gegenwärtig zu halten, daß die Wirkung ihrer Verkündigung nicht von ihnen ausgehe, sondern von der in ihnen wirksamen Gottesmacht. Diese erweist sich dem Apostel immer auf's neue darin, daß Gott durch wunderbare Errettungen auch aus den äußersten Todesgefahren ihn seiner Gemeinschaft mit dem aus dem Tode erweckten Jesus gewiß macht. Das gibt ihm den Geist eines fröhlichen Gottvertrauens, welches die Verkündigung der Wahrheit nicht lassen kann, weil dadurch immer neue Menschenseelen gewonnen werden, die Gott für seine durch jene Errettungen ermöglichte Wirksamkeit danken. Nun aber wird aus Kapitel 5 klar, wie dem Apostel doch in den letzten Erfahrungen der Gedanke nahe getreten war, daß es auch Gottes Rat sein könnte, ihn nicht mehr aus den Tod drohenden Verfolgungen zu retten, oder daß seine gebrechliche Leiblichkeit unter den damit beständig verbundenen Drangsalen erliege. Aber er tröstet sich damit, daß die neue Leiblichkeit, mit der er einst zur himmlischen Heilsvollendung einzugehen hofft, droben schon bereit liege. Einst hatte er gewünscht, mit allen Gläubigen die Wiederkunft Christi zu

erleben, um dann durch Überkleidung mit dem verklärten Leibe der Bitterkeit des Todesprozesses überhoben zu sein. Aber wenn er bedenkt, daß er durch den Tod in eine viel vollere und ungetrübtere Gemeinschaft mit Christo kommt, als sie hier auf Erden möglich ist, so möchte er ebenso gern baldigst abscheiden. Er überläßt daher sein Schicksal ganz dem Herrn, indem er nur darnach trachtet, vor ihm bei seiner Wiederkunft zum Gericht bestehen zu können.

Damit geht der Apostel von der Schilderung des herrlichen Amtes, das ihm anvertraut, und dessen freudiges Bewußtsein ihn auch nicht durch die Verfolgungen und Drangsale, die es mit sich bringt, getrübt werden kann, zu der Art über, wie er dieses Amt führt. Nicht um sich zu rühmen, sondern um den Lesern Stoff zu geben, wie sie ihren Lehrer den Gegnern gegenüber verteidigen sollen. Wir hören, wie diese seinen Eifer als einen an Wahnsinn grenzenden dargestellt hatten. Aber er zeigt, daß, wie man diesen auch beurteile, er durch die Art, wie er das Liebesopfer Christi in seinem Tode beurteilen gelernt habe, gezwungen sei, sein Werk nur Gott zu Ehren und der Gemeinde zu Nutz zu führen. Wie er keinen mehr, auch Christum nicht mehr, seinem natürlichen menschlichen Wesen nach beurteile, so wolle auch er samt seinen Genossen nicht mehr nach dem beurteilt sein, was sie ihrem natürlich menschlichem Wesen nach sind, sondern nur nach dem, was sie durch die Neuschöpfung Gottes in der Lebensgemeinschaft mit Christo geworden sind. Sie sind ja nicht nur selbst durch Christum mit Gott versöhnt, sondern mit dem Dienst betraut, diese Versöhnung aller Welt zu verkündigen und sie um Christi willen zu bitten, sie anzunehmen. Die aber, welche sie bereits angenommen, ermahnen sie, die Gnade nicht vergeblich zu empfangen und

können darum niemanden, wie die Gegner auf Grund seiner Predigt von der Gesetzesfreiheit behauptet hatten, einen Anlaß zu gottwidrigem Tun geben. Vielmehr suchen sie sich selbst als Vorbild eines rechten Dieners Gottes zu erweisen. Und nun ergeht sich Kapitel 6 Paulus in der herrlichen Schilderung, wie sie das tun im Erdulden aller Leiden und Entbehrungen in ihrer vom heiligen Geist geleiteten Wirksamkeit, wie sie dadurch alle Schmach, welche die Gegner auf sie häufen, in ihr Gegenteil verkehren. Daraus, daß der Apostel gerade dies so nachdrücklich hervorhebt, geht hervor, was auch sonst wiederholt in diesem Briefe hindurchblickt, daß die Gegner auf seine Leiden und Verfolgungen wie seine Schmähungen und Verdächtigungen als ein Zeichen seiner Gottverlassenheit hingewiesen hatten. Da er aber auf sein vorbildliches Verhalten in seiner Leidenslage nur gekommen war, weil sein Beruf ihn anweist, seine Gemeinde zu ermahnen, die Gnade Gottes nicht vergeblich empfangen zu haben, so kommt er nun auf das, was er seinen Lesern ans Herz zu legen hat.

Diese Ermahnung leitet er mit einer namentlichen Ansprache an die Korinther ein, welche sie auffordert, die Liebe, die er in seiner offenen Aussprache gegen sie erwiesen, wie es Kindern zieme, dadurch zu vergelten, daß auch sie ihre Liebe ihm wieder aus vollem Herzen zuwenden. Wir ersehen daraus, daß er aus den Nachrichten, die Titus gebracht, herausgefühlt, daß sein Brief zwar eine heilsame Erschütterung gewirkt, aber mit seiner Strenge doch die Herzen gegen ihn erkältet hatte. Darum geht er nicht noch einmal auf alle Vorwürfe seines ersten Briefes ein, sondern beschränkt seine Ermahnung auf das, was der tiefste Grund der an ihnen gerügten Schäden und Mißbräuche war, nämlich auf den zu engen Verkehr mit ihren ungläubigen Volks-

genossen, der sie immer wieder zu heidnischen Sünden verführte. Sie sollten sich vielmehr von aller Befleckung des Fleisches und Geistes mit solchen Sünden reinigen und ihre Heiligung in Gottesfurcht vollenden. Das soll aber nach Kapitel 7 nicht verstanden werden, als sei es mit ihnen noch ebenso bestellt wie damals, als er den ersten Brief schrieb. Zwar kann er nichts von dem, was er in ihm gesagt, zurücknehmen und muß die Vorwürfe, die man ihm hier und da deswegen gemacht, zurückweisen. Aber er kommt nun erst im einzelnen auf die guten Nachrichten zu sprechen, die Titus über die Eindrücke seines ersten Briefes gebracht hatte. Er kann sich gar nicht genug tun in der Schilderung der Freude, die ihm die Nachrichten von der Wandlung, die mit ihnen infolge des Briefes vorgegangen, bereitet hatten. Hat er sie betrübt, so hat die Betrübnis sie doch nur zu reumütiger Sinnesänderung geführt, sonderlich auch in ihrer Haltung zu der Frage des Blutschänders. Noch einmal konstatiert er, daß kein persönliches Vorurteil gegen den oder für den durch seine Untat Geschädigten sein Urteil in dieser Sache beeinflußt habe. Ebenso kann er sich nicht genug tun in der Äußerung seiner Freude darüber, wie man den Titus aufgenommen, und was für Eindrücke er von den Korinthern empfangen hat. Er versichert, daß er in allem, was er noch von ihnen verlange, das beste Zutrauen zu ihnen habe. Nur in betreff der Kollekte, deren Sammlung Titus in Korinth fördern sollte, war er seines Erfolges noch nicht recht sicher, da er ihrer Empfehlung noch zwei lange Kapitel (8. 9) widmet.

Allerdings war die Kollekte in Makedonien so glänzend ausgefallen, daß es für die Korinther nicht ganz leicht sein konnte, mit den dortigen Gemeinden zu wetteifern und dem

Ruhm ihrer schon vor einem Jahre ausgesprochenen Bereitwilligkeit, mit dem Paulus die Makedonier zu ihrem Eifer angereizt hatte, zu entsprechen. Zwar weist er auch darauf hin, daß er von niemandem mehr verlange, als er zu leisten imstande sei, ohne sich selbst in Ungelegenheit zu bringen. Aber er mahnt doch auch, aus fröhlichem Herzen ohne Zwang nicht kärglich zu säen, wenn sie eine reiche Ernte haben wollten. Denn diese Ernte werde darin bestehen, daß Gott ihnen immer neue Mittel zum Wohltun darreiche, zumal die Kollekte nur dazu dienen solle, die Urgemeinde zum Preise Gottes zu veranlassen für die Liebe, die er in den Herzen der Heidengemeinden für sie gewirkt, und zu gleicher Liebe gegen die Geber. Wir blicken hier hinein in die tiefsten Motive, aus denen Paulus die Kollekte so eifrig betrieb. Er rühmt aber auch die Bereitwilligkeit, mit der Titus sich noch einmal zur Verfügung gestellt hatte, nach Korinth zu gehen und das Kollektenwerk zu Ende zu führen. Er will ihm noch zwei Brüder mitgeben. Der eine, der wegen seiner Evangelistentätigkeit weithin bekannt, war einer der Gemeindedeputierten, die einst mit ihm nach Jerusalem gehen sollten, die Kollekte abzuliefern, wozu er sich nach dem reichen Ertrag in Makedonien bereits definitiv entschlossen hatte. Er wollte durch solche Deputierte die richtige Ablieferung in Korinth gegen jeden Verdacht, daß er sich daran bereichern wolle, sicherstellen. Der zweite Bruder, der den Titus begleiten sollte, war ebenfalls ein Gemeindedeputierter, und hatte sich schon im Kollektieren erprobt. Schließlich weist der Apostel darauf hin, wie wichtig es sei, daß diese Sammlungen bereits abgeschlossen seien, wenn er, von makedonischen Brüdern begleitet, nach Korinth komme, damit der Ruhm ihrer Bereitwilligkeit nicht zu schanden werde.

Es bleibt dem Apostel nur noch übrig, mit seinen Gegnern in Korinth abzurechnen, und da schlägt er Kapitel 10 bis 12 einen ganz anderen Ton an als bisher. Wenn er, dem Zuge seiner eigensten Persönlichkeit folgend, nur in der Sanftmut und Milde Christi ermahnt, so hatte man ihm das als Schwächlichkeit ausgelegt, der gegenüber er in seinen Briefen hochfahrend und streng auftrete. Man hatte darauf hingewiesen, wie er bei seinem zweiten Besuch noch schonend gegen die bereits vorhandenen Schäden aufgetreten sei, die er in seinen Briefen, dem verloren gegangenen und unserm ersten, so scharf gerügt habe. Aber was den Apostel an diesen Vorwürfen so tief verletzte, war, daß ein gewisses Moment der Wahrheit darin lag. Er konnte und wollte nicht leugnen, daß er in seinem persönlichen Auftreten etwas Schüchternes und Ängstliches hatte und daß er, temperamentvoll wie er war, in seinen Briefen sich oft zu scharfen und bitteren Worten hinreißen ließ. Er erkannte darin willig Nachwirkungen seines alten natürlichen Wesens an, wenn er auch bei der Strenge seiner Briefe von der Absicht geleitet war, es sich und den Lesern zu ersparen, daß er persönlich in seiner Gemeinde streng strafend auftrete. Aber im Kampf gegen die, welche diesen Wechsel seines Verhaltens einerseits als Feigheit, andererseits als Hoffahrt auslegten, brauche er keine natürlich menschlichen Waffen, sondern nur solche, die sich als gottesmächtig erwiesen, indem er alle Menschengedanken, die sich in Hochmut gegen die wahre Gotteserkenntnis auflehnen, zu nichte mache und allen Widerspruch, der sich nicht unter den Gehorsam Christi beugen wolle, bestrafe. Dieser Kampf hatte ja noch gar nicht begonnen, weil die Gegner mit ihren letzten Absichten, die Paulus ganz durchschaute, noch nicht hervorgetreten waren.

Aber die Gemeinde hatte sich durch ihre Prahlereien und ihre Vorwürfe gegen den Apostel doch so weit einnehmen lassen, daß ihnen das Hervortreten damit erleichtert war. Das Ziel jenes Kampfes aber, die Ausweisung der Irrlehrer aus der Gemeinde, konnte erst erreicht werden, wenn diese selbst, zu vollem Gehorsam zurückgekehrt, der Vollstreckung jener Strafe durch den Apostel völlig zustimmte.

Aus 2. Korinther 10, 7 wird nun klar, daß seine Gegner jene Christusschüler waren, die wir aus dem ersten Briefe (vergl. 1, 12) kennen lernten. Aber als solche mußten sie doch erkennen, daß Paulus und seine Genossen, welche die Vollmacht beanspruchten, die Gemeinde durch Bewahrung vor ihren Verführern zu fördern, erst recht Christi Schüler seien und tatsächlich beweisen würden, was er brieflich beanspruchte. Mit vernichtender Ironie schildert er sie als solche, denen er und seine Genossen sich nicht gleichstellen wollen; denn jene hätten keinerlei Maßstab, an dem sie ihre Superiorität erweisen könnten, als ihren Eigendünkel, während der Apostel sich nur an dem Maßstab mißt, welchen Gott ihm in seinen Erfolgen gibt. Wenn jene in fremde Arbeit eintreten, um sich ihrer dann als der eigenen zu rühmen, hat er nur grundlegende Arbeit in Korinth getrieben und wird sie auch auf weiteren Arbeitsgebieten fortsetzen, sobald seine Arbeit in Korinth beendet ist. Solche Selbstvergleichung mit seinen Gegnern ist ja Torheit, aber sie müssen ihm diese schon nachsehen, weil sie lediglich aus dem heiligen Eifer hervorgeht, die von ihm gegründete Gemeinde vor Verführung von solchen zu bewahren, die einen anderen Jesus verkündigen, einen anderen Geist mitteilen und ein anderes Evangelium predigen. Hier wird es nun ganz klar, daß der Apostel ihre letzten Ziele sehr wohl kennt; aber er meint, diesen

„übergroßen Aposteln“, die sie als unmittelbare Schüler Christi sein wollen, in nichts nachzustehen, und wenn etwa im Wortschwall, so doch gewiß nicht in der Erkenntnis der Wahrheit.

In einem Punkt freilich übertrafen die Gegner ihn wirklich, in dem dreisten Anspruch auf die Verpflegung durch die Gemeinde (vergl. 1. Kor. 9, 12), den er wohl, wie sie meinten, nicht wage. Sie haben es ihm als Mangel an Liebe ausgelegt, daß er sie ablehne, und der Apostel weist noch einmal darauf zurück, daß er es nur tue, um dem Evangelium kein Hindernis zu bereiten, und sich lieber mit den Unterstützungen aus anderen Gemeinden behelfe. Offenbar wollten die Gegner durch ihre Mißdeutung seines Verzichts auf die Gemeindeverpflegung ihn bewegen, seine Gewohnheit aufzugeben, um nicht durch Anspruchslosigkeit von ihm übertroffen zu werden. Aber er versichert auf's neue, daß er das nie tun werde und bestreitet vielmehr ihnen das Recht auf Gemeindeverpflegung, da sie falsche Apostel seien und sich nur lügenhafterweise für Diener der Gerechtigkeit ausgäben. Sie müßten schon solche an sich törichte und sicher nicht gottgewollte Selbstvergleichung mit den Gegnern vertragen, da sie von diesen sich nur allzu viel gefallen ließen. Das sind die Worte, aus denen hervorgeht, daß die Gemeinde oder doch manche in ihr sich von den stolzen Worten und dreisten Ansprüchen der Gegner hatten imponieren lassen. Darum geht er nun wirklich auf die Frage ein, worin denn ihre angeblichen Vorzüge vor ihm eigentlich beständen.

Was ihre äußeren Vorzüge als echte Israeliten anlangt, so steht er ihnen darin vollkommen gleich; und daß er als Diener Christi mehr sei als sie, beweist er durch die lange Reihe der Mühsale, Leiden und Entbehrungen, die er auf

seinen Missionsreisen und in seiner Missionsarbeit erduldet, abgesehen von der täglichen Beanspruchung durch seine Fürsorge für die Gemeinde und alle einzelnen. Das ist aber umso mehr ein Vorzug, als seine körperliche und seelische Schwachheit ihm das alles doppelt schwer macht. Er wolle auch auf seine Gesichte und Offenbarungen kommen, aber nur um zu zeigen, wie wenig er für seine Person sich ihrer rühmen könne. Wenn ihm noch heute vor Augen steht, wie er vor 14 Jahren ins Paradies entrückt wurde und unaussprechliche Worte hörte, so ist ihm, als sei das einem Fremden widerfahren, da er im ekstatischen Zustand sich befand und nicht wußte, ob er im Leibe sei oder nicht. Daher soll niemand im Urteil über ihn sich durch den Überschwang seiner Offenbarungen bestimmen lassen, sondern nur durch das, was er selber von ihm sieht oder hört. Denn, damit er sich dieser Offenbarungen nicht überhebe, ist ihm ein Pfahl im Fleisch gegeben, das heißt ein immer wiederkehrendes quälendes leibliches Leiden, das wohl noch eine Nachwirkung seiner Steinigung war. Vergeblich hat er den Herrn dreimal gebeten, daß er es von ihm nehme, aber er erhielt den Bescheid, er solle sich an seiner Gnade genügen lassen, die in ihm umso mächtiger wirksam wird, je mehr er auf alle eigene Kraft verzichten muß. Darum wolle er sich am liebsten seiner Schwachheit rühmen, wie solche in seinen Verfolgungen und Bedrängnissen ihm fühlbar wird, weil die Macht Christi, die in ihm Wohnung macht, sich umso voller entfaltet, je schwächer er ist.

Noch einmal entschuldigt er sich, daß er sich zu solchem Selbstruhm habe zwingen lassen, da sie den Gegnern gegenüber, die sich als die „übergroßen Apostel" aufspielten, nichts getan hätten, um seine Vorzüge herauszustreichen, und doch

hätten sie allein es tun können, weil Christus in ihrer Mitte durch die Erfolge, die er ihm geschenkt, ja selbst durch Wunder und Machttaten, die Zeichen seiner Apostelwürde gewirkt habe. Oder sei er dieses Apostelrechts dadurch verlustig geworden, daß er ihnen gegenüber auf seine Verpflegung durch die Gemeinde verzichtet habe? Wie tief ihn die Mißdeutung seiner Selbstlosigkeit empört hatte, zeigt die Art, wie er auf diesen Punkt noch einmal zurückkommt und ironisch für das Unrecht, das er ihnen damit getan haben soll, um Verzeihung bittet. Er wird daher auch bei seinem bevorstehenden Kommen nichts von ihnen verlangen, sondern nach guter Väter Art ihnen nur etwas zu bringen suchen. Er wolle am liebsten sich selbst in ihrem Dienst verzehren, da seine bisherigen Liebeserweisungen nur ihre Liebe erkaltet hätten. Wenn aber die Gegner mit Hinweis auf die reichen Kollektenerträge, die er durch seine Abgesandten zu sammeln gewußt, andeuteten, er werde wohl hinterlistigerweise durch sie sich schadlos gehalten haben, so fragt er, ob Titus sie irgend übervorteilt und nicht in demselben uneigennützigen Geist, wie er, unter ihnen gewirkt habe. Daß er hier, wo er sogar den mit Titus gesandten Bruder erwähnt, den Timotheus gar nicht nennt, zeigt abschließend, daß jener nicht nach Korinth gekommen war. So schließt Paulus denn seine Abrechnung mit den Gegnern damit, daß er betont, sie habe nicht seine Verteidigung vor der Gemeinde bezweckt, sondern nur ihre geistliche Förderung.

Damit ist das Thema für seine Schlußermahnung in Kapitel 13 angeschlagen. Er muß fürchten, daß, wenn er nun zum drittenmal kommt, er sie nicht fände, wie er möchte, sondern auf's neue gedemütigt werde wie bei seinem zweiten Besuch und sie betrüben müsse. Seine Freude über die buß-

fertige Umkehr der Gemeinde im ganzen schloß nicht aus, daß aus dem Parteitreiben immer noch Reste von Zänkereien und Mißhelligkeiten zurückgeblieben waren, die durch die Verleumdungen seiner Gegner inzwischen nur verbittert sein konnten, und daß noch alte Sünder vorhanden waren, die für ihre Unzuchtsünden nicht Buße getan hatten. Darum kündigt er an, daß er, wenn er jetzt komme, wie er bereits gedroht, nicht schonen werde, sondern durch ein förmliches Gerichtsverfahren die Übeltäter aburteilen. Dann könnten sie ja erproben, ob Christus wirklich in ihm rede, wenn er drohe, oder ob, wie man gesagt hatte, er sie nur schrecken wolle. Aber lieber möchten sie sich selber prüfen, ob ihr Glaube der rechte, und Christus in ihnen wirksam sei. Er bitte Gott, daß durch ihre Besserung ihm jede Gelegenheit genommen werde, zu beweisen, daß er keine leeren Drohungen ausgesprochen habe, und er darum in ihren Augen schwach bleibe, während sie sich kraftvoll genug zeigten, die alten Fehler abzutun. Nach diesem Schlußwort fügt Paulus eigenhändig einen volltönenden Segenswunsch hinzu.

Der Brief, den er dem Titus bei seiner zweiten Sendung nach Korinth mitgab, ist sichtlich in großer Erregung und beständig wechselnder Stimmung geschrieben. Immer kämpfte in ihm die Freude über die guten Nachrichten, die Titus gebracht hatte, mit der Sorge, wieviel noch fehle, um alle Mißstände in der Gemeinde abzustellen und den Erfolg der Kollekte, die Titus zu sammeln begonnen, sicherzustellen. Beständig kämpfte die Liebe zu der Gemeinde mit dem Gefühl, daß ihre Liebe durch die Strenge seines ersten Briefes erkaltet sei und die Empörung über die Verleumdungen und Mißdeutungen seiner besten Absichten durch die Gegner mit der Furcht, sich selbst etwas zu vergeben, wenn er ihnen gegen-

über törichterweise sich selbst rühme; endlich auch die Besorgnis, daß die Gemeinde, die durch ihre Prahlereien sich hatte einnehmen lassen, mit der Hoffnung, durch seine Darlegungen das alte Vertrauensverhältnis mit der Gemeinde wieder herzustellen. Nehmen wir hinzu, daß der lange Brief auf der Reise und daher sicher in vielen Absätzen diktiert sein muß, so begreift sich leicht, daß er oft auf dasselbe zurückkommt, weil ihm nicht mehr gegenwärtig ist, wie weit er schon das Notwendige darüber gesagt hat und es bedarf der mannigfachen Hypothesen nicht, durch die man den Brief in verschiedene zu zerteilen oder seine verschiedenen Abschnitte auf verschiedene Anlässe zu beziehen gesucht hat.

Der Brief hat seinen Zweck sichtlich vollkommen erreicht. Die Gegner müssen sich geschlagen gefühlt und freiwillig das Feld geräumt haben. Ausdrücklich hat Paulus den Brief zugleich an alle Christen in Achaja adressiert für den Fall, daß jene etwa, nachdem ihre Stellung in der Hauptstadt unhaltbar geworden, in der Provinz festen Fuß zu fassen suchen sollten. Wir ersehen daraus, daß von Korinth aus das Christentum sich bereits in der ganzen Provinz verbreitet hatte und vielfach dort Gemeinden entstanden waren, wie wir eine solche selbst in der kleinen Hafenstadt Korinths finden werden. Der Ausdruck in Apostelgesch. 20, 2 scheint sogar anzudeuten, daß er die Wintermonate benutzt hatte, um auch diese Gemeinden in der Provinz zu besuchen. Er hatte also den in seinem ersten Brief ausgesprochenen Wunsch, in Korinth zu überwintern, ausführen können. Er wohnte bei einem gewissen Gajus, den er selbst als einen von ihm persönlich Getauften bezeichnet, und stand mit dem Stadtkämmerer Erast und anderen hervorragenden Mitgliedern der Gemeinde in bestem Einvernehmen (vergl. Römer 16, 23).

Keine geschichtliche Spur weist auf eine neue Störung seines Verhältnisses zu der ihm so teuren und für seine Missionsarbeit so wichtigen korinthischen Gemeinde hin.

---

10. Kapitel.

Der Römerbrief.

Sobald das Meer wieder offen war, wollte Paulus von Hellas aufbrechen. Es war der Höhepunkt seines Lebens. Er hat es uns selbst gesagt, daß er sein Werk im Orient als abgeschlossen ansah. Von Jerusalem im äußersten Osten bis Illyrien, wohin er wohl von seiner letzten makedonischen Reise aus gerufen war, hatte er das Evangelium gepredigt. Überall in den großen Brennpunkten des öffentlichen Lebens und des Weltverkehrs, in Antiochien, in Ephesus, in Korinth waren Gemeinden gegründet, von denen aus sich das Christentum, wie einst von den galatischen Gemeinden nach Phrygien, von Ephesus aus durch ganz Vorderasien, von Korinth aus in der Provinz Hellas, weiter verbreiten konnte. Er, dessen spezifische Aufgabe es war, überall Grund zu legen, mußte sich ein neues Arbeitsfeld suchen, und sein Auge richtete sich auf den fernen Westen, auf Spanien. In heißen Kämpfen hatte er seine judenchristlichen Gegner in Galatien und Korinth besiegt und dem reinen gesetzesfreien Evangelium eine gesicherte Schutzwehr in seinen Gemeinden aufgerichtet. Aber

die beste Schutzwehr blieb es doch, wenn diese heidenchristlichen Gemeinden durch das Band brüderlicher Liebe mit den judenchristlichen verbunden waren.

Wie stand es in dieser Beziehung mit der Urgemeinde zu Jerusalem, die doch immer für alle judenchristlichen Gemeinden tonangebend war? Seit Jahren hatte er nichts mehr von ihr gehört. Wenn er früher von Mitgliedern der Urgemeinde, wie Barnabas und Silas, auf seinen Missionsreisen begleitet war, so arbeitete er jetzt seit langer Zeit nur noch mit seinem Timotheus und seinen heidenchristlichen Schülern zusammen. Eine immer höhere Bedeutung hatte deshalb für ihn gewonnen, was er einst bei der Apostelzusammenkunft in Jerusalem versprochen, bei seiner Heidenmission doch auch der verarmten Muttergemeinde zu gedenken. Unablässig war er bemüht gewesen, eine Sammlung für sie zu veranstalten. In Galatien hatte er mit dem Kollektieren begonnen, in Makedonien hatte er einen ungeahnt reichen Erfolg gehabt, und wie er die Korinther zu gleicher Opferfreudigkeit anstachelte, haben wir gesehen. Aber wir sahen dort zugleich, wie ihm diese Kollekte nicht ein bloßes Liebeswerk war. Die judenchristliche Urgemeinde sollte sehen, wie er in den gesetzesfreien Heidengemeinden die Liebe zu ihr angeregt hatte und die Dankbarkeit dafür, daß sie von dorther das Evangelium empfangen, welches ihnen das zunächst für Israel bestimmte Heil brachte. Im Dank gegen Gott dafür, daß er solche Liebe in den Herzen der Heidenchristen entzündet, sollte sie sich mit diesen durch das Band brüderlicher Gemeinschaft verbunden fühlen. Paulus hatte in den wichtigsten Orten, wo er kollektiert, Deputierte wählen lassen, um die Spenden der Gemeinden persönlich zu überbringen. Er selbst wollte mit ihnen nach Jerusalem ziehen und der Urgemeinde

die hohe Bedeutung der Kollekte ans Herz legen, die mit der Brudergemeinschaft zwischen Juden- und Heidenchristen für immer allem Streit zwischen beiden ein Ende machen und so erst sein gesetzesfreies Evangelium für alle Zeit sichern sollte.

Erst wenn er so sein Werk im Orient zum völligen Abschluß gebracht, wollte er sein neues Arbeitsfeld im fernen Westen aufsuchen; und der Weg dahin führte ihn über Rom. Schon gegen Ende seiner Wirksamkeit in Ephesus hatte er den Plan gefaßt, nach Rom zu gehen. Dort waren freilich die Verhältnisse seit der Zeit, wo Paulus durch Aquila und Priskilla von den Anfängen einer judenchristlichen Gemeinde daselbst gehört hatte, sehr andere geworden. Denn die dortige judenchristliche Gemeinde war durch die Judenvertreibung unter Claudius versprengt. Es dauerte freilich nicht lange, bis man die Juden wieder in Rom zuließ. Der Handelsverkehr der Welthauptstadt konnte die Juden so wenig entbehren, wie die Juden die Zentrale dieses Verkehrs. Als nun auch gläubig gewordene Juden nach Rom zurückkehrten, hielten sich dieselben streng getrennt von der Synagoge, um nicht wieder in Streitigkeiten mit ihr verwickelt zu werden, wie sie einst die Judenvertreibung unter Claudius herbeigeführt hatten. Dazu kam, daß wohl viele derselben auf dem seither gewaltig ausgedehnten paulinischen Missionsgebiet gelernt hatten, um der christlichen Brudergemeinschaft willen mit gläubigen Heiden unbeschränkten Verkehr zu halten. So wurde die neue Gemeinde daselbst zugleich der Mittelpunkt für alle nach Rom kommenden direkt oder indirekt paulinischen Heidenchristen, und von dieser im wesentlichen heidenchristlichen Gemeinde ging eine viel wirkungsvollere Propaganda auf die römische Bevölkerung aus, als die

jüdische Kolonie sie ausüben konnte. Paulus hatte die Bedeutung einer wesentlich heidenchristlichen Gemeinde in Rom für die ganze Zukunft des Christentums längst erkannt, von deren Entstehung überall, wohin er kam, die Kunde ihm entgegengebracht wurde. Mehr als einmal hatte er gewünscht, die dortige Gemeinde zu besuchen, aber alle dahin gehenden Pläne waren durch die dringenderen Bedürfnisse der Arbeit auf seinem bisherigen Missionsgebiete unausführbar geworden (vergl. Römer 1, 13). Jetzt endlich bot sich ihm die Erfüllung seines Wunsches wie von selbst dar. Von Rom aus wollte er seine Missionsreise nach Spanien antreten.

Zur Vorbereitung dieses Besuchs beschloß Paulus an die Römergemeinde zu schreiben und sich ihr in seiner amtlichen Eigenschaft als den von Gott berufenen Heidenapostel vorzustellen, der auch die von anderen bekehrten heidenchristlichen Glieder der Gemeinde zu seinem Wirkungsfelde rechnen konnte. Er wollte sie besuchen nicht bloß um das persönliche Bedürfnis nach ihrer Bekanntschaft zu befriedigen, sondern um ihr eine vom Geist gewirkte Gnadengabe Gottes mitzuteilen. Ja, er fühlte sich durch seinen heidenapostolischen Beruf dazu verpflichtet. Er, der bisher nur meist unter hellenischer Bevölkerung und zwar besonders der niederen Stände gewirkt hatte, mußte auch unter der höhergebildeten nicht griechischen Bevölkerung Roms eine Frucht schaffen, wie unter den übrigen Heiden. Aber er wußte nur zu gut, wie oft Gottes Rat seine menschlichen Pläne durchkreuzte. Ausdrücklich sagt er, daß sich nur schüchtern seine Bitte hervorwage, ob Gottes Wille es ihm diesmal gestatten werde, seinen Plan, die Römergemeinde zu besuchen, auszuführen.

Darum sollte sein Brief keine bloße Anknüpfung persönlicher Bekanntschaft mit der Gemeinde sein, er sollte ihr zu-

gleich die Gnadengabe mitteilen, die er ihr bei seinem Besuch zugedacht hatte. Welches die Gnadengabe sei, deren die Gemeinde in Rom bedurfte, war ihm keinen Augenblick zweifelhaft. Denn dort in Rom rang die Christengemeinde mit der Synagoge um die Seele des nach dem Monotheismus dürstenden Heidentums. Die Synagoge hatte von jeher mit allen Mitteln und nicht ohne großen Erfolg selbst in den höheren Ständen der römischen Bevölkerung Proselyten zu machen gesucht. Paulus aber war überzeugt, daß seinem gesetzesfreien Evangelium unter ihr, in der so viele die Beschneidung und die peinliche Lebensordnung des Gesetzes von der Religion Israels zurückhielten, noch ganz andere Erfolge beschieden seien, wenn es der Gemeinde gelang, die Einwendungen der Juden gegen das Christentum zu widerlegen und darzutun, daß das Christentum nur die Erfüllung der alttestamentlichen Verheißung sei. Dieser Grundgedanke des Briefes klingt schon im Eingangsgruß an, wo Paulus sich als den Verkündiger einer göttlichen Botschaft bezeichnet, die schon im Alten Testament zuvor verheißen und deren Erfüllung durch ihn den Heiden gepredigt werden sollte. So konnte die Gnadengabe, die er der Gemeinde bieten wollte, nur in einer Darstellung seines Evangeliums bestehen, welche das Christentum als die für Juden und Heiden bestimmte Weltreligion erwies.

Paulus befand sich noch in Korinth, wahrscheinlich schon in der Hafenstadt Kenchreä, wo er auf eine Schiffsgelegenheit wartete, und benutzte die Zeit, um den Römerbrief einem gewissen Tertius zu diktieren, der sich selbst am Schluß unter den Grüßenden nennt. Der Apostel schließt in die Adresse absichtlich auch die Judenchristen mit ein, die sich der römischen Gemeinde angeschlossen hatten. Wir sahen schon im ersten

Korintherbrief, wie er die schriftstellerische Neigung und Fähigkeit besaß, bei gegebenem Anlasse seine Gedanken fast systematisch zu entwickeln, und hier bot ihm der Zweck des Briefes den reichsten Anlaß dazu. Er war sich aber bewußt, daß er im Kampf mit den judenchristlichen Gegnern in Galatien und Korinth auch gelernt hatte, die berechtigten Forderungen seiner Stammesgenossen zur Geltung zu bringen. Ihn verband mit dem Judentum nicht nur die Anerkennung des Alten Testaments als einer vorbereitenden Gottesoffenbarung, sondern auch seine in wärmstem Patriotismus wurzelnde Anerkennung der wirklich von Gott seinem auserwählten Volk gegebenen Vorzüge. So konnte seine Darstellung des Evangeliums nicht nur lehren, wie man allen berechtigten Vorwürfen der Juden begegnen solle, sondern auch dazu dienen, allem Streit zwischen Juden- und Heidenchristen ein Ende zu machen, wie er ihm durch den Abschluß seines Kollektenwerkes vorbeugen wollte. Es handelte sich also nicht um eine Darlegung dessen, was wir heute die Lehre des Christentums nennen, die er etwa den hochgebildeten Römern gegenüber rechtfertigen wollte, da er, der schlichte Mann aus dem Volk, sich ja schämen müßte, mit ihrer Weisheit wetteifern zu wollen. Es handelte sich um das, was keine Weisheit dieser Welt zu bewirken imstande ist, um die Verkündigung einer Heilsbotschaft, welche selbst die einzige Bedingung wirkt, an welche die Errettung vom ewigen Verderben geknüpft ist. Denn sein Evangelium offenbart eine neue Gottesordnung, welche die Gerechtigkeit, d. h. die Gottwohlgefälligkeit dem erteilt, der diese Botschaft gläubig annimmt und auf die Gnade Gottes vertraut, weil Gott, wie schon das Alte Testament verheißt, an dies Vertrauen das ewige Heil geknüpft hat (vergl. Römer 1, 16).

Der Brief beginnt mit dem Nachweis, wie die ganze Menschenwelt der im Evangelium offenbarten Gerechtigkeit bedürfe, weil sie ohne diese dem Zorngericht Gottes verfallen sei. So der Teil der Menschheit, welcher nur in den Schöpfungswerken eine Offenbarung Gottes gehabt hatte, aber trotz der dadurch erlangten Gotteserkenntnis sich nicht dazu hatte führen lassen, Gott zu preisen und ihm zu danken, sondern sich im Stolz auf die eigene Weisheit von Gott und allem Interesse für göttliche Dinge abgewandt. Dafür habe sie Gott durch sein schon hier beginnendes Zorngericht in die Torheit des Götzendienstes, in die unnatürlichen Wollustlaster und in die völlige Verdunklung ihres natürlichen Sittenbewußtseins dahingegeben. Diese entsetzliche Schilderung des heidnischen Sündenverderbens hat Paulus in Korinth geschrieben, dessen Lasterhaftigkeit zum Sprichwort geworden war. Paulus weist immer wieder nach, wie diese Strafe so genau ihrer Verschuldung entsprochen habe. Aber auch der andere Teil der Menschheit, der immer bereit sei, über diese Sündengreuel des Heidentums zu richten, verurteile nur damit sich selbst, weil er im Vertrauen auf die Vorzüge des auserwählten Volkes und die reichen Gnadenerweisungen Gottes, die es erlebt, dem zukünftigen Gericht Gottes entnommen zu sein meine, obwohl er in seiner Unbußfertigkeit durch gleiches Sündigen sich nur den Zorn häufe auf den Tag des Endgerichts. Denn dies Gericht werde nach der allein bisher offenbarten Gottesordnung nicht fragen, ob einer Jude oder Heide sei, sondern ob er durch Ausdauer im Gutestun nach der ewigen Herrlichkeit gestrebt habe. In diesem Gericht könne aber auch dem Juden sein Gesetzesbesitz nichts helfen, zumal auch der Heide in seinem natürlichen Sittenbewußtsein ein Gesetz habe, wenn jener durch Übertretung

desselben Gott verunehre, der ihm sein Gesetz gegeben. Auch die Beschneidung könne ihm nichts nützen, wenn er durch sie nicht zu einer Reinigung des Herzens veranlaßt werde, wie nur Gottes Geist sie zu wirken vermöge. Wohl haben die Juden einen unverlierbaren Vorzug darin, daß ihnen die Heilsverheißung, deren Erfüllung das Evangelium verkündigt, anvertraut sei. Aber wenn ihre Untreue gegen die damit überkommenen Verpflichtungen nur dazu diene, die Treue Gottes, der trotz alledem seine Verheißungen erfülle, nur immer herrlicher zu offenbaren, so könne auch das sie nicht vor dem Zorn Gottes schützen. Sie würden doch selbst nie zugeben, daß die dem Apostel zugeschriebene Lüge und seine Frevelworte, die schließlich auch nur die Gerechtigkeit Gottes in seinem Gericht verherrlichen könnten, ihn deshalb straffrei machen. So schließt Paulus den ersten Teil seines Briefes (1. 18—3, 20) damit, daß auch die Schrift diese allgemeine Sündhaftigkeit der Menschheit bezeuge, um deretwillen sie dem Strafgerichte Gottes verfallen sei.

Damit kommt der Apostel zu dem eigentlichen Thema seines Briefes, zu der Darstellung der neuen Gottesordnung, welche im Evangelium offenbart sei, wie schon die ganze Schrift Alten Testaments sie bezeuge. Ihre Eigenart sei, daß die Gerechtigkeit nicht durch Gesetzeswerke erworben werde, sondern aus freier Gnade umsonst erteilt, weil alle Menschen in gleicher Weise sie bedürfen und alle in gleicher Weise durch den Glauben an Christum sie erlangen können. Denn Gott habe Christum in seinem blutigen Tode der Welt als ein Sühnmittel dargestellt, um zu beweisen, daß er auf seine Gerechtigkeit, welche forderte, daß er die solange unter seiner Langmut verschont gebliebene Sünde entweder strafe oder der Menschheit ein entsprechendes Sühnmittel bereite, keineswegs

verzichte. Er wählte aber in der mit Christo angebrochenen Heilszeit das letztere, weil er nur so die gerechtsprechen konnte, welche im Vertrauen auf den von ihm gesandten Heilsmittler ihm wohlgefällig wurden. Diese neue Gottesordnung schließe allein alles Rühmen vor Gott aus, das immer irreligiös sei, und doch überall da sich hervorwage, wo einer durch seine Werke gerecht geworden zu sein meine. Sie entspreche auch allein der Einheit Gottes, welcher ein Gott der Heiden wie der Juden sei und deshalb nach derselben Norm gerechtsprechen müsse, während das Gesetz nur den Juden gegeben sei. Diese Gottesordnung sei aber eigentlich keine neue, wie er Kapitel 4 nachweist, sondern gerade die ursprüngliche. Schon Abraham sei nach 1. Mose 15, 6 durch einen reinen Gnadenakt sein Glaube zur Gerechtigkeit angerechnet und zwar, als er noch unbeschnitten war, um anzudeuten, daß diese Art der Gerechtsprechung allen bestimmt sei, die im Glauben seine echten Kinder würden. Auch durch das Gesetz könne sie nicht vermittelt sein, weil dieses einem sündhaften Volk gegenüber immer Zorn errege, der die Erfüllung der dem Abraham und seinem Samen gegebenen Verheißung ausschließe. Diese könne daher nur unverbrüchlich bleiben, wenn sie aus Gnaden allein allen gläubigen Abrahamskindern erteilt werde. Der Glaube Abrahams aber, der aller menschlichen Erwartung zuwider auf die Verheißung einer zahlreichen Nachkommenschaft vertraute, sei seinem Wesen nach kein anderer als der Christenglaube, der darauf vertraut, daß Christus um unserer Sünde willen in den Tod gegeben sei, den alle nur zur Strafe ihrer Sünde tragen, und auferweckt, um in uns den Glauben zu wirken, um deswillen wir gerechtfertigt werden.

Der auf Anlaß des Glaubens Gerechtfertigte ist aber des

letzten Ziels alles verheißenen Heils, der Teilnahme an der göttlichen Herrlichkeit, gewiß. Die Hoffnung darauf, die keine Trübsal aufheben, die nur durch die Bewährung des Glaubens in der Geduld fester gemacht werden kann, gründet sich auf die Liebe Gottes, die der Geist uns in der Hingabe des Sohnes für die Sünder erkennen lehrt. Denn hat er uns diese Liebe erwiesen als wir noch Sünder und darum seine Feinde waren, wie vielmehr wird er sie nun, wo wir mit ihm versöhnt und von ihm gerecht gesprochen sind, dadurch erweisen, daß er uns von dem Gerichtszorn errettet und an dem Leben seines Sohnes Anteil gibt. Damit war ein für allemal jedem Versuche gewehrt, die Teilnahme an der Heilsvollendung noch von irgend welchen gesetzlichen Leistungen abhängig machen zu wollen. So kann der zweite Teil (3, 21—5, 21) mit dem Ausblick schließen, welcher Christus mit Adam in Parallele stellt. Wie durch diesen Sünde und Tod, so ist durch jenen Gerechtigkeit und Leben in die Welt gekommen und darum die Religion, welche Christum verkündigt, die eigentliche Weltreligion.

Aber da gerade mußte der Widerspruch des Judentums einsetzen. Da das Christentum das alttestamentliche Gesetz selbst als eine vorbereitende Gottesoffenbarung anerkannte, so schien doch die Gesetzesreligion notwendig zur sittlichen Erziehung der in die Sünde gefallenen Menschheit. Daher zeigt der Apostel, daß das Christentum es seinen Anhängern von vornherein unmöglich mache, ihr früheres Sündenleben fortzusetzen. Er beruft sich auf die eigene Heilserfahrung der Leser dafür, daß sie in der Taufe in eine Lebensgemeinschaft mit Christo versetzt seien. In dieser aber sind sie der Sünde, um deretwillen er sich in den Tod gegeben, abgestorben und mit ihm zu dem neuen Gott allein dienenden Leben auf-

erstanden, zu dem Christus auf ewig von Gott auferweckt ist. Gerade weil der Gläubige nicht mehr unter dem Gesetz steht, das nur fordern kann, sondern unter der Gnade, welche dazu befähigt, den Willen Gottes zu erfüllen, ist er nicht mehr gezwungen, der Sünde zu dienen, von der er durch die Gnade frei geworden. Nicht herrenlos ist er geworden, er hat nur den Herrn gewechselt und ist von der falschen Freiheit sündhaften Lebens zu der wahren Freiheit im Dienst Gottes gekommen. Damit aber ist, wie Paulus Kapitel 7 den rechtskundigen Römern am Eherecht anschaulich macht, auch die Beziehung des Christen zum Gesetz gelöst, das nicht vermocht habe, zu diesem Ziel zu führen.

In erschütternder Weise zeigt der Apostel aus seiner eigenen Lebenserfahrung, wie das Gesetz durch sein Verbot nur das Begehren nach dem Verbotenen aufregt, und die in uns wohnende Sündenmacht allezeit die durch das Gesetz bewirkte, aber an sich ohnmächtige Erkenntnis des Guten besiegt. Aus diesem unseligen Zwiespalt zwischen Wollen und Können, der schon an sich der geistliche Tod ist, hat uns erst Christus dadurch erlöst, daß sein in der Lebensgemeinschaft mit ihm uns mitgeteilter Geist in uns wirkt, was das Gesetz zu wirken nicht vermochte. Wie Gott in dem sündlosen Leben Christi die Sünde zur Ohnmacht verurteilte, so wirkt sein Geist in allen denen, die sich von ihm treiben lassen, die Erfüllung des göttlichen Willens, wie er im Gesetz kund gemacht. Er vermag das, weil er ein ganz neues Motiv dazu in uns zur Geltung bringt. Wenn er uns unserer Kindschaft bei Gott gewiß macht, so wissen wir, daß dessen väterliche Liebe uns sicher zu dem Ziele der Heilsvollendung führen wird, dessen die ganze Schöpfung in Sehnsucht harrt. Solcher Gewißheit gegenüber erscheinen alle Leiden dieser Zeit

als minderwertig; und daher schließt Paulus mit dem herrlichen Triumphliede unserer Heilsgewißheit, die in der Erwählung Gottes begründet und in der Liebe Christi, der sich selbst für uns dahingegeben, gegen alles, was uns von der Liebe Gottes trennen könnte, geschützt ist. Dieses Bewußtsein treibt aber notwendig zu der neuen Lebensgerechtigkeit, die keines Gesetzes mehr bedarf, weil die Darstellung des Apostels immer wieder zeigt, wie sie von selbst zu einem gottwohlgefälligen Leben führen muß (Kapitel 6—8).

Der Haupteinwurf des Judentums gegen das Christentum und seinen Apostel blieb doch, daß Paulus angeblich das dem Volk Israel verheißene Heil als mit Christo gekommen verkündige und es gerade dem Volk Israel abspreche und den Heiden anbiete. Darum versichert Paulus so ergreifend die Liebe zu seinem Volk und seinen Schmerz über die gegenwärtige Ausschließung des Volkes Israel vom Heil. Er wollte, wenn es möglich wäre, sogar sein eigenes Heil opfern für seine Brüder nach dem Fleisch. Er zählt selbst alle Vorzüge des auserwählten Volkes auf, die er vollkommen würdigt, bis zu dem höchsten, daß der gottgleiche Messias dem Fleische nach aus ihm herstammt. Er darf getrost Kapitel 9 den Nachweis antreten, daß mit der gegenwärtigen Ausschließung noch so vieler vom Heil das Verheißungswort Gottes nicht hinfällig werde. Schon die Urgeschichte des Volkes zeigt, daß Gott es sich vorbehalten habe, unter den leiblichen Söhnen Abrahams den in kraft der Verheißung geborenen Isaak zu erwählen und unter Isaaks und Rebeckas Söhnen, noch ehe sie geboren, und ehe daher Jakob irgend etwas tun konnte, seinen Vorzug vor Esau zu verdienen, jenen zum Vater des auserwählten Volkes gemacht habe. Es liege aber, wie Gott dem Moses ausdrücklich sagt, im

Wesen des Erbarmens, daß es sich seine Gegenstände frei wähle, wie er umgekehrt zu Pharao sagt, daß er ihn in seiner Sünde verhärtet habe, um an ihm seine Macht zu erweisen. Nach welchem Gesichtspunkt Gott aber den einen zur Erweisung seines Erbarmens, den andern zur Erweisung seiner Macht wähle, dürfe der Mensch so wenig fragen, wie der Ton seinen Töpfer, warum er ihm diese oder jene Bestimmung gebe.

Immer wieder hat man im Streit um die Erwählungslehre den Apostel dahin mißverstanden, als wolle er sagen, daß Gott das nach reiner Willkür entscheide, während er mit dem höchsten Nachdruck hervorhebt, daß Gott sich in der vorliegenden Frage dieses ihm zugesprochenen Rechtes durchaus nicht bedient habe. Vielmehr habe er die Juden, die durch ihre Verschuldung für sein Zorngericht reif waren, mit großer Langmut getragen, um ihnen Frist zur Buße zu gewähren und seine Barmherzigkeit an einer größeren Zahl von solchen zu erweisen, die er durch seine vorlaufende Gnade dazu vorbereitet. Wenn Gott sich solche aus Juden und Heiden berufe, so tat er genau, was seine Propheten vorhergesagt, wenn sie verkündigten, daß Gott auch solche zu seinem Volk erwählen werde, welche es für jetzt nicht seien, und daß von Israel nur ein Rest werde gerettet werden. Daß aber gerade Israel, das die Gerechtigkeit suchte, sie nicht erlangte, lag nach Kapitel 10 daran, daß es sie auf verkehrtem Wege suchte, indem es darauf beharrte, sie könne nur mit Gesetzeswerken erworben werden und deshalb an dem Messias Anstoß nahm, der nur das Heilsvertrauen auf ihn, den von Gott gesandten Heilsmittler, forderte. Sie blieben dabei, daß sie sich selbst die Gerechtigkeit erwerben wollten, während Christus des Gesetzes Ende war, und die Schrift auf's klarste

die Gerechtigkeit als eine bereits durch ihn erworbene dar- stellte, die nur im Glauben ergriffen werden wolle, und für Heiden und Juden in gleicher Weise da sei. Die Botschaft davon sei zu ihnen allen gelangt, und sie könnten sich nicht damit entschuldigen, sie nicht verstanden zu haben, da die Heiden, denen alle Voraussetzungen dafür fehlten, sie ganz wohl verstanden hätten. So ist ihr unentschuldbarer Un- gehorsam, den schon der Prophet rügt, die Ursache davon geworden, daß sie, die sich der neuen Gottesordnung einer aus freier Gnade erteilten Gerechtigkeit nicht unterordnen wollten, vom Heil ausgeschlossen wurden.

Freilich nicht sein erwähltes Volk als solches, zu dem doch auch er als ein echter Sohn Israels gehöre, kann Gott verstoßen haben, da er es wie jeden, den er erwählte (vergl. 8, 29), in seiner Eigenart vorher erkannte und nun nicht, wo diese sich offenbarte, um ihretwillen verstoßen konnte. Er hat es auch nicht getan, sondern wie Kapitel 11 zeigt, wie einst zu Elias Zeit sich einen Rest solcher erwählt, die bereit waren, seine Gnade anzunehmen. Die übrigen aber hat er in dem Eigensinn ihrer Selbstgerechtigkeit verstockt, nicht frei- lich um sie für immer dem Verderben zu überliefern, sondern um für jetzt das Heil den Heiden zuzuwenden und die Juden zur Nacheiferung zu reizen, damit auch sie sich bekehren und die Heilsvollendung für die ganze Welt kommen könne. An dem Gleichnis vom Ölbaum, das er zu einer ernsten Mah- nung für die heidenchristlichen Leser verwendet, zeigt er, daß es menschlich angesehen leichter sei, die Glieder Israels, die ihres Unglaubens wegen für jetzt von seiner Heilsgemein- schaft ausgeschlossen seien, in sie wieder aufzunehmen, als es war, Heiden um ihres Glaubens willen ihr einzuverleiben, der sie freilich nur angehören könnten, solange sie bei diesem

Glauben blieben. Als ein ihm offenbartes Geheimnis verkündet es der Apostel, daß einst, wenn die Fülle der Heiden eingegangen sei, ganz Israel werde gerettet werden. Gottes in seiner Berufung dem Volk erteilten Gnadengabe könne ihn nicht gereuen; aber nur, wie er einst der in Ungehorsam wandelnden Heiden sich erbarmte, könne dem für jetzt im Ungehorsam verstockten Israel dasselbe Erbarmen zuteil werden. Der Apostel schließt diesen Höhepunkt seiner Verkündigung des Evangeliums mit dem Lobpreis der wunderbaren Weisheit Gottes, die Mittel und Wege finden werde, seine ursprüngliche Heilsabsicht, die durch den Unglauben Israels vereitelt zu sein schien, dennoch hinauszuführen. Wir aber ersehen daraus, daß Paulus in der Zeit seiner schwersten Kämpfe mit dem ungläubigen Judentum wohl nur noch erwartete, daß ganz Israel in dem Abfall zu dem gottwidrigen Pseudomessias zu Grunde gehen werde. Jetzt aber ist er zu der urapostolischen Hoffnung auf die Gesamtbekehrung Israels, ohne welche die Heilsvollendung nicht kommen könne, zurückgekehrt, die ihm schon im zweiten Korintherbrief aufleuchtete (vergl. 8,16).

Die sittlichen Ermahnungen, zu denen Kapitel 12 übergeht, sind darin ganz eigenartig, daß sie nicht von einzelnen Bedürfnissen der dem Apostel noch gar nicht bekannten Gemeinde ausgehen, sondern ganz allgemein durch die in dem lehrhaften Teil des Briefes dargelegten Barmherzigkeitserweisungen Gottes begründet werden, die uns verpflichten, unser ganzes Leben nach Leib und Geist ihm zum Opfer zu bringen. Sie behandeln die christlichen Kardinaltugenden der Demut und der Liebe. Jene wird in ganz prinzipieller Weise begründet auf die bescheidene Selbstbeurteilung, in der jeder die ihm besonders gegebene Gabe zum Wohl des

ganzen nutzen soll. Diese wird entfaltet in einem Bilde des christlichen Tugendlebens, in welchem sich die verschiedensten Charakterzüge desselben, wie sie sich dem Apostel gerade im Zusammenhang darbieten, mit den Ermahnungen zur Liebe unter einander und zur Feindesliebe verflechten. Hier kommen offenbare Reminiszenzen an Worte Jesu oder Sprüche des Alten Testaments, ja selbst ausdrückliche Zitate dem Apostel in die Feder. Dahin gehören auch die Anklänge an die Ermahnungen des ersten Petrusbriefs, die entweder daraufberuhen, daß sich frühzeitig eine bestimmte Form der christlichen Sittenlehre in der Gemeinde verfestigte, welche auf beide Apostel einwirkte oder einfacher auf einer Kenntnis des Paulus von jenem Briefe, der ihm leicht während seiner Wirksamkeit in Vorderasien bekannt werden konnte. Das gilt besonders von der Ermahnung zur Unterordnung unter die Obrigkeit in Kapitel 13, die Paulus nur prinzipieller begründet. Wieder verallgemeinert er sie auf alle Pflichterfüllungen, in denen jeder dem anderen leisten soll, was er ihm schuldig ist. Nur in der Liebe soll man nie glauben, seine Pflicht voll erfüllt zu haben, weil sie nur, dauernd geübt, Gesetzeserfüllung ist. Mit dem Blick auf die Wiederkunft ermahnt der Apostel bei dem Anbruch des Heilsmorgens das Tugendkleid Christi anzulegen und die berechtigte Pflege des Leibes nicht in die Erregung sündhafter Lüste ausarten zu lassen.

Auch hier sind es nicht Bedürfnisse der Römergemeinde, die den Apostel bewegen, 14, 1—15, 13 auf die Differenzen zwischen den Schwachen im Glauben, die vieles ängstlich zu meiden oder peinlich tun zu müssen glaubten, um ihres Seelenheils willen und den Starken, die das nicht tun zu brauchen meinten, einzugehen. Die Neigung zur Askese, die sich leicht

auf die letzte Ermahnung des Apostels stützen konnte, war zur Zeit des sinkenden Heidentums unter Heiden und Juden gleich sehr verbreitet. Der Apostel, der die ganze Frage für eine das Christentum gar nicht berührende hält, verlangt nur, wie im ersten Korintherbrief, gerade von den frei gesinnten eher auf ihre Freiheit zu verzichten, als den Schwachen zu gewissenswidrigem Handeln Anlaß zu geben. Die Ermahnung schließt mit einem Blick auf die Frage, die ihn in diesen Tagen, wo er mit der Kollekte nach Jerusalem gehen wollte, so besonders am Herzen lag. Er zeigt, daß die gläubig gewordenen Heiden wie die Juden sich durch die Gnade Christi, welche jedem von beiden in besonderer Weise zuteil geworden sei, veranlaßt sehen sollen, einmütig mit einander Gott zu preisen als den Vater unseres Herrn Jesu Christi. Es folgt nur noch die Rechtfertigung seines Schreibens, das angesichts ihrer Kenntnis seiner Heilslehre und ihrer sittlichen Konsequenzen fast zu ausführlich scheinen konnte, und das er doch als zu seiner Berufspflicht gehörig ansah. Damit kommt er auf seinen lange gewünschten Besuch und seine jetzigen Reisepläne zurück, wobei er nicht unterläßt, bei Erwähnung der Kollekte auf das hinzuweisen, was auch sie zu derselben gleichen Liebesübung anregen könnte. Durch seine Bitte um ihre Fürbitte klingt die Besorgnis hindurch, daß die Kollekte, die er nach Jerusalem bringen will, bei den Heiligen daselbst nicht die Aufnahme finden könnte, die er wünscht. Auch gedenkt er der Gefahren, die ihm von den Ungläubigen in Judäa drohen, sodaß es der Wille Christi sein könne, ihn überhaupt nicht oder wenigstens nicht in Freuden zu ihnen kommen zu lassen. Der Römerbrief schloß nach den üblichen Grußbestellungen seiner Eigenart entsprechend statt des Segenswunsches, der schon 15, 33 den

Schluß des letzten Abschnitts gebildet hatte, mit einem Lobpreis Gottes, in dem noch einmal der Grundgedanke des Segenswunsches, mit dem der Brief begann, zum Ausdruck kommt (16, 21—27).

Nun findet sich aber in unseren Handschriften 16, 1—20 ein Empfehlungsbrief für eine Diakonissin der Gemeinde zu Kenchreä eingeschaltet, die unsern Brief, weil sie in Geschäften nach Rom ging, dort überbringen sollte. Sie muß aber über Ephesus gegangen sein, da der Empfehlung an sie eine lange Reihe von Grüßen an Personen angeschlossen werden, die man nur in Ephesus suchen kann. So Priska und Aquila, die noch vor einem Jahr in Ephesus wohnten (1. Kor. 16, 19), und die wir auch 2. Tim. 4, 19 dort wiederfinden; so der Erstling Vorderasiens, dessen Bekehrung doch nur während der ephisinischen Wirksamkeit des Apostels erfolgt sein kann; so alle die Männer und Frauen, deren Verdienste um seine Person oder die Gemeinde er rühmt, und deren Verhältnisse er genau zu kennen scheint. Unmöglich aber kann die Warnung vor Irrlehrern, von denen in dem ganzen langen Brief mit keiner Silbe die Rede ist, und das Lob ihres Gehorsams an die Römergemeinde, mit der er in diesem Brief die erste Bekanntschaft anknüpft, gerichtet sein; und der förmliche Briefschluß muß einer andern Gemeinde gelten als ihr. Es ist durchaus nicht ausgeschlossen, daß Paulus dieses Empfehlungsschreiben der Phöbe nach Ephesus selbst der Kürze wegen dem Römerbrief einverleibte, da die Überbringerin des Briefs ja auch der Römergemeinde nicht besser empfohlen werden konnte. Aber ebenso leicht konnte dasselbe in Ephesus, wo man sicher von dem herrlichen Römerbrief Abschrift nahm, in jenen verflochten sein, um der Gemeinde diese kostbare Erinnerung an den Apostel zu erhalten.

11. Kapitel.

Die Wallfahrt nach Jerusalem.

In der Hafenstadt Korinths selbst war es wohl gewesen, wo Paulus die Diakonissin der dortigen Gemeinde kennen gelernt und mindestens den Schluß des Römerbriefs sowie das Empfehlungsschreiben für sie diktiert hatte. Denn als er Römer 15, 31 schrieb, scheint er bereits Nachricht gehabt zu haben von den Nachstellungen, die ihm fanatische Juden auf der beabsichtigten Reise nach Syrien bereiteten (vergl. Apostelgesch. 20, 3), und die ihn bewogen, die Seereise aufzugeben und zunächst den Landweg durch Makedonien einzuschlagen. Nun hatten sich in Korinth beziehungsweise in Kenchreä, die Deputierten der Gemeinden, deren Kollektenbeträge Paulus mit ihnen in Jerusalem abliefern wollte, bereits um ihn versammelt. Lukas, der selbst ohne Zweifel einer von ihnen war, weil er von hier an wieder sich immer zu den Reisegenossen des Apostels rechnet, zählt noch sieben andere von ihnen auf und nennt ihre Heimat. Besonders reich waren die makedonischen Städte vertreten, demnächst die lykaonischen und vorderasiatischen. Lukas vertrat wohl

die galatischen, in deren Mitte er mit Paulus bekannt geworden war; die Deputierten von Philippi wollte er von dort selbst mitnehmen, und Korinth war wohl durch die anderer Städte vertreten. Auch diese kleine Karawane gab natürlich die Seereise auf und zog mit dem Apostel durch Makedonien, aber nur bis Philippi, von wo sie nach Troas gingen, um Paulus mit Lukas dort zu erwarten. Es war vielleicht nicht nur die Liebe zu der ihm so teuren Gemeinde, was ihn bewog, dort zu bleiben und nach alter Väter Sitte in ihr das Osterfest zu feiern, sondern der Wunsch, daß man den Weg, den er eingeschlagen, nicht so leicht verfolgen konnte. Erst nach fünf Tagen vereinigte er sich wieder mit der Karawane bei Troas, wo seit der Zeit, in der er zum letzten Mal die Stadt berührte, eine beträchtliche Gemeinde entstanden sein muß, da man eine volle Woche bei ihr verweilte. Besonders ausführlich erzählt Lukas von der Abschiedsfeier daselbst, weil sich bei ihr ein schwerer Unfall ereignete, der auf das Gebet des Apostels ohne Schaden vorüberging, und weil das Brotbrechen, mit dem sie schloß, erst stattfand, als der Morgen bereits graute. Aber auch hier bestieg Paulus nicht das Schiff, das man zur Küstenfahrt durch die Inseln des ägäischen Meeres gemietet hatte, damit nicht bekannt werde, daß er mit ihm reise, sondern ließ die Deputierten vorausfahren und ging allein zu Fuß bis nach der mysischen Seestadt Assus, wo man ihn erst in das Schiff aufnahm. Der Erzähler erwähnt ausdrücklich, wie man von dort ohne wesentlichen Aufenthalt auf den von ihm aufgezählten Stationen schon am dritten Tage in Milet anlangte.

Es lag nahe, daß Paulus von dieser Station der Küstenfahrt aus einen Ausflug nach Ephesus machte, wo

er so lange gewirkt, um dort, ehe er von Jerusalem aus die große römisch-spanische Reise antrat, Abschied zu nehmen. Aber er wünschte womöglich zum Pfingstfest in Jerusalem einzutreffen, und gewiß hatte man auch deshalb ein Fahrzeug gemietet, um nicht auf Schiffsgelegenheit warten zu müssen, sondern über das Tempo der Reise selbständig bestimmen zu können. Aber in Ephesus wäre es ihm so leicht nicht möglich gewesen, sich loszumachen; und so beschloß Paulus, die Ältesten der dortigen Gemeinde nach Milet zu bescheiden, und in diesem Kreise von der Gemeinde Abschied zu nehmen. Lukas hat diese Abschiedsrede ihrem wesentlichen Inhalt nach mitgeteilt, weil sie einen Rückblick auf die ephesinische Wirksamkeit des Apostels enthielt, von der er nur sehr Dürftiges hatte erzählen können. So gleich in der Schilderung seines Auftretens bei ihnen. Nicht wie ein Wanderlehrer war er aufgetreten, der durch seine Vorträge Ruhm und Unterhalt erwerben wollte, sondern als schlichter Handwerker, der durch seiner Hände Arbeit selbst erwarb, was er und seine Begleiter bedurften. Wenn er die Tränen erwähnt, die er vielfach vergoß, so denkt er dabei wohl an die schmerzlichen Erfahrungen, die er bei seiner ersten Wirksamkeit unter seinen Volksgenossen machte. Das geht deutlich daraus hervor, daß er unmittelbar im Zusammenhange damit von den Nachstellungen der Juden redet, die doch nicht vermochten, ihn davon abzuhalten, daß er Juden und Hellenen in den Häusern und auf der Straße den einigen Heilsweg durch Buße und Glauben bezeugte. Sicher ist er auch hier mit der Synagoge in Konflikt gekommen, und nun erst verstehen wir, wie er Römer 16, 7 Volksgenossen in Ephesus grüßen lassen kann, die dort seine Gefangenschaft mit ihm geteilt hatten. Er muß also selbst zeitweise von dem Synagogengericht eingekerkert

worden sein; denn daß die heidnische Obrigkeit ihm durchaus freundlich gesinnt war, haben wir bei Gelegenheit des Demetriuskrawalls gesehen.

Die Hauptabsicht der Rede ist, zu erklären, weshalb Paulus, statt sich seinem bisherigen Missionsgebiet zu widmen oder ein neues aufzusuchen, nach Jerusalem geht, obwohl ihm bereits mehrfach geweissagt war, daß Bande und Trübsale dort seiner warten. Er ist sich, wie wir es schon aus dem Römerbrief wissen, dessen auf's klarste bewußt, daß die Überbringung der Kollekte eine ausdrücklich von Christo ihm aufgetragene Dienstleistung war, durch die er erst sein Werk im Orient zum Abschluß bringen muß, ehe er neue Ziele aufsuchen kann. Er fühlt sich darum durch den Geist gebunden, nach Jerusalem zu gehen, und keine feige Furcht vor den Gefahren, die ihm dort drohen, kann ihn davon abbringen. Dagegen erwähnt er es durchaus nicht als eine göttliche Offenbarung, wenn er sagt, daß er ihr Angesicht und das Angesicht aller derer nicht wiedersehen werde, unter denen er bisher gewirkt habe, sondern er setzt das voraus, weil er entweder durch die Feindschaft der Juden in Jerusalem sein Ende findet oder nach Vollendung seiner dortigen Dienstleistung ein neues Missionsgebiet aufsuchen will. Ganz wie er im Römerbrief sagt, daß er im Orient keinen Raum mehr für seine Wirksamkeit habe, so lehnt er hier jede Verantwortung dafür ab, wenn in seinem Wirkungskreis irgend jemand verloren gehe, da er sich bewußt ist, allen den Rat Gottes zu ihrer Seligkeit uneingeschränkt verkündigt zu haben. Wenn wir aus den Pastoralbriefen erfahren, daß Paulus doch noch, freilich sehr flüchtig, nach der Befreiung aus der römischen Gefangenschaft nach Ephesus gekommen ist, so hängt das damit zusammen, daß die Wege

des Apostels sehr andere geworden sind, als er sie damals plante. Es zeugt nur für die Treue, mit welcher Lukas diese Rede wiedergegeben, wenn er die damalige Zukunftsaussicht des Apostels so getreu wiedergab, obwohl ihm ohne Zweifel bekannt war, daß sie sich nicht ganz so erfüllt hat.

Damit hängt der zweite Zweck der Rede zusammen. Wir erfahren hier, daß die Ältesten, welche die Gemeinde wohl schon seit ihrer Trennung von der Synagoge gewählt hatte, keineswegs bloß für die äußeren Angelegenheiten eingesetzt waren, sondern daß der heilige Geist sie Männer zu wählen geheißen hatte, welche auch die Verantwortung für das geistliche Wohl der Gemeinde übernehmen sollten, wenn ihr die apostolische Leitung fehlte. Paulus bezeichnet sie darum ausdrücklich als Bischöfe, die gesetzt sind, die Gemeinde, die sich Gott durch das Blut des eigenen Sohnes erworben hat, zu weiden, das heißt: mit der rechten geistlichen Nahrung zu versehen. Er überträgt daher auf sie die Verantwortung dafür, daß die Gemeinde in dem, wozu er sie drei Jahre lang ermahnt hat, erhalten bleibt. Es erhellt schon daraus, daß es sich dabei um die gesamte christliche Lebensführung handelt; aber es versteht sich von selbst, daß diese sich nur gründen kann auf die Treue im Glauben an die von ihm verkündigte Heilswahrheit. Daher motiviert der Apostel seine Ermahnung an die Ältesten durch die Voraussicht, daß nach seinem Weggange verderbliche Irrlehren in die Gemeinde einbrechen, aber auch in ihr solche auftreten werden, welche einen Teil der Gemeinde nach sich ziehen und so Spaltungen in der Gemeinde erregen. Damit stimmt auf's genaueste, was die Schlußermahnung in dem nach Ephesus gerichteten Empfehlungsbrief für die Phöbe sagt, wenn sie vor solchen warnt, die durch falsche Lehre Anstoß erregen und Spaltungen anrichten, und denen man

aus dem Wege gehen soll, da sie doch nur in eigennützigem Interesse durch wohlgesetzte und sich einschmeichelnde Worte die Gemeinde für sich zu gewinnen suchen (vergl. Römer 16, 17 f.). Wir wissen nicht und können aus diesen Worten kein Bild uns davon machen, was für Irrlehren es dem Inhalte nach sein werden, die er von außen her in die Gemeinde eingetragen oder in der Gemeinde selbst auftauchend gedacht hat. Nur so viel läßt sich mit großer Sicherheit sagen, daß er nicht an judenchristliche Irrlehre dachte. Er hätte sein Werk im Orient nicht als abgeschlossen angesehen, wenn er nicht geglaubt hätte, diese durch die Kämpfe in Galatien und Korinth sowie durch die Darstellung seiner Heilslehre im Römerbrief definitiv besiegt zu haben. Auch war ja der Hauptzweck seiner Kollektenreise nach Jerusalem, ein für allemal ein Band zwischen den heidenchristlichen und judenchristlichen Gemeinden zu schlingen, das für immer die Beunruhigung jener durch judenchristliche Ansprüche ausschloß. Jedenfalls hätte er ein bestimmter auf sie hindeutendes Wort gesprochen, wenn er an seine bisherigen Gegner gedacht. Wie seine Voraussicht aber nur zu genau eintraf, wird uns unsere spätere Erzählung zeigen. Die Rede schloß damit, daß er auf die barmherzige Liebesübung als den Mittelpunkt aller christlichen Tugend hinwies, und er hat uns noch ein Wort Jesu aufbewahrt, das unsere Evangelien nicht enthalten, und das höchst wirkungsvoll zu ihr ermahnt.

Tief ergreifend ist die Schilderung der Abschiedsszene, in der noch einmal betont wird, daß Paulus sie als einen Abschied auf Nimmerwiedersehen bezeichnet hatte. Es erhellt daraus nur, wie verfehlt es war, wenn man meinte, so könne Paulus nicht gesprochen haben oder der Berichterstatter ihm diese Worte nicht in den Mund gelegt, wenn er noch

einmal nach Ephesus gekommen sei. Er sei also sicher nicht noch einmal dorthin zurückgekehrt. Jede Bemerkung darüber hätte doch dieser Schilderung die Spitze abgebrochen. Noch einmal betont Lukas, wie schwer sich Paulus von den Abschiednehmenden losmachen konnte, die ihn zum Schiff geleiteten. Sodann erzählt er wieder, wie man geradeswegs in zwei Tagereisen über Kos und Rhodus nach Patara in Lykien gelangte, wo man in der großen Seestadt an der Südwestecke Kleinasiens leicht Gelegenheit zu der eigentlichen Seefahrt nach der syrischen Küste finden konnte. Wirklich traf man dort ein Schiff, das nach Phönizien zu gehen im Begriff war und sofort dorthin abging. Man bestieg es und stach in die hohe See. Die Insel Cypern links liegen lassend gelangte man, wie es scheint, gefahrlos an die syrische Küste und landete in Tyrus, wohin das Schiff befrachtet war. Da man wußte, daß es in Tyrus bereits Jünger Jesu gab, wenn sie auch noch nicht zu einer Gemeinde zusammengeschlossen sein mochten, suchte man sie auf, was in der großen Stadt natürlich nicht leicht war. Auch hier redeten solche, welche prophetisch die ihm drohenden Gefahren voraussahen, ihm immer wieder zu, nicht nach Jerusalem hinaufzuziehen und wollten ihn durchaus nicht fortlassen. So kam es, daß man nicht sofort eine andere Schiffsgelegenheit aufsuchte oder sich zur Fußwanderung nach Jerusalem aufmachte, sondern eine Woche lang ruhig die Entfrachtung des Schiffes abwartete, das noch weiter die syrische Küste entlang fuhr. Sobald man aber diese Tage hingebracht, begab man sich wieder ans Ufer, von den Jüngern mit Weib und Kind begleitet, kniete dort noch einmal zum Gebet nieder und nahm dann Abschied von einander. Wir hören noch deutlich den Reisegefährten des Apostels erzählen, wie die Rei-

senden auf's Schiff stiegen und die mit ihm gekommenen Städter, sicher immer wieder Abschied zuwinkend, zurückkehren sahen.

Das Schiff, das die Reisenden bestiegen, ging, nachdem es seine ganze Fracht oder einen Teil derselben in Tyrus abgelegt, nach Ptolemais; und so konnte man noch das Ende seiner Fahrt mitmachen, um erst dort die Fußwanderung nach Cäsarea anzutreten. Auch hier noch gönnte man sich einen Tag zu brüderlicher Begrüßung der Christen in Ptolemais, während man in Cäsarea sogar mehrere Tage blieb. Man muß also keine Eile mehr gehabt haben, zu dem von Paulus gewünschten Zeitpunkt Jerusalem zu erreichen, sei es, daß man schneller, als man hoffen konnte, die Seereise zurückgelegt, sei es, daß diese durch unberechenbare Zwischenfälle sich so verzögert hatte, daß doch keine Möglichkeit mehr war, noch zu Pfingsten nach Jerusalem zu kommen. Aber da der Erzähler keine Andeutungen von solchen gibt, wird wohl ersteres der Fall gewesen sein. Man herbergte bei dem Evangelisten Philippus, der einer von den Siebenmännern war, die nach Apostelgeschichte 6 einst behufs der Leitung der Armenpflege gewählt waren. Es mußte das hinzugefügt werden, da man sonst an den unter den Aposteln aufgezählten Philippus denken konnte, da diese alle zur Verkündigung des Evangeliums berufen waren. Aber man nannte auch solche Evangelisten, welche ohne den ausdrücklichen apostolischen Beruf als Missionare umherzogen. Von diesem Philippus hatte aber Lukas nach seiner palästinensischen Quelle schon viel erzählt, und daß er den Mann bei dieser Gelegenheit persönlich kennen lernte, ist wohl der Grund, weshalb er ihn auch dadurch noch charakterisiert, daß man von ihm erzählte, er habe vier Töchter, die, weil sie die pro-

phetische Gabe besaßen, Jungfrauen geblieben waren, um sich ganz dem Gemeindedienst zu widmen. In den Tagen, die man in Cäsarea verweilte, kam der Prophet Agabus, von dem wir bereits gehört haben, aus Judäa herab, um den Apostel noch einmal zu warnen. Mittels einer symbolischen Handlung, wie sie die alten Propheten liebten, band er mit dem Gürtel des Paulus sich Hände und Füße und weissagte, daß die Juden in Jerusalem den Apostel so binden und in die Hände der Heiden überliefern würden, wie sie es einst mit Jesu getan. Als aber die Reisegefährten des Paulus mit den dortigen Christen den Apostel bestürmten, nicht nach Jerusalem zu gehen, wehrte Paulus es so energisch ab, daß sie sich zuletzt alle in den Willen Gottes, der aus dem so entschiedenen Entschluß des Paulus sprach, fügen mußten.

Nachdem man für die mehrtägige Fußreise nach Jerusalem von den Freunden ausgerüstet war, brach man auf, von einigen Christen aus Cäsarea begleitet, die für ihre Unterkunft daselbst sorgen wollten. Diese war nicht so ganz einfach, da Paulus mit einer größeren Gesellschaft von Unbeschnittenen kam, welchen die gesetzesstrengen Juden in Jerusalem nicht leicht die Gastfreundschaft gewährt hätten. Daher gingen die Cäsareenser voraus, um einen ihnen bekannten alten Jünger, den Cyprier Mnason, herbeizuholen, der bereit war, die Reisenden aufzunehmen. So fanden sie bei ihm und seinen Freunden eine brüderliche Aufnahme. Aber sofort machte sich Paulus an seine eigentliche Aufgabe. Schon am folgenden Tage ging er mit den Deputierten zu Jakobus, der, natürlich auf sein Gesuch, die Ältesten der Gemeinde bei sich versammelt hatte. Aber zu dem, was Paulus nach dem Bericht des Lukas von seinen Erfolgen in der

Heidenwelt erzählte, und worüber die Ältesten Gott priesen, gehörten sicher nicht nur seine Heidenbekehrungen, sondern auch seine Erfolge bei der Sammlung der Kollekte in den heidenchristlichen Gemeinden, zu deren Überbringung der Apostel nach Jerusalem gekommen war. Es fällt auf, daß Lukas diese nicht ausdrücklich erwähnt, aber er hat ja auch Apg. 20, 4 nicht erwähnt, daß die Begleiter des Paulus bei der Jerusalemreise, zu denen doch aller Wahrscheinlichkeit nach auch er selbst gehörte, die Deputierten der Gemeinde waren, deren Beisteuer zur Kollekte sie überbringen sollten. Aus diesem offenbar absichtlichen Schweigen von der Kollekte ersieht man, daß, wenn auch die Ältesten sich freuten, sie doch selbst befürchteten, daß ihr Eindruck bei der Gemeinde keineswegs ein solcher sein werde, wie ihn Paulus erwartet hatte, was er ja schon selbst nach Römer 15, 31 ahnte. Da aber dem Erzähler alles darauf ankam, den Wendepunkt im Leben des Apostels zu berichten, den die folgenden Ereignisse herbeiführten, und da es ohnehin zweifelhaft bleibt, wieviel infolge dieser Ereignisse die Deputierten von dem Eindruck der natürlich wie 11, 30 an die Ältesten abgelieferten Kollekte erfuhren, so übergeht Lukas diesen dunklen Punkt im Leben des Paulus lieber ganz.

Wie die Ältesten über diesen Eindruck dachten, ersehen wir daraus, daß sie sofort die Stimmung der Judenchristen überhaupt gegen die Person des Apostels zur Sprache bringen. Er selbst müsse wahrgenommen haben, wieviel Zehntausende unter den Juden gläubig geworden seien und alle Eiferer um das Gesetz geblieben. Wir müssen uns hüten, durch diese sichtlich etwas übertriebene Aussage uns verleiten zu lassen, die Zahl der durch die Diasporamission der Urgemeinde oder durch gelegentliche Propaganda be-

kehrten Juden zu überschätzen. Nun erinnern die Ältesten daran, wie man unter ihnen erzähle, daß Paulus unter den Diasporajuden den Abfall vom Gesetze Moses lehre, und insbesondere sie unterweise, ihre Kinder nicht mehr zu beschneiden. Da nun ohne Zweifel bekannt werden müsse, daß gerade er zur Überreichung der Kollekte gekommen sei, so raten sie ihm, er möge durch einen allgemein bekannt werdenden Akt beweisen, daß er ein frommer Jude geblieben, und darum jene Gerüchte über ihn Verleumdungen seien. Durch eine solche Demonstration vergebe er seinen Grundsätzen nichts, denn auch sie hätten den gläubig gewordenen Heiden nicht das Gesetz auferlegt, sondern ihnen nur geboten, sich des Götzenopfers, des Bluts, des Erstickten und der Unzucht zu enthalten. Hier sehen wir deutlich, daß dieser Beschluß, von dem sie dem Apostel erst Mitteilung machen, nicht auf dem sogenannten Apostelkonzil gefaßt sein kann, bei dem Paulus zugegen war, daß Lukas also irrt, wenn er annimmt, daß diese Verbote in dem damals erlassenen Rundschreiben bereits enthalten waren. Auf diesen Vorschlag konnte Paulus mit gutem Gewissen eingehen, denn wir wissen aus 1. Korinther 7 genau, daß er lehrte, der als Jude berufene solle Jude bleiben und die durch sein Gesetz ihm auferlegten Pflichten erfüllen, wozu auch die Beschneidung seiner Kinder gehörte. Ebenso haben wir gesehen, daß Paulus für seine Person in dem väterlichen Gesetz wandelte, soweit nicht die von Christo ihm auferlegte Pflichterfüllung ein Abgehen von seiner Strenge forderte. Daß das mit seiner Lehre von der Aufhebung des Gesetzes durch Christum nicht im Widerspruch stand, erhellt daraus, daß es sich bei ihr nur darum handelte, daß Juden und Heiden nicht mehr in der Erfüllung des Gesetzes, sondern allein im Glauben

an die Gnade Gottes in Christo ihr Heil suchen sollten. Eben noch hatte er in Philippi das Osterfest gefeiert und hatte die Reise nach Jerusalem so eingerichtet, daß sie eine Wallfahrt zum Pfingstfest wurde. Aber freilich haben wir gesehen, wie die christliche Brudergemeinschaft auch die gläubig gewordenen Juden nötigte, vielfach von der Strenge des Gesetzes abzuweichen und sie so immer mehr der väterlichen Sitte sich entwöhnten. Das war es eben, was zu jenen Verleumdungen geführt hatte. Ob und wie weit das auch den Ältesten klar geworden war, deutet Lukas nicht an.

Es handelte sich auch bei der dem Apostel geratenen Maßregel gar nicht um eine gesetzliche Verpflichtung, sondern um eine durchaus freiwillige jüdische Frömmigkeitsübung und zwar nicht einmal um die Übung einer solchen aus eigenem Antriebe, sondern aus Liebe zu den Volksgenossen. Die Ältesten wußten nämlich von vier Männern, welche einmal Nasiräatsgelübde übernommen hatten, wie einst Paulus selbst nach Apostelgesch. 18, 18. Diese konnten ihr Haar nicht scheren lassen, ehe sie nicht die nach 4. Mose 6 erforderlichen Opfer dargebracht hatten, was immerhin eine kostspielige Sache war. Nun galt es für ein besonderes Zeichen von Frömmigkeit, wenn man durch die üblichen Enthaltungen und Reinigungen sich zum Genossen solcher Gottgeweihten machte und die Kosten der Opfer für sie und sich bezahlte. Da Paulus durchaus vermögenslos war, so kann die Aufforderung, die dazu nötigen Aufwendungen zu machen, nur als ein Hinweis darauf gemeint sein, daß er die Kosten dafür zunächst aus den Kollektengeldern entnehmen möge, um durch diese Demonstration eine freudige Aufnahme derselben zu sichern. Sie kamen ja auch den Armen seines Volkes zu gute. Paulus ging sofort auf ihren Rat ein und begab

sich gleich am folgenden Tage, nachdem er die üblichen Weihen übernommen, in den Tempel, um den Priestern anzumelden, daß die Tage ihres Nasiräats beendet seien, und die Schlußopfer beginnen könnten. Ausdrücklich deutet der Erzähler an, daß, da für jeden einzelnen besonders unter Anwesenheit aller Nasiräatsgenossen das Opfer dargebracht werden mußte, Paulus dadurch genötigt war, wiederholt zu dem Tempel hinaufzugehen.

Das war es, was die verhängnisvolle Katastrophe herbeiführte. Die kleinasiatischen Juden, deren Verfolgungen den Apostel schon genötigt hatten, seinen Reiseplan zu ändern, waren auch zum Feste gekommen und hatten überall dem Apostel, von dem sie wußten, daß er zum Pfingstfest nach Jerusalem reisen wolle, nachgespürt. Schon hatten sie ihn aufgefunden, weil sie ihn in der Stadt mit dem Epheser Trophimus, einem der Gemeindedeputierten, gesehen. Aber erst, als die sieben Tage zu Ende gingen, während welcher die Opfer zum Abschluß des Nasiräats dargebracht wurden, trafen sie ihn im Tempel und riefen sofort die Tempelbesucher um Hilfe an, ihnen beizustehen. Es gelte diesen Volksfeind, der überall wider das Gesetz und die heilige Stätte lehre, der verdienten Strafe zu überantworten, zumal er einen Hellenen in den Tempel geführt und ihn dadurch verunreinigt habe, wie sie aus seiner Begegnung mit Trophimus erschlossen. Schon hatte man die Hand an Paulus gelegt, damit er ihnen nicht entgehe, aber erst als eine durch diese Kunde erregte Volksmenge aus der Stadt zum Tempel zusammenströmte, gelang es, den angeblichen Tempelschänder herauszuschleifen. Sofort schloß die Tempelwache die Tore, damit die heilige Stätte nicht durch sein Blut entweiht werde, und nun begann der Versuch, die Volksjustiz an ihm zu

vollstrecken. Inzwischen aber war die Meldung an den Militärtribunen Claudius Lysias gelangt, der die auf der Burg garnisonierende Kohorte befehligte, daß ein Aufruhr in der Stadt im Gange sei; und er ließ sofort unter seinem Oberbefehl Militär anrücken. Erst als die Menge das sah, hörte sie auf, auf Paulus dreinzuschlagen. Nun aber kam er, wie ihm geweissagt war, in die Hände der Römer, die ihm sofort Fesseln anlegten. Aber vergeblich forschte der Chiliarch nach, was der Mann denn getan habe, da alles durcheinander schrie, und so befahl er, den Gefesselten in das Standlager der Kohorte auf der Burg Antonia zu führen. Er vermutete, daß es ein Ägypter sei, der kürzlich einen Aufstand erregt hatte, und als dieser von den Römern niedergeschlagen, für seine Person entkommen war. Als man den Apostel aber die Stufen zur Burg hinaufführte, mußten ihn die Soldaten tragen, damit er nicht von der nachdrängenden Volksmasse ihnen entrissen werde, die immer wieder ihm den Tod drohte. Als man ihn aber in die Burg einführte, bat er den Befehlshaber, natürlich auf griechisch, ob er zu ihm reden dürfe Daraus ersah dieser, daß Paulus nicht jener Ägypter sei, wie er vermutet hatte, und als Paulus ihm seinen Geburtsort genannt, gestattete er dem Apostel, zum Volk zu reden.

So tritt der Apostel nochmals auf die Stufen hinaus und bittet durch Winken mit der Hand um Ruhe. Wirklich schweigt die tobende Menge einen Augenblick, dadurch überrascht, daß er mit gewinnenden Worten beginnt und zwar in der aramäischen Volkssprache, während sie erwartet hatten, daß der ausländische Jude griechisch reden werde, das man in Jerusalem auch verstanden hätte. Lukas, welcher wohl Ohrenzeuge war, hat uns seine Verteidigungsrede in

ihren wesentlichen Zügen aufbehalten. Paulus erzählt von seiner Jugend, in der er selbst ein eifriger Verfolger der Messiasgläubigen war, und von seiner Bekehrung. Als er aber auf die Vision in Jerusalem zu sprechen kam, in der ihn Christus zu den Heiden sandte, brach der Sturm von neuem los, sodaß der Tribun ihn abführen lassen mußte. Um endlich dahinter zu kommen, was der Mann denn eigentlich getan habe, um diese Volkswut gegen sich zu entfesseln, wollte der Tribun bereits die Folter anwenden und ihn durch die grausame römische Geißelung zum Geständnis zwingen. Aber sobald Paulus sah, was man mit ihm vorhabe, appellierte er an sein römisches Bürgerrecht, das ihn, wie einst in Philippi, nicht nur gegen diese greuelvolle Mißhandlung überhaupt, sondern auch gegen die Fesselung ohne Urteil und Recht schützte. Darauf ließ der Tribun, der den Wert dieses Bürgerrechts sehr wohl kannte, das er selbst teuer erkauft hatte, ihm sofort die Fesseln abnehmen und ordnete eine Synedriumsitzung an, der er den Apostel vorführen ließ in der Hoffnung, von seiner geistlichen Obrigkeit näheres über ihn zu erfahren. Natürlich hatte er zuerst den Gefangenen selbst darüber befragt, wessen man ihn beschuldige, aber da dieser nur seine völlige Unschuld beteuerte, und doch nicht imstande war, dem Römer zu erklären, um was es sich bei dem Haß seines Volkes gegen ihn handle, wandte der Militärtribun dieses Mittel an.

Aber auch das versagte. Als Paulus vor das Synedrium geführt wurde, nahm er mit Absicht zuerst das Wort und redete die Versammelten nicht als seine Richter, sondern als seine Volksgenossen an, denen er sofort mit Berufung auf sein Gewissen beteuerte, als treuer Bürger der Theokratie bis auf den heutigen Tag seinen Wandel geführt zu haben.

Das empörte den Hohenpriester Ananias, der sich ihm gegenüber als sein Richter fühlte, und er befahl einem der Diener, ihm auf den Mund zu schlagen, zum Zeichen, daß Paulus zu schweigen habe, bis er als Verhörrichter ihm die nötigen Fragen vorlege. Nicht wie sein Meister, als ihm vor Annas eine gleiche Beleidigung widerfuhr, wies Paulus sie mit würdevoller Ruhe zurück, sondern der leidenschaftliche Mann bedrohte den Hohenpriester mit der Strafe Gottes dafür, daß er sich als sein gesetzlicher Richter gebärde, während er ihn widergesetzlich schlagen heiße. Er bezeichnete ihn als eine brüchige Mauer, deren Risse man durch Kalktünche verberge, weil er sein widergesetzliches Vorgehen mit dem Schein des Rechtes zudecke. Als der saddukäische Anhang des Hohenpriesters ihm zurief, daß er damit den Hohenpriester Gottes schmähe, erklärte Paulus, er wisse sehr wohl, daß das Gesetz verbiete, den Obersten des Volkes zu schmähen; aber in einem Mann von so leidenschaftlicher Ungerechtigkeit habe er den Hohenpriester nicht erkennen können. Immerhin gab er damit zu, daß es einer Entschuldigung bedürfe, wenn er den durch seine Würde geschützten wegen seiner persönlichen Unwürdigkeit behandelt habe, wie es sich nach dem Gesetz nicht zieme.

Wir müssen uns erinnern, daß die beiden Parteien der Pharisäer, welche die erbittertsten Feinde Jesu gewesen waren, und der Sadduкäer, deren Kern die alten hohenpriesterlichen Familien bildeten, sich nach jahrhundertelangem Ringen soweit hatten vertragen lernen müssen, daß Mitglieder beider in der obersten geistlichen Behörde saßen. Aus dem gehässigen Vorgehen des Hohenpriesters gegen ihn ersah Paulus, daß die erbittertste Feindschaft gegen ihn von der Priesterpartei ausging, welche ihrem einst so gefügigen Diener seinen Abfall immer noch

nachtrug, während die Pharisäerpartei gegen die Messiasgemeinde, soweit sie gesetzestreu blieb, von vornherein milder gestimmt war. Darum suchte er um einer einstimmigen Anschuldigung der Behörde, die dem Römer Waffen gegen ihn in die Hand geben konnte, dadurch vorzubeugen, daß er die Pharisäerpartei für sich interessierte. Er bezeugte laut vor dem ganzen Synedrium, daß er nach alter Familientradition zur Pharisäerpartei gehöre und das Verbrechen, das man ihm schuld gebe, im Grunde nur darin bestehe, daß er für die messianische Hoffnung eintrete, der die Sadduräer, welche alles Heil von ihrer Politik erwarteten, sehr kühl gegenüberstanden, während der Kern der pharisäischen Agitation die Vorbereitung auf die Erfüllung derselben war. Paulus aber sah diese Erfüllung in Jesu angebrochen. Ebenso leugneten die Sadduräer die Totenauferstehung, von der das alte Testament so wenig wisse wie von Engeln und Geistern, während die Pharisäer in der Auferstehung der Toten zur Teilnahme an dem kommenden messianischen Reiche den Kern ihrer Hoffnung sahen. Die Verkündigung des Paulus ging aber davon aus, daß ihr Messias Jesus von den Toten auferstanden sei und sich ihm als der ewig Lebendige offenbart habe. Sofort entbrannte bei diesem Wort des Apostels der alte Zwist wieder, und einige Schriftgelehrte der pharisäischen Partei, welche wohl wußten, daß der Apostel seine Lehre überall pünktlich aus der Schrift zu beweisen suchte, und für göttliche Offenbarung ausgab, gingen sogar soweit, zu erklären, sie fänden keine Schuld an ihm, weil man nicht wissen könne, ob nicht wirklich der Geist eines Verstorbenen ihm erschienen sei, oder ein Engel ihm göttliche Offenbarung gebracht habe. Da wurde der Streit so heftig, daß man den Apostel hin und her zerrte, und der Tribun Militär

anrücken lassen mußte, um Paulus ungefährdet in die Burg zurückzuführen. Damit schien nun freilich seine Sache ganz ins Ungewisse gestellt, da niemand wissen konnte, wie sich der Tribun zuletzt entscheiden werde. Aber noch in derselben Nacht erschien ihm der Herr selbst und verhieß dem Apostel, er müsse in Rom für ihn zeugen, wie er in Jerusalem von ihm gezeugt habe. Lukas aber, dessen ganzes Geschichtswerk darauf hinaus will, zu zeigen, wie diese Verheißung sich erfüllte, erzählt mit einer völlig einzigartigen Ausführlichkeit die Wendung im Geschick des Apostels, welche diese Erfüllung zuletzt herbeiführte.

Es hatten nämlich sofort nach dem ergebnislosen Ausgang der Synedriumssitzung über vierzig fanatische Juden sich mit heiligen Eiden verschworen, nichts mehr zu genießen, bis sie den Apostel getötet hätten. Sie wollten beim Hohenrat anregen, er möge den Tribunen bitten, ihm noch einmal den Gefangenen vorzuführen, um dann den Transport zu überfallen und Paulus zu ermorden. Der Anschlag wurde verraten, und ein Neffe des Paulus erbat sich durch den Apostel eine Audienz beim Militärtribun, der sichtlich ein Interesse für den Gefangenen gefaßt hatte und sie in der zuvorkommendsten Weise gewährte. Sobald er von der Verschwörung gehört, war er entschlossen, den Gefangenen, für dessen Leben er verantwortlich war, allen etwaigen Gefahren dadurch zu entreißen, daß er ihn zum Prokurator sandte. Dieser residierte in Cäsarea am Mittelmeer, einer bedeutenden Stadt mit gutem Hafen, die Herodes der Große an der Stelle des alten Stratonsturms erbaut hatte. Zur Sicherung des Transportes ließ der Tribun eine starke Militärmacht bereitstellen, ohne Zeit und Ziel desselben bekannt zu geben, die den Gefangenen über Nacht bis nach Antipatris eskor-

tierte. Da der Weg von dort aus durch die Küstenebene führte, wo keine Gefahr eines dem Transport gelegten Hinterhaltes mehr drohte, kehrten die Fußtruppen zurück, und nur die Reiterei begleitete ihn bis Cäsarea. Dort wurde der Gefangene dem Statthalter übergeben mit einem Geleitschreiben des Chiliarchen, das seinen Eifer für den Schutz des römischen Bürgers in das möglichst helle Licht stellte. Er habe über die Schuld des Gefangenen, der von dem Haß der Juden verfolgt werde, nur soviel erfahren können, daß es sich um eine innerjüdische Streitigkeit und kein todeswürdiges Verbrechen handle. Er habe die Ankläger, die offenbar auf den Tod des Angeklagten hinauswollten, aufgefordert, ihre Sache vor dem Forum des Statthalters selbst zu führen. Nachdem dieser sich versichert, daß Paulus nach seiner Herkunft unter seiner Jurisdiktion stehe, versprach er, seine Ankläger, wenn sie herkämen, zu vernehmen und ließ den Apostel in dem von Herodes erbauten Palast, in welchem er selbst residierte, bewacht werden.

---

12. Kapitel.

Die Gefangenschaft in Cäsarea.

Prokurator von Judäa war damals Antoninus Felix, der durch seine Mißwirtschaft das jüdische Volk vielfältig erbittert hatte. Als er nun nach wenig Tagen den Hohenrat zu sich beschied, erschien der Hohepriester mit einer Deputation und brachte einen römischen Rhetor namens Tertyllus als Sachwalter mit, weil dieser mit dem römischen Recht und Prozeßwesen vertrauter war als sie. Dieser begann nach einer schwülstigen Lobrede auf den Prokurator damit, daß er den ihm gegenüber gestellten Gefangenen als das Haupt einer verderblichen Sekte darstellte, der überall im römischen Reiche unter den Juden Unruhen errege und sogar den Tempel zu entweihen versucht habe, wie er selbst nicht in Abrede stellen könne. Nachdem die Mitglieder des Synedriums dem vollständig zugestimmt, gab Felix dem Angeklagten das Wort.

Der Apostel beginnt damit, daß er bei der langjährigen Amtsführung des Statthalters, die diesen mit den jüdischen

Verhältnissen hinlänglich bekannt gemacht haben müsse, guten Mutes die Verteidigung seiner Sache beginnen könne. Dann wendet er sich gegen die Anklage, daß er überall, wo er erscheine, Unruhen unter der Judenschaft hervorrufe. Das sei schon dadurch ausgeschlossen, daß er zum Feste nach Jerusalem gekommen sei, um Gott anzubeten. Auch sei bei den wenigen Tagen, seit denen er gekommen, leicht festzustellen, daß er weder im Tempel noch in den Synagogen oder auf den Stadtstraßen durch Streitunterredungen einen Volksauflauf veranlaßt habe, und was sein Verhalten an anderen Orten außerhalb Jerusalems betreffe, so könnten sie darüber nichts beweisen. Er geht dann auf den zweiten Punkt ein, wonach er als das Haupt einer Sekte Unruhe gestiftet. Aber bei dieser sogenannten Sekte handle es sich lediglich um die althergebrachte Religionsübung, die auf dem Glauben an das im Gesetz und in den Propheten Geschriebene beruhe. Da diese auf die Hoffnung abziele, die auch seine Ankläger teilten, daß eine Auferstehung Gerechter und Ungerechter bevorstehe, so müsse ihn das wie alle andern nötigen, einen gewissenhaften Wandel zu führen. Endlich kommt er auf den Vorfall zu sprechen, der ihn vor das römische Gericht gebracht habe. Erst hier erwähnt er die Kollekte für seine Volksgenossen, zu deren Überreichung er gekommen sei, und die Opfer, die er als Genosse der Nasiräer im Tempel gebracht habe, was jede Absicht, den Tempel durch Unruhestiftung zu entweihen, ausschließe. Wenn etliche kleinasiatische Juden ihn dessen beschuldigten, so müßten sie doch hier zur Stelle sein, um diese Anklage zu beweisen. Der Hoherat könne ihm kein Unrecht nachweisen, das er in der Verhandlung vor ihm begangen; denn wenn dort durch ihn Unruhen entstanden seien, so habe er daran keine andere Schuld, als

daß er sich darauf berufen habe, er werde hier wegen seines Glaubens an eine Totenauferstehung verurteilt.

Man hat an dieser Verteidigungsrede des Paulus, die Lukas sicher in allem wesentlichen wiedergegeben, wie er sie selbst oder von ihr gehört hatte, vielfach Anstoß genommen, weil sie den eigentlichen Grund des Zwiespalts zwischen ihm und seinen Anklägern verschleiere. Aber die Anklage war ja mit voller Absicht auf jenen eigentlichen Streitpunkt nicht eingegangen und Paulus tat es aus demselben Grunde wie sie nicht, da man den Römer nicht zum Richter in dem Streit über die Messiasfrage anrufen konnte. Sich über den Zweck seiner Jerusalemreise aber auszusprechen, hatte Paulus nur soweit Grund, als es mit dem Zweck seiner Verteidigung vor dem Statthalter zusammenhing. Nach dem Schluß seiner Rede vertagte der Statthalter die Verhandlung und versprach die Entscheidung des Prozesses, wenn er den Militärtribun werde gehört haben. Lukas erklärt das daraus, daß er über den tiefsten Grund des Streites, nämlich das Christentum, viel genauer Bescheid wußte, als aus den bisherigen Verhandlungen zu ersehen war. Vielleicht hoffte er von dem Chiliarchen noch näheres zu erfahren, da in dessen schriftlichem Bericht davon nicht die Rede war. Unseres Wissens ist es zu einer Konsultation desselben nicht gekommen. Die folgenden Ereignisse machten sie wohl entbehrlich. Das Weib des Statthalters war nämlich eine Jüdin, namens Drusilla, die Tochter des Königs Agrippa I., die Felix ihrem früheren Gemahl durch einen Goëten hatte abwendig machen lassen. Von ihr hatte Felix wohl längst näheres über den angeblichen Messias Jesus gehört, über den immer noch im Volk gestritten wurde, und sie war es wohl auch, die ihn bewog, den Apostel vor sie beide zu

bescheiden, um näheres über den Glauben an Jesus zu hören. Paulus ging aus, wie er in seiner Missionspredigt pflegte, von dem nahenden Gottesgericht, dem man nur durch diesen Glauben entrinnen könne, und zeigte, wie man ihm verfallen müsse, wenn man sich sündhaften Wandels bewußt sei. Als er darum von der Gerechtigkeit redete, die der Prokurator so vielfach hatte in seiner Amtsführung vermissen lassen und von der Selbstbeherrschung gegenüber seinen Leidenschaften, von der sein Ehehandel mit der Drusilla wahrlich nicht zeugte, wurde doch auch dem Prokurator bange, und er brach die immer peinlicher werdende Unterredung ab unter dem Vorwande, sie zu gelegener Zeit wieder fortzusetzen.

Allerdings hat er den Apostel noch oft rufen lassen, aber es scheint bei diesen Unterredungen von dem Messias Jesus durchaus nicht mehr die Rede gewesen zu sein. Die Erwähnung der Liebesgabe für sein Volk, von der Paulus in seiner Verteidigungsrede sagte, daß sie ihn nach Jerusalem geführt, hatte den Statthalter offenbar auf den Gedanken gebracht, daß Paulus über erhebliche Mittel verfüge. Darum wurde immer wieder über seine Freilassung verhandelt, und zwar ließ der Statthalter ziemlich deutlich durchblicken, daß sie wohl zu haben sei, wenn man dafür nur tüchtig bezahlen wolle. Das konnte nun Paulus natürlich nicht, aber ebenso wenig wollte Felix seinen habgierigen Hoffnungen entsagen. So kam es, daß Paulus zwei Jahre in Cäsarea gefangen blieb. Felix behandelte ihn durchaus wohlgesinnt; er gewährte dem Apostel, obwohl dieser gefesselt bleiben mußte, alle mögliche Erleichterung und ließ ihn völlig ungehindert mit den Seinen, unter denen sich sicher auch Lukas befand, verkehren; ja, er muß ihn mehr als einmal mit der Aussicht auf sofortige Befreiung gelockt haben, in der Hoffnung,

daß Paulus endlich bereit sein werde, dafür auch seinerseits ein Opfer zu bringen, da natürlich von der Bestechung nicht direkt geredet werden konnte. Daher konnte es kommen, daß der Apostel einmal seiner Freilassung so sicher zu sein glaubte, daß er in einem uns erhaltenen Privatbriefe sich bereits bei einem Freunde in Kolossä Quartier bestellte (vergl. Philemon 22). Er wollte also im Fall seiner Freilassung zunächst dorthin gehen, was natürlich nicht ausschloß, daß er nach dem Besuche, den er dort machen wollte, die ihm am Herzen liegende Romreise antrat. Aber sicher war es nicht bloß ein freundschaftlicher Besuch, um dessentwillen er einstweilen die Romreise aufschob; vielmehr lernen wir den eigentlichen Grund aus dem Kolosserbrief des Apostels kennen.

Kolossä lag im südwestlichen Teil Phrygiens und zwar mit zwei anderen bedeutenden Städten Hierapolis und Laodicea am Flusse Lykus, der dem in das Mittelmeer mündenden Mäander zuströmt. Diesen Teil der Landschaft, der von dem nordöstlichen durch einen hohen Bergrücken getrennt war, hatte Paulus noch nicht betreten. Auch jenseits desselben, in dem an Galatien grenzenden Teil hatte Paulus, wie wir sahen, nicht missioniert; aber von den galatischen Gemeinden aus hatte sich das Evangelium auch dorthin verbreitet, da er, als er zum zweitenmal jene Gegend durchzog, auch die dort entstandenen Gemeinden stärkte. Dort muß er auch den Kolosser Philemon kennen gelernt und bekehrt haben, wie Paulus in seinem Brief andeutet, wohl auch andere aus dem südwestlichen Teil Phrygiens, da er nach Kolosser 4, 15 auch in Laodicea persönliche Beziehungen gehabt zu haben scheint. Durch sie hatte das Evangelium den Bergrücken überschritten, und in jenen drei Städten gab es bereits Gemeinden,

die dem Apostel, wie er ausdrücklich sagt, von Angesicht noch völlig fremd waren. Aber es waren seine Schüler, die dort in seinem Sinne gewirkt und heidenchristliche Gemeinden gesammelt hatten. Nun war ein gewisser Epaphras aus Kolossä zu Paulus gekommen, der vielleicht die Gemeinde dort und in den beiden Nachbarstädten gegründet hatte und jedenfalls ein hervorragendes Amt in der kolossischen bekleidete. Er hatte dem Apostel Nachrichten aus jenen drei phrygischen Gemeinden gebracht, die ihn in hohem Grade beunruhigten, vielleicht geradezu ihn aufgefordert, durch sein apostolisches Mahnwort den dort entstandenen Verirrungen entgegenzu wirken. Das war es offenbar gewesen, was den Apostel zu dem Plan veranlaßte, vor seiner Romreise, sobald er frei wurde, nach Phrygien zu gehen.

Aber bei der Ungewißheit seiner Lage hielt er es doch für seine Pflicht, zunächst brieflich sich an die dortigen Gemeinden zu wenden. Er tat es nach Kolosser 4, 16 zunächst in einem Brief an die Laodicener, der uns leider nicht erhalten ist. Wahrscheinlich war er mehr auf die persönlichen Verhältnisse der Leute, durch welche die Beunruhigung der Gemeinden entstanden, eingegangen, und hatte für die spätere Zeit das Interesse, vielleicht sogar das Verständnis verloren. Dagegen lernen wir die Irrlehre selber aus der Polemik unsers Kolosserbriefs indirekt sehr genau kennen. Zunächst ersehen wir aus ihr, daß es Judenchristen waren, und wir lernen daraus nur, wie die absichtliche oder unwillkürliche Diasporamission der Urgemeinde ähnlich, wie wir es in Galatien sahen, weithin bis in Gegenden, von denen wir sonst nicht die geringste Kunde darüber haben, den Samen des Evangeliums ausgestreut hatte. Aber es waren keineswegs pharisäisch gesinnte Judenchristen wie die, welche Paulus

im Galaterbrief bekämpft hatte, sondern vielmehr solche, die vom Essenismus beeinflußt gewesen zu sein scheinen, und die mit ihrer den zum religiösen Enthusiasmus neigenden Volkscharakter der Phrygier sympathischen Theosophie und Askese bei den dortigen Heidenchristen Eingang gefunden hatten. Paulus aber erkannte sofort, daß die Irrlehre jener ebenso die Geltung Christi als des einigen Heilsmittlers untergrabe, wie ihre neue Gesetzlichkeit seine Lehre von der Gesetzesfreiheit aufhebe. Von einer Bekämpfung der paulinischen Lehre durch sie ist zwar nirgends die Rede, aber sie meinten doch, die Christen über den schlichten Glauben und seine Bewährung in der Liebe hinaus zu einer höheren Vollkommenheit führen zu müssen, die erst das Ziel der Christenhoffnung gewährleistete.

Daher betont der Apostel gleich im Eingang seines Briefes so nachdrücklich, wie er Gott für ihren Glauben und ihre Liebe danke, um der Hoffnung willen, die ihnen damit bereits im Himmel aufbehalten sei. Von dieser Hoffnung und ihren Bedingungen brauchten sie nicht erst durch neue Sonderlehrer zu hören, denn sie hätten davon schon im Evangelium gehört, das in der ganzen Welt verkündigt werde und sich als das Wort der Wahrheit dadurch erweise, daß es auch bei ihnen durch die in Wahrheit vollkommene Erkenntnis der Gnade Gottes Frucht schaffe und wachse. Mit dem Dank aber für das, was Gott bereits an ihnen getan, verbindet sich die Fürbitte für sie um den Geist, der sie auch den Willen Gottes vollkommen lehre, welchen sie im Tun und Leiden zu erfüllen hätten. Dazu gehöre besonders auch die freudige Dankbarkeit für die väterliche Liebe Gottes, der sie zu der himmlischen Heilsvollendung tüchtig gemacht hat, indem er sie bereits tatsächlich von der Sündenherrschaft befreit durch

das Bewußtsein ihrer Erlösung von der Sündenschuld (Kol. 1, 3—14).

Was die Theosophen in Kolossä unter der Erkenntnis Gottes verstanden, war freilich etwas sehr anderes. Sie wollten durch ihre Spekulationen oder Visionen einen Einblick gewinnen in die ganze Fülle des göttlichen Wesens, welches sich wohl auch in Christo, aber zugleich in der ganzen himmlischen Geisterwelt mit all ihren Stufenordnungen, über deren Namen und Wesen sie viel spekulierten, entfalte. Da der Mensch aber viel zu unwürdig sei, die Fülle dieser göttlichen Herrlichkeit anzuschauen, so sollten eben die Engel, denen sie eine Art göttlicher Verehrung zollten, ihre Erkenntnis vermitteln. Dadurch sah Paulus die Einzigartigkeit Christi ebenso bedroht, wie sein einiges Heilsmittlertum. Aber die Hauptgefahr sah er darin, daß diese Spekulationen nur eine Verirrung eines an sich berechtigten christlichen Erkenntnisstrebens seien, das seine schlichte Heilsverkündigung bisher noch nicht befriedigt hatte. Er wollte darum durch tiefere Versenkung in die ihm bei Damaskus offenbar gewordene himmlische Herrlichkeit Christi seine kosmische Bedeutung selbst immer voller erfassen, und, wie er es in seinen älteren Briefen noch nicht getan, erfassen lehren. Darum geht er sofort rein thetisch auf die einzigartige Hoheit Christi ein, durch den die himmlischen Geisteswesen, auch der höchsten Ordnungen, wie die irdischen geschaffen und in dem sie trotz des Abfalls der Menschenwelt ihren Bestand haben. Denn nur durch ihn, in dem nach der Vollendung seines irdischen Erlösungswerkes die ganze Fülle der Gottheit Wohnung gemacht, konnte das von Gott gesetzte Weltziel erreicht werden. Durch seinen Tod hat er ja nicht nur die durch die Sünde von Gott entfremdete Menschheit mit ihm versöhnt, sondern von seiner Erhöhung

aus auch den durch sie entstandenen Zwiespalt in der göttlichen Geisterschöpfung aufgehoben, indem er die durch die Erlösung zu ihrem sittlichen Ziel gebrachte Menschheit mit der sündlosen Geisterwelt unter Christo als ihrem Haupt und Herrn vereinigen konnte. Aber auf's neue betont der Apostel, daß sie zu diesem Ziele nur gelangen können, wenn sie im Glauben festgegründet bleiben und sich an der Hoffnung nicht irre machen lassen, die er als der Diener des Evangeliums ihnen verkündigt hat (1, 15—23).

Wohl scheint er gegenwärtig an diesem Dienst gehindert, weil er sich in Gefangenschaft befindet, aber er erleidet sie ja eben um der Heidenchristen und somit auch um ihretwillen, weil der Haß der Juden gegen ihn wegen seiner Wirksamkeit unter den Heiden ihn in Gefangenschaft gebracht hat. Er aber freut sich dessen, weil er damit nur das Maß der Trübsale seines Meisters als dessen rechter Jünger vollzumachen beginnt und ihm dadurch den Dank dafür an seiner Gemeinde erstattet. Denn das ist eben der Dienst, den er nach göttlicher Anordnung der Gemeinde leisten soll, daß er das Verheißungswort Gottes für die Heiden erfüllt. Wir sehen hier, wie geschickt der Apostel den Irrlehrern ihre Stichworte zu entwinden weiß, um seinen Sinn in sie hineinzulegen. Sie prahlen immer mit den göttlichen Geheimnissen, die sie entschleiern wollen. Es gibt aber nur ein Gottesgeheimnis, das ist der göttliche Heilsratschluß, welcher selbst den Propheten noch nicht offenbar war, weil sie meinten, daß die Heiden das Heil nur erlangen könnten, wenn sie sich dem Volk Israel einverleibten, während nach ihm Christus selbst unter den Heiden Wohnung machen und ihnen die Hoffnung der Herrlichkeit vermitteln sollte, die bisher nur Israel verheißen war. Durch die Heidenmission ist nun die Herrlichkeit

dieses Geheimnisses allen Heiligen kund geworden, und Paulus wie seine Genossen verkündeten es fortan allen Menschen und jedem Einzelnen, um sie zu der wahren christlichen Vollkommenheit zu führen, welche die Irrlehrer durch ihre neuen Mittel erst bewirken wollten. Dieser Aufgabe gilt all seine Arbeitsmühe wie all sein Ringen mit denen, die seine Gemeinden an der Wahrheit irre machen wollen. Damit hat der Apostel zugleich das tiefste Motiv seines Briefes ausgesprochen, welcher sie wie die ebenso gefährdeten Laodicener zur vollen Glaubensgewißheit führen will, weil nur diese es ermöglicht, zur vollständigen Erkenntnis des Gottesgeheimnisses zu gelangen, in welchem alle Schätze der Weisheit und Erkenntnis verborgen liegen (1, 14—2, 3).

Das alles leitet nur die Warnung ein vor der neuen Weisheitslehre, welche trotz aller blendenden Worte doch nur menschliche Überlieferungen einer elementaren Religionsstufe bringen. Noch ist ja bei ihnen die Ordnung nicht gestört, wie es in Laodicea wohl schon geschehen war durch Spaltung und Streitigkeiten wegen der Irrlehre. Aber es gilt nun auch das ganze Leben in unerschütterlichem Glauben dem erhöhten Jesus gleich zu gestalten, der nicht ein Phantasiebild ist, wie die Geisteswesen der Theosophen, da in ihm die Fülle der Gottheit in einem wenn auch verklärten Leibe wohnt, wie man nach der Überlieferung ihn einst im irdischen Leben wandeln gesehen hatte. Es bedarf also auch für ihr Christenleben keiner neuen Satzungen wie die, durch welche die Irrlehrer sich des Verkehrs mit der himmlischen Geisterwelt würdig machen wollten, da sie in der Lebensgemeinschaft mit Christo, der ihr Haupt sei, die völlig ausreichende Norm hätten für ihren Christenwandel. Wenn man die Beschneidung empfehle als den grundlegenden Akt, durch den das gesamte

leibliche Leben eine höhere Weihe empfangen solle, so habe Christus an ihnen in der Taufe eine ungleich höhere Beschneidung vollzogen, in der ihr ganzes altes, sündhaftes Leben gleichsam mit ihm begraben und sie durch die Versetzung in die Lebensgemeinschaft mit ihm zu einem neuen erweckt seien. Denn die in der Taufe ihnen angeeignete Sündenvergebung habe sie nicht nur von der Verurteilung des Gesetzes, sondern auch von seiner Herrschaft befreit, da die Macht der Sünde über sie ein für allemal gebrochen, nachdem am Kreuz ihre Schuld getilgt, durch deren Bewußtsein sie immer wieder der Macht der bösen Geister verfielen (2, 4—15).

Die Irrlehrer verlangten, daß die Kolosser sich des Fleisches und Weingenusses enthalten und durch immer neue asketische Übungen sich entsinnlichen sollten, da der Genuß vergänglicher Dinge doch zuletzt auch den Genießenden ins Verderben führe. Sie sollten durch regelmäßige Festfeiern, denen man wohl den jüdischen Festkalender zugrunde legte, dem gesamten Alltagsleben eine höhere Weihe geben. Nur so könnten sie sich des Verkehrs mit der Himmelswelt fähig machen, in dem sie die Engel zu ihren Vermittlern brauchten. Der Apostel urteilt, daß diese Enthaltungen und Weihen doch nur ein schattenhaftes Abbild seien der wahren Enthaltungen von allem Unreinen und der wahren Weihe an Gott in der Heiligung, die erst Christus gebracht, daß aber das Prahlen mit ihrer angeblichen Demut und Schonungslosigkeit gegen den Leib nur den Hochmut des natürlichen Menschen nähre. Wie die ganze Gemeinde nur in der engsten Vereinigung mit Christo, wofür die Verbindung des Leibes mit seinem Haupt das Vorbild sei, ihr gottgeordnetes Wachstum vollziehen könne, so sollen sie in der Gemeinschaft mit dem gestorbenen und auferstandenen Christus

der Welt absterben und all ihr Sinnen und Trachten nur noch dorthin richten, wo sich nach Gottes Rat ihre Lebensgemeinschaft mit Christo bei seiner Wiederkunft in der Gemeinschaft seiner Herrlichkeit vollenden werde. Für den so himmelwärts gerichteten Sinn gehören alle Glieder ihres Leibes gar nicht mehr der Erde an, weil sie nur noch von dem im Himmel thronenden Christus regiert werden. Sie sollten nicht nur die Sinnlichkeit abtöten, wie die Irrlehrer forderten, sondern alle Glieder des alten Menschen, die etwa noch in den Resten der heidnischen Sünden der Unzucht und Habgier, der Lieblosigkeit wie der Zungensünden in ihrem irdischen Leben zurückgeblieben sind. Haben sie doch in der Taufe den neuen Menschen angezogen, in dem alle Unterschiede des irdischen Lebens ihre Bedeutung verloren haben und nur noch Christus als das Ebenbild dessen sichtbar wird, nach dem einst der Mensch geschaffen ward (2, 16—3, 11).

So entwirft denn der Apostel jenes köstliche Bild der Auserwählten Gottes, bei denen die Liebe als das Band der wahren Vollkommenheit dafür sorgt, daß keine Christentugend verloren gehe, weil sie alle immer auf's neue erzeugt und alle Gläubigen mit einander verbindet in dem Seelenfrieden, zu dem sie berufen sind. Die Dankbarkeit für diesen Frieden, den sie sich durch die Anforderungen der Irrlehrer nicht sollen rauben lassen, soll immer auf's neue angeregt werden durch die Verkündigung des Wortes Christi in Lehre und Ermahnung und sich in stetem Lobpreis Gottes äußern, aber auch dadurch bewähren, daß sie im Namen, d. h. im Auftrage Christi alle ihre Pflichten zum Preise Gottes des Vaters erfüllen. Und nun zeigt der Apostel zum erstenmal an der Haustafel, wie Ehemänner und Frauen, Kinder und Eltern,

Knechte und Herren nicht in selbsterwählten Frömmigkeitsübungen, sondern in der Erfüllung der Pflichten des natürlichen Lebens ihr Christentum beweisen sollen. Er schließt mit der Ermahnung zu unablässigem Gebet, dem er auch sich und seine Berufstätigkeit empfiehlt und zu rechter Weisheit im Verkehr mit den Nichtchristen (3, 12—4, 6).

Der Brief wurde durch Tychikus überbracht, der das Nähere über des Apostels und seiner Freunde Ergehen in der Gefangenschaft zur Beruhigung der Kolosser mündlich mitteilen sollte. Dieser wie der Makedonier Aristarch, der abwechselnd mit Epaphras seine Gefangenschaft teilte, um dem Apostel mit seinen Diensten zur Hand zu sein, gehörten zu den Gemeindedeputierten, die dem Apostel von Jerusalem nach Cäsarea gefolgt waren. Sonst lernen wir aus seiner Umgebung, abgesehen von Timotheus, der sich in den Eingangsgruß mit einschließt, noch Markus, den Neffen des Barnabas kennen, über den Paulus einst ernstlich böse zu sein Anlaß gehabt hatte. Jetzt aber war er längst mit dem Apostel ausgesöhnt, der ihn mit speziellen Aufträgen nach Kolossä gesandt hatte, wohin Paulus ihn ausdrücklich empfiehlt. Außer ihm war von Judenchristen nur ein gewisser Jesus Justus bei dem Apostel, da die übrigen wohl sich ängstlich zurückhielten, um nicht in den Prozeß ihres Landsmanns verwickelt zu werden, weshalb die Mitarbeit dieser beiden für das Gottesreich dem Apostel zu besonderem Trost in seiner Leidenslage gereichte. Außerdem wird nur noch von dem Arzt Lukas, der ihm also ebenfalls nach Cäsarea gefolgt war, und von Demas gegrüßt. Mit warmer Empfehlung begleitet der Apostel den Gruß des Epaphras, dem er bezeugt, mit welcher Fürsorge er im Gebet die drei Städte am Lykus

auf seinem Herzen trägt. Durch die Kolosser läßt Paulus die Brüder in Laodicea grüßen, besonders einen gewissen Nymphas und den Konventikel in seinem Hause. Er ordnet an, daß die Kolosser diesen Brief, sobald er in der Gemeindeversammlung gelesen sei, nach Laodicea senden sollen, damit er auch dort gelesen werde, und daß sie auch den dorthin geschriebenen Brief sich kommen lassen sollen. Er schließt mit einem freundlichen Mahnwort an den Archippus, der wohl der Stellvertreter des Epaphras in seinem Gemeindeamt war. In der eigenhändigen Nachschrift bittet er noch einmal, daß sie seiner Fesseln gedenken möchten (3, 7—11).

Mit Tychikus reiste ein Sklave aus Kolossä namens Onesimus, der seinem Herrn Philemon entlaufen war, aber in Cäsarea mit Paulus bekannt geworden und von ihm bekehrt war. Paulus hatte ihn natürlich verpflichtet, sofort zu seinem Herrn zurückzukehren, und ihm einen Brief an diesen ihm so teuren Mann mitgegeben, um ihm einen guten Empfang zu sichern. Wir lernen aus diesem liebenswürdigen Briefe den Apostel von einer ganz neuen Seite kennen. Es ist nicht nur seine rührende Liebe zu dem bekehrten Sklaven wie zu seinem Philemon, den er bittet, wo er befehlen könnte; es ist der heitere Ton, in dem er mit Anspielung auf das dem Namen Onesimus zugrunde liegende griechische Verbum, jenen als einen rechten Nichtsnutz bezeichnet, der durch seine Bekehrung ein Mann des Nutzens geworden sei, wie es Philemon ihm selbst zu werden schuldig ist. Paulus deutet nämlich an, daß er den Sklaven am liebsten zu seinem Dienst bei sich behalten hätte, aber er hätte es ohne die freie Einwilligung seines Herrn nicht tun wollen. Es sei auch vielleicht die Absicht Gottes gewesen, durch die zeitweilige Trennung ihm den Sklaven auf ewig zu verbinden, nachdem dieser

ihm wie dem Apostel und allen Christen ein geliebter Bruder geworden sei. So soll Philemon den Sklaven nun aufnehmen, als sei es der Apostel selbst. Sollte dieser ihm aber etwas schuldig geblieben sein, worin Onesimus durch seine Untreue oder sein Entlaufen ihn geschädigt habe, so fügt der Apostel scherzhaft hinzu, er verpflichte sich durch diesen eigenhändigen Brief als durch einen Schuldschein, es zu bezahlen. Er gibt aber zu bedenken, daß er dem Philemon eine Gegenrechnung machen könne, da dieser durch seine Bekehrung sich selbst nach seinem zeitlichen und ewigen Heil ihm schuldig geworden sei. Er deutet an, daß Philemon wohl mehr tun werde, als er von ihm fordere, und läßt es absichtlich dahingestellt, ob er an die Freilassung des Sklaven oder seine Überlassung zum Dienst des Apostels denkt. Dieser anspruchslose Privatbrief, dessen Eingangsgruß Paulus und Timotheus zugleich an die Hausfrau und den in ihrem Hause sich versammelnden Kreis, dessen Leiter wohl der vor ihm genannte Archippus war, richtet, und in dem sich Paulus für den Fall seiner Freilassung Quartier bestellt, ist mit Recht von Anfang an in den Kanon aufgenommen, weil in seinem Geist die ganze für das Urchristentum so schwere Sklavenfrage von vornherein gelöst ist.

Tychikus sollte aber, nachdem er den Brief des Apostels in Kolossä abgeliefert, auch die heidenchristlichen Gemeinden Vorderasiens bereisen, die indirekt durch die Wirksamkeit des Apostels in Ephesus entstanden waren, und ihnen nicht nur Näheres über das Ergehen des Paulus mitteilen, sondern auch einen Brief an sie vorlesen, resp. ihnen in Abschrift hinterlassen, der uns unter dem Namen des Epheserbriefs bekannt ist. In allen ältesten Handschriften fehlen aber die Worte, die ihn als einen nach Ephesus gerichteten bezeich-

nen; und der Brief zeigt keine Spur seiner Beziehungen zu einer Gemeinde, in welcher der Apostel so lange gewirkt hatte. Vielmehr redet er von den Lesern als solchen, von deren Glauben und Liebe er nur gehört hat, und die von seinem Beruf als Heidenapostel nur gehört haben. Erst in späterer Zeit, wo man die Bezeichnung der heidenchristlichen Leser als solcher, die nicht von vornherein, wie Israel, gottgeweiht waren, sondern es erst durch den Glauben an Christum geworden sind, nicht mehr verstand, hat man den Brief der Gemeinde zu Ephesus, die später die Metropole der kleinasiatischen Kirche geworden war, zugeeignet. Der Brief beginnt seiner umfassenden Bestimmung entsprechend mit einem ganz allgemeinen Lobpreis Gottes, der sie von Ewigkeit her zu dem Ziel der Heilsvollendung erwählt hat, welche ganz, wie im Kolosserbrief, in einer diesem eigentümlichen Ausführung beschrieben wird. Zu gleichem Lobpreis seien die Judenchristen angeregt, die durch den Messias, auf den sie von jeher gehofft, zum Heilsbesitz gelangt seien, und ebenso die Heidenchristen, denen das ihnen erst im Evangelium verkündigte Heil durch den Geist, den sie als Erstlingsgabe der Verheißung empfangen hätten, versiegelt sei. Dann erst folgt die übliche, aber ganz allgemein gehaltene Danksagung für den Christenstand der Leser, die sich verbindet mit der Bitte, daß Gott ihnen durch den heiligen Geist volles Verständnis öffne für die Herrlichkeit, zu der sie berufen sind, und für die Macht Gottes, mittels derer er sie zu diesem Ziel führen kann. Denn diese Macht habe er bereits durch die Auferweckung Christi und seine Erhöhung über alle Engelordnungen, die Paulus, wie im Kolosserbrief, aufzählt, sowie dadurch bewiesen, daß er ihn der Gemeinde zum Haupte gegeben habe.

Der Apostel kann sich dafür in Kapitel 2 auf ihre eigene Heilserfahrung berufen, da dieselbe Macht Gottes, die Christum von den Toten auferweckt hat, auch sie aus dem Sündentode, in welchem einst auch der Apostel mit seinen Volksgenossen sich befand, zu einem neuen, schon jetzt an dem himmlischen Leben Christi teilnehmenden Leben erweckt hat. Das sei aber geschehen ohne all ihr Verdienst aus reiner Gnade infolge des Glaubens. Damit aber sind sie in die Heilsgemeinschaft Israels aufgenommen, weil der Sühntod Christi sie mit Gott versöhnt hat wie die Judenchristen und sie mit diesen zu einem neuen Menschen geschaffen sind. Dadurch aber ist das Gesetz, das bisher die beiden Teile der vorchristlichen Welt trennte, weil es die Versöhnung der Juden mit Gott und ihre Gottwohlgefälligkeit auf ganz anderem Wege erzielen wollte, aufgehoben, sodaß nun Juden und Heiden einträchtig zu einem einheitlichen Gotteshause verbunden sind, in welchem Gott durch seinen Geist Wohnung macht.

So schließt denn der Eingang des Briefes Kapitel 3 mit einem feierlichen Gebet des berufenen Heidenapostels für die Heidenchristen. Warum der Apostel im Eingang des Briefes, wie auch später, immer wieder auf die Teilnahme der Heiden an dem Heil Israels zurückkommt, wird erst Kapitel 4 klar, wo sich die Ermahnung in erster Linie auf die Einheit aller Gläubigen richtet. Wir ersehen daraus, wie in Vorderasien immer noch eine gewisse Spannung bestand zwischen den durch die absichtliche oder unwillkürliche Propaganda der Urgemeinde gegründeten judenchristlichen Gemeinden und den paulinisch heidenchristlichen, die bei der großen Verschiedenheit ihrer Lebenssitte und doch auch vielfach ihrer religiösen Vorstellungswelt nur zu begreiflich war. Denn

obwohl der Apostel von der Liebe ausgeht, welche die Eintracht jeder Gemeinde und die Einheit des in ihr waltenden Geistes gewährleisten soll, so handelt es sich doch um die kirchliche Einheit, weil als Motiv derselben die objektiven Heilsgüter aufgezählt werden, welche der Kirche als solcher gegeben sind. Auch wo er auf die Unterschiede der beiden so verschiedenen Gemeindekreise kommen will und sichtlich sehr absichtsvoll ganz allgemein ausführt, daß die Verschiedenheit der Gaben einem einheitlichen Zwecke dient, nennt er ausdrücklich zuerst die Gabenträger, welche der ganzen Kirche gegeben sind. Diese sollen alle einzelnen Glieder der Gemeinde dazu ausrüsten, die Kirche in ihrer Verbindung mit ihrem Haupte Christo und in der Liebe zu einander zu der Einheit des Glaubens und der Erkenntnis zu führen. Daraus ergab sich die Anwendung auf jene Unterschiede von selbst. Wenn wir aber sehen, wie Paulus als Zweck der Fortentwicklung der Kirche die Sicherung gegen das Trugspiel menschlichen Irrwahns nennt, so hören wir hier den Apostel, der aus seinen Erfahrungen an den phrygischen Gemeinden gelernt hatte, wie wichtig für die Gemeinde das Wachstum an der rechten Erkenntnis sei. Denn während sich sonst in dem Brief keine Spur von der in Kolossä bekämpften Irrlehre zeigt, deutet er doch hier darauf hin, wie leicht noch unreife Erkenntnis auf menschliche Irrlehren abgelenkt wird. Was das sittliche Leben betrifft, so beschwört er nur ganz allgemein die Heidenchristen, alles abzutun, was noch von alten heidnischen Sünden an ihnen ist und zeigt an einer Reihe solcher Sünden ihren Widerspruch mit dem Christenwandel auf. Besonders aber ermahnt er sie Kapitel 5 in dem geselligen Verkehr mit ihren ungläubig gebliebenen Volksgenossen, sich auf's sorgfältigste zu hüten, daß sie nicht

wieder in deren Sünden verflochten werden, statt sie zu rügen und ihnen so zum Segen zu werden. Es folgt noch eine reiche Ausführung der Haustafel, die Paulus im Kolosserbrief gegeben hatte, und endlich Kapitel 6 die Schlußermahnung zum rechten Christenkampf gegen die übermenschlichen Mächte des Bösen. Aus dem Briefschluß erfahren wir, daß Tychikus diesen Brief überbringen sollte, nachdem er den Kolosserbrief abgeliefert. Der Segenswunsch zeigt in seiner unpersönlichen Fassung auf's neue, daß der Brief an eine große Zahl ihm persönlich noch unbekannter Gemeinden gerichtet ist, und schließt durch seine Allgemeinheit auch die Judenchristen Vorderasiens mit ein, mit denen der ganze Brief die Heidenchristen zur Eintracht ermahnen sollte.

In dem gleichzeitig mit dem Kolosserbrief geschriebenen Brief klingen naturgemäß vielfältig die Gedanken an, die den Apostel in jenem beschäftigten, oft selbst im Ausdruck, der aber ebenso oft auch neu gestaltet oder neu verwandt wird. Wir ersehen daraus, wie die relative Untätigkeit in seiner Gefangenschaft dem Apostel es ermöglicht hatte, sich in die neuen Gedanken, welche die Polemik gegen die phrygischen Irrlehrer in ihm angeregt hatte, immer tiefer zu versenken und neue Ausdrucksformen für sie auszubilden. Wenn er diese dazu verwendet, um die Eintracht der Heidenchristen mit den Judenchristen zu festigen und gegen neue judenchristliche Verirrungen sicher zu stellen, so kehrt er damit nur zu dem Hauptanliegen zurück, das ihm einst den Römerbrief diktiert hatte. Wie dieser ist unser Brief nicht an eine von ihm gegründete Gemeinde gerichtet; wie in ihm handelt es sich hier nicht um Verirrungen der Leser, sondern um Gedanken, die in dem Apostel durch den Kampf mit judenchristlichen Gegnern angeregt waren, nur nicht durch die pharisäisch-gesetzlichen Ver-

irrungen, sondern durch die theosophisch-asketischen; wie dort erkennt er hier die heilsgeschichtliche Prärogative Israels vollauf an, die aber nach Gottes Rat in der Weltreligion der gläubigen Christengemeinde ihr Ziel finden sollte. Demselben Interesse dienen die unverkennbaren Anklänge an den ersten Petrusbrief, der ihm natürlich in Ephesus bekannt geworden sein mußte. Die Judenchristen Vorderasiens, die ohne Zweifel mit dem dort zirkulierenden Brief des Apostels an die Heidenchristen bekannt wurden, sollten aus ihm ersehen, daß diese von ihm in derselben Wahrheit und derselben Lebenssitte erzogen wurden, in welcher einst ein Petrus sie unterrichtet hatte.

---

13. Kapitel.

Die römische Gefangenschaft.

Zwei Jahre waren verstrichen, als Felix abberufen wurde. Aber von einer Anklage der Juden bedroht, wollte er diese sich verpflichten und entschied daher die Sache des Paulus nicht, sondern ließ ihn gefesselt zurück. Sein Nachfolger Portius Festus stellte sich sofort nach drei Tagen in Jerusalem vor; und die Synedristen benutzten diese Gelegenheit, ihre Anklagen wider Paulus zur Sprache zu bringen. Sie erbaten es sich als eine Gunst, daß diese in Jerusalem, also vor ihrem Forum, verhandelt würden. Der Erzähler vermutet dabei als Hintergedanken, daß man den durch seine Überführung nach Cäsarea vereitelten Mordversuch wieder aufnehmen lassen wollte, und das ist nur zu wahrscheinlich, da sonst die Verlegung des Prozesses nach Jerusalem, bei dem doch immer dem Prokurator die letzte Entscheidung zustand, kein wesentliches Interesse für sie hatte. Festus lehnte diese Bitte entschieden ab mit Verweisung darauf, daß er ohnehin in Kürze nach Cäsarea zurückkehre, wo Paulus gefangen sei, und daß ihre Bevollmächtigten mit

ihm reisen könnten, um dort ihre Sache wider Paulus zu führen. In der Tat ordnete er sofort, als er nach zehn Tagen zurückgekehrt, eine Gerichtssitzung an, in der die Juden ihre Anklagen gegen Paulus vorbrachten. Wir ersehen aus seiner Verteidigung, daß man ihn wieder schwerer Vergehungen gegen das Gesetz und den Tempel beschuldigt, aber auch die Verkündigung Jesu als des Messias zu politischer Verdächtigung benutzt hatte. Trotzdem erkannte Festus leicht, daß es sich wesentlich um jüdische Religionsfragen handele, war aber geneigt, sich die Juden zu Dank zu verpflichten, indem er auf ihre Bitte einging, den Prozeß nach Jerusalem zu verlegen. Er wollte es aber nicht ohne Einwilligung des Apostels tun, und dieser lehnte es entschieden ab, anderswo als vor dem römischen Forum gerichtet zu werden. Dem Prokurator werde es nicht entgangen sein, daß er gegen Juden nichts verbrochen habe, und wenn er wegen eines politischen Vergehens den Tod verdient habe, so weigere er sich nicht, ihn zu erleiden. Aber sichtlich besorgte er doch, daß der Statthalter schließlich dem Drängen des Synedriums nachgeben werde und appellierte darum an den Kaiser. Wohl lag ihm dabei der Gedanke nahe, daß er so für immer den Machinationen der Juden entrückt werde und die ihm offenbarte göttliche Bestimmung, das Evangelium in Rom zu verkündigen, was er längst heiß ersehnte, wirklich zur Erfüllung komme. Der Prokurator trug die Sache seinem Rat vor und nahm, nachdem sich herausgestellt, daß die Appellation zuläſſig sei, sie an.

Einige Tage darauf kam der König Agrippa II. mit seiner Schwester Bernike nach Cäsarea, dem neuen Statthalter die Aufwartung zu machen. Da er aber mehrere Tage dort verweilte, ergriff Festus die Gelegenheit, ihm die Sache des Paulus vorzutragen; und als der König den Wunsch äußerte,

den Mann zu hören, ging er gern darauf ein. Gleich am folgenden Tage veranstaltete Festus eine feierliche Versammlung, welcher der König und seine Schwester mit ihrem ganzen Hofstaat, die Anführer der fünf in Cäsarea stationierten Kohorten und die Notablen der Stadt beiwohnten, und ließ den Apostel ihr vorführen. Festus erklärt, wie diese Versammlung von ihm veranstaltet sei, um in den Aussagen des Paulus und ihrer Beurteilung durch die hohe Versammlung einen Anhalt zu gewinnen für das Begleitschreiben, mit dem er den Gefangenen, der an den Kaiser appelliert habe, nach Rom senden müsse. Sobald ihm der König das Wort erteilte, begann Paulus in erster Linie an ihn sich richtend, seine große Verteidigungsrede, die Lukas wohl selbst mit angehört hatte und nun als die dritte neben der vor dem Volk und vor Felix, so gut er es nach seiner Erinnerung konnte, wiedergibt.

Paulus begann damit, wie er schon persönlich sich glücklich schätze, vor dem Könige sich verteidigen zu können, besonders aber weil dieser als Kenner der jüdischen Sitten und Streitfragen am besten imstande sei, die Dinge zu beurteilen, um deretwillen er von den Juden verklagt werde. Es könne ihm jedermann in Jerusalem bezeugen, wie er von Jugend auf als frommer Jude nach strengster pharisäischer Observanz gelebt habe. Und jetzt werde er verklagt um der Hoffnung willen auf die gottgeschenkte Väterverheißung, deren Erfüllung sein ganzes Volk inbrünstig erflehe, weil er sie an den Jesus von Nazareth knüpfe, dessen Auferweckung, die er verkündige, doch nur dem allgemeinen jüdischen Glauben entspreche. Mit den düstersten Farben schildert er, wie er einst Jesum in seinen Anhängern verfolgt habe, um dann in umso glänzenderes Licht zu setzen die Er-

scheinung, die ihm bei Damaskus geworden, in der sich Jesus ihm als der Auferstandene und Erhöhte offenbart habe. Der habe ihm den Befehl erteilt, als sein Gesandter zum Volk Israel und zu den Heiden zu gehen, um ihnen zu verkündigen, was er geschaut, und was ihm Christus noch offenbaren wird. Diesem Befehl habe er nicht ungehorsam sein können und deshalb zuerst in Damaskus und Jerusalem und dann allen Heiden Umkehr zu Gott und zu einem bußfertigen Wandel gepredigt. Darum sei er im Tempel von den Juden ergriffen, die ihn tötlich haßten, aber durch göttliche Hilfe bis auf diesen Tag erhalten, um jedermann nichts anderes zu bezeugen, als was Moses und die Propheten geredet, daß nämlich der Messias dem Leiden unterworfen, aber dann als Erster von den Toten auferweckt sei. Dem Prokurator erschien das freilich als Raserei eines überstudierten Kopfes, aber Paulus entgegnet, der König wisse wohl, daß er ganz verständig und von offenkundigen Ereignissen rede, und wendet sich nun an diesen, weil er überzeugt sei, daß Agrippa an die Propheten glaube.

Nach dem Zusammenhang seiner Rede lag darin freilich ein Appell des Paulus an den König, nun auch zu glauben, was er als die Erfüllung des von den Propheten Vorhergesagten verkündige. Diese Anforderung lehnte der König aber mit leiser Ironie ab. Es gehe doch nicht an, ihn so kurzer Hand auf Grund seines Prophetenglaubens zum Anhänger des Messias zu machen. Paulus aber erwidert, auch wenn es noch so viel Aufwand an Überredungskunst bedürfe, bäte er Gott, ihn zu befähigen, daß er sie alle zu dem mache, was er sei, — mit Ausnahme seiner Fesseln. Da der König daraus sah, daß Paulus entschlossen sei, von seiner Verteidigung zur Beweisführung für die Messianität Jesu

überzugehen, brach er die Verhandlung ab und zog sich mit allen Zuhörern zurück. Alle waren eins darin, daß dieser Mann nichts des Todes oder auch nur der Fesseln Würdiges getan habe. Mit der Erklärung des Festus, daß er demnach einfach in Freiheit gesetzt werden könne, wenn er nicht an den Kaiser appelliert hätte, schließt Lukas die Darstellung der Gefangenschaft in Cäsarea, um noch einmal einen lebendigen Eindruck davon zu geben, daß es nur eine sichtliche göttliche Fügung war, welche die Freilassung des Apostels vereitelte, um ihn sicher nach Rom zu führen. Ebenso erzählt er nun auch mit der größten Ausführlichkeit die Romreise des Apostels, um zu zeigen, wie es nur der göttliche Schutz war, welcher ihn aus den höchsten Lebensgefahren auf dieser Reise errettete.

Der Prokurator beschloß also, den Apostel mit dem nächsten Gefangenentransport nach Rom zu senden. Dieser stand unter dem Kommando eines Centurio mit Namen Julius von der Kohorte, die den Ehrennamen der kaiserlichen führte. Man bestieg ein Schiff aus Adramyttium, das die Küstenplätze Vorderasiens anlaufen sollte, wo man leicht weitere Schiffsgelegenheit finden konnte. Nicht nur Lukas durfte den Apostel begleiten, sondern auch der Makedonier Aristarch, der schon vielfach die Gefangenschaft des Apostels in Cäsarea geteilt hatte. Der Centurio bewies sich von Anfang an sehr wohlwollend gegen Paulus und gestattete ihm, als man am nächsten Tage, wohl behufs weiterer Aufnahme von Fracht, in Sidon Station machte, die dortigen Freunde zu besuchen, die ihn für die weite Seereise fürsorglich ausrüsteten. Es war wohl bei der plötzlich erteilten Ordre zur Abreise in Cäsarea nicht oder nicht ausreichend Zeit dazu gewesen. Von Sidon begann nun nach der eintägigen Küstenfahrt erst die eigentliche Seereise. Der widrigen West-

winde wegen, die im Spätherbst in diesem Teil des Mittelmeers zu herrschen pflegen, fuhr man unter dem Schutz der Insel Cypern, also an deren östlichen Seite hin bis zu der weit vorspringenden Nordostspitze der Insel. Von dort ging es durch das offene Meer an der kilikischen und pamphylischen Küste entlang nach dem Hafenplatz Myrrha in Lycien, wo man Schiffsgelegenheit nach Rom fand. Es war ein großes alexandrinisches Schiff, das wohl mit ägyptischem Weizen befrachtet war und mit vielen Passagieren auf der Fahrt nach Italien dort geankert hatte. Der Centurio ließ die ihm befohlenen Gefangenen mit ihrer Eskorte an Bord gehen, und nun begann das Schiff seine Romreise.

Man kam der nordwestlichen Herbststürme wegen nur langsam vorwärts, bis man mit Mühe das Vorgebirge Knidos an der Südwestküste Kleinasiens erreichte und von dort aus nach der Ostspitze Kretas gelangen konnte. Nach Umschiffung des Vorgebirges Salmone fuhr man unter dem Schutze der Südküste Kretas an dieser entlang und kam, wenn auch mühsam, zu dem Ankerplatz Schönhafen in der Nähe eines Städtchens Lasäa. Hier wollte man einige Zeit besseres Wetter abwarten. Darüber hatte die ohnehin durch die ungünstigen Winde verzögerte Fahrt bereits den Zeitpunkt erreicht, wo man mit den Herbstäquinoktium die Schiffahrt zu schließen pflegte, und man sah sich genötigt, auf der Insel zu überwintern. Paulus, der auf seinen vielen Seereisen sehr schiffskundig geworden war, redete dringend ab, den bereits erreichten Hafenplatz zu verlassen. Aber da der Platz zum Überwintern eben nicht sehr geeignet war, so beschloß die Majorität der Schiffsleiter doch noch die Fahrt nach dem Hafen Phönix zu wagen, der zu jeder Jahreszeit einen sicheren Zufluchtsort bot. Als gerade ein milder Südwind wehte,

hoffte man, das sie nur von dem Hafen trennende Vorgebirge leicht umfahren zu können, und lichtete die Anker, um ganz nahe an der Küste hinzufahren. Aber plötzlich stürzte sich von dem hohen Gebirgslande Kretas herab ein scharfer Nordost, dem gegenüber man nicht standhalten konnte, auf das Schiff herab und trieb es steuerlos ins offene Meer hinaus. Unter dem Schutz eines kleinen Inselchens Klauda gelang es wenigstens, das Rettungsboot, das leicht vom Sturm abgerissen werden konnte, ins Schiff hinaufzuziehen und das Schiff zu untergürten, damit seine Planken nicht vom Andrang der Wogen gelöst würden. Da der heftige Nordost mit großer Schnelligkeit von der Insel abtrieb, fürchtete man auf die große Syrte, d. h. auf die Sandbänke an der afrikanischen Küste geworfen zu werden. Man reffte daher alle Segel ein, warf einen Teil der Ladung über Bord, dem bald auch das Schiffsgerät und das Reisegepäck der Passagiere folgen mußten, und ließ sich so vom Winde dahintreiben.

Schon trieb man 14 Tage lang ohne Orientierung, da weder Sonne noch Mond schien, in der Adria umher, vom Wintersturm immer härter bedrängt. Die äußerste Verzagtheit hatte sich aller bemächtigt, sodaß man selbst in sicherer Erwartung des nahen Endes keine Speise mehr zu sich nahm. Nur Paulus sprach der Schiffsgesellschaft Mut ein, da er infolge einer Vision wußte, daß keiner an Leib und Leben Schaden leiden werde. Man werde nicht auf die Syrte geworfen werden, sondern an irgend eine kleine Insel. Wirklich bemerkte man bereits an der hörbaren Brandung die Nähe einer Küste, und das Senkblei bestätigte, daß man mit großer Schnelligkeit sich einer solchen nähere, sodaß man die Anker auswarf. Da man aber nicht wissen konnte, ob die Küste für das Schiff irgend eine Landungsmöglichkeit böte,

wollten die Schiffsleute das Rettungsboot herablassen, um auf ihm zu entfliehen. Sobald Paulus das merkte, meldete er es dem Centurio, und dieser ließ die Taue kappen und das Boot ins Meer fallen. Da es immer noch nicht Tag werden wollte, mahnte Paulus die Schiffsgesellschaft, Speise zu sich zu nehmen, da man nicht wissen könne, welche Anstrengungen zur Rettung der folgende Tag noch fordern werde, und ging selbst mit gutem Beispiel voran. Als aber alle gesättigt, warf man auch den Rest des Weizens über Bord, um das Schiff zu erleichtern. Sobald der Tag anbrach, gewahrte man einen Meerbusen, der ein das Landen ermöglichendes Ufer hatte. Man kappte also die Ankertaue, löste das Steuerruder und hielt mit aufgesetzten Segeln auf das Ufer zu. So geriet man auf eine Landzunge, auf die man das Schiff auflaufen lassen wollte. Aber das Vorderteil setzte sich fest, und das Hinterteil begann der Wogenandrang zu zertrümmern. Nun wollten die Soldaten die Gefangenen töten, damit keine entkämen. Aber der Centurio, der einen wachsenden Eindruck von dem Geist und Charakter des Apostels gewonnen hatte, befahl, um ihn zu retten, daß die, welche schwimmen könnten, zuerst das Land zu erreichen suchten und die übrigen auf irgend welchen Schiffstrümmern. So gelangten wirklich alle einzelnen glücklich ans Land.

Erst von den Eingeborenen, die sich am Ufer versammelten und die Schiffbrüchigen sehr freundlich aufnahmen, indem sie ihnen wegen des Regens und der Kälte ein Feuer anzündeten, erfuhr man, daß die Insel, wo man sich befand, Malta sei. Als Paulus Reisig herantrug und aus ihm eine Viper herauskam, die sich um seine Hand ringelte, meinten die Eingeborenen zuerst, er müsse ein Mörder sein,

weil die Strafe der Götter den eben aus dem Schiffbruch Geretteten auf's neue dem Tode preisgebe. Als aber Paulus das giftige Tier einfach ins Feuer schleuderte und sich keine üblen Folgen zeigten, waren sie sogar geneigt, ihn für eine Gottheit zu halten. In der Nähe der Stelle, wo der Schiffbruch erfolgt war, hatte der oberste römische Beamte der Insel mit Namen Popplius ein Landgut, auf dem er die Geretteten, so gut es ging, unterbrachte. Als aber Paulus dessen Vater, der an schwerer typhöser Ruhrkolik litt, geheilt hatte und auch andere Kranke, die durch die Kunde davon herbeigeeilt waren, heilte, überhäufte man ihn und seine Genossen, die dabei irgendwie mittätig gewesen waren, mit Ehrenbezeugungen und rüstete sie, die ihr ganzes Gepäck verloren hatten, auf's freigiebigste zur Weiterreise aus. Man mußte freilich noch drei Monate warten, bis sich ein alexandrinisches Schiff fand, das auf der Insel überwintert hatte und den Transport nach Syrakus mitnahm, wo es drei Tage verweilte. Wahrscheinlich nur auf Umwegen konnte man des ungünstigen Windes wegen Rhegium an der Küste Kalabriens erreichen, als aber nach einem Tage Südwind aufkam, vollendete man die Reise nach Puteoli schon am zweiten Tage. Hier fand man christliche Brüder vor, bei denen man auf ihre Bitte und mit Erlaubnis des Centurio sieben Tage bleiben durfte, da der Transport, ehe er die Weiterreise zu Lande antrat, hier Ordre aus Rom einholen und die Mannschaft neu ausrüsten mußte. Daß auf der Via Appia dem Apostel und seinen Gefährten christliche Brüder aus Rom bis Forum Appii und dem Wirtshaus Trestabernä entgegenkamen, ermutigte ihn nicht wenig. Er kam, wie er so sehnlich gewünscht hatte, nach Rom, aber freilich als Gefangener. Diese Begrüßungen waren ihm

wie eine Bürgschaft, daß sein Aufenthalt daselbst seinen Wünschen und Aufgaben entsprechen werde.

Infolge des günstigen Berichts des Prokurators, vielleicht auch infolge der Aussage des Centurio Julius über das Verhalten des Paulus auf der Seereise, wurde dem Gefangenen gestattet, eine Privatwohnung zu beziehen, wenn er auch gefesselt blieb und stets von einem Soldaten aus der Leibgarde des Kaisers bewacht wurde. Nachdem Paulus die ersten drei Tage der römischen Christengemeinde gewidmet, berief er sofort die Häupter der dortigen Judenschaft zu sich. Es lag ihm daran, eine Beeinflussung seines Prozesses durch sie zu verhindern und auch hier in der Welthauptstadt zuerst seine Mission unter den Volksgenossen zu beginnen. Daraus, daß die Erzählung nichts von einer Gegenwart des Lukas bei seiner Verhandlung mit ihnen andeutet, folgt weder, daß dieser bereits abgereist war, noch daß er nicht von dem wesentlichen Inhalt der Verhandlungen Kunde bekommen konnte. Paulus geht auf die Details seiner Gefangennehmung und die Umstände, die ihn zur Appellation an den Kaiser bewogen, nicht näher ein. Er stellt nur fest, daß er, ohne etwas Feindseliges gegen sein Volk oder die väterlichen Sitten unternommen zu haben, der römischen Behörde überantwortet sei, und da diese nichts Todeswürdiges an ihm fand, nur durch die Opposition der Juden gegen seine Freilassung zur Appellation an den Kaiser gezwungen sei. Nicht als ob er beim Kaiser eine Anklage gegen sein Volk erheben wollte. Nur weil er sich keinerlei Feindschaft gegen sein Volk bewußt ist, hat er sie zu sich kommen lassen, um ihn zu hören. Er will ihnen sagen, daß er nur um der Hoffnung Israels willen in Fesseln liege, da die Verkündigung ihrer Erfüllung durch Jesum ihm den Haß der Juden

zugezogen, der ihn in die Hände der Römer gebracht habe.

Die Juden erklärten sich bereit, näheres über seine Person zu hören, da sie keinerlei offizielle oder private Briefe über ihn von Judäa her empfangen hätten. In der Tat war beides bei der Jahreszeit, in welche seine Appellation und Deportation fiel, auch kaum möglich. Sie hätten auch von seinen Volksgenossen nicht irgend etwas Böses über ihn gehört, wie das, was nach seiner Aussage den Grund seiner Gefangennehmung gebildet; sie wüßten nur, daß der Sekte, deren Anschauungen er vertrete, überall widersprochen werde. Von einer Christengemeinde in Rom haben sie sichtlich keinerlei nähere Kenntnis, und dadurch bestätigt sich nur, daß die nach der Judenvertreibung unter Claudius sich neu bildende, wesentlich heidenchristliche Gemeinde in Rom sich streng von der Synagoge getrennt gehalten hatte, um nicht in neue Streitigkeiten mit ihr verwickelt zu werden. Es wurde darum ein Tag verabredet, an welchem Paulus vor einer größeren Anzahl von Juden als den zuerst geladenen Häuptern sich näher über die Hoffnung Israels, die er zu vertreten behauptet hatte, aussprechen sollte. Vor dieser Versammlung redete er nun über das Reich Gottes und bemühte sich einen ganzen Tag lang, sie aus der Schrift zu überzeugen, daß Jesus der sei, welcher Israel das Heil bringen sollte. Der Erfolg war, wie überall, daß er wohl einzelne überzeugte, daß aber die Judenschaft als solche ungläubig blieb, sodaß sie Paulus mit einer Hinweisung auf das Prophetenwort Jes. 6, 9 f. entließ, welches die Verstockung Israels als Volk im ganzen ausspricht und mit der Erklärung, es werde infolgedessen das Heil Gottes den Heiden gesandt, die es annehmen würden. Lukas hat diese Verhandlung mit den Juden so ausführlich erzählt, weil sich in

ihr noch einmal der Grundgedanke seines Werkes ausspricht, wonach durch die Schuld des ungläubigen Judentums das Evangelium zu den Heiden gekommen ist.

Näheres über die Wirksamkeit des Apostels unter der heidnischen Bevölkerung Roms erzählt er nicht, indem er nur am Schlusse des Werkes konstatiert, daß Paulus ungehindert mit großem Freimut allen, die ihn in seiner Wohnung aufsuchten, das Evangelium verkündigte und so für den Glauben an Christum einen festen Stützpunkt in der Welthauptstadt schuf. Dagegen erfahren wir viel über die äußere und innere Lage des Apostels in der römischen Gefangenschaft aus dem Brief an die Philipper, in dem er sich darüber eingehend ausgesprochen hat. Der Befürchtung gegenüber, daß seine Gebundenheit die Sache des Evangeliums schädige, weil sie ihm jede umfassendere Wirksamkeit unmöglich mache, führt er aus, wie seine Gefangenschaft vielmehr in mannigfacher Weise das Evangelium gefördert habe. Da in beständiger Abwechslung täglich einer von den Prätorianern ihn bewachte, so wurde bald infolge der Gespräche des Paulus mit seinen Besuchern, die seine Wachmannschaft mit anhören mußte, in der ganzen Kaserne bekannt, wie dieser seltsame Gefangene nur um seiner religiösen Überzeugung willen, nach der er einen gewissen Christus als den allgemeinen Heilbringer verehre, in Gefangenschaft geraten sei. Von da aus verbreitete sich aber die Kunde von diesem Christus bald auch in der heidnischen Bevölkerung der Hauptstadt, wie Paulus daraus entnehmen konnte, daß immer mehr aus ihr ihn in seiner Wohnung aufsuchten, um näheres darüber zu hören. So fand er Gelegenheit zu einer reicheren Missionswirksamkeit unter den Heiden Roms.

Dazu kam, daß die Christen in Rom, weil sich immer

wieder herausstellte, daß keinerlei Anklage gegen den Apostel aufzubringen war als seine Predigt des Evangeliums, dadurch neuen Mut gewannen, immer eifriger für die Heilsbotschaft zu wirken, von der klar wurde, daß sie mit keinen irgend strafwürdigen Intentionen verknüpft sei. Freilich stellte sich bald heraus, daß die Motive dieses Eifers keineswegs überall die gleichen waren. Es war nur zu menschlich, daß die, welche bisher in der Gemeinde eine hervorragende Rolle gespielt hatten, so sehr sie sich anfangs über das Kommen des Apostels gefreut, sich allmählich dadurch zurückgesetzt fühlten, daß der gefangene Apostel der eigentliche Mittelpunkt der Gemeinde wurde. Aus Neid und Eifersucht benutzten sie seine Gebundenheit, um ihn in der Verkündigung des Evangeliums zu übertreffen, und hatten bald dies, bald jenes an der Art seiner Predigt von Christo auszusetzen. Es fehlte freilich auch an solchen nicht, welche aus Wohlgefallen gerade an seiner Verkündigung sie in jeder Weise zu unterstützen suchten; und wenn die andern meinten, ihr Eifer werde dem Apostel Betrübnis über seine Gebundenheit erwecken, weil er es ihnen nicht gleichtun könne, so irrten sie. Denn ihm war es gleich, aus welchen Motiven sie das Evangelium verkündigten, wenn es nur das eine, rechte Evangelium war, worüber doch hier in Rom, wo kürzlich noch sein dorthin gerichteter Brief es nach allen Seiten klargelegt, kein Zweifel sein konnte. Die Freude über den gesteigerten Eifer für die Predigt von Christo konnte auch durch seine zweifelhafte Lage in der Gefangenschaft nicht getrübt werden.

Immer war noch schlechterdings nicht abzusehen, ob seine Gefangenschaft mit seiner Freilassung enden werde oder mit seiner Verurteilung zum Tode, was bei dem mächtigen

Einfluß der Juden am Hofe Neros durchaus nicht ausgeschlossen war. Ihm war nur das eine gewiß, daß durch die Fürbitten seiner Gemeinden ihm vom Geist Gottes die Kraft werde dargereicht werden, Gott zu verherrlichen, sei es in seinem weiteren Leben, sei es durch seinen Tod. Ihm war beides völlig gleich, da in diesem Leben Christus sein höchstes Gut und sein einziges Streben war und darum die volle Vereinigung mit seinem Heilande für ihn nur Gewinn sein konnte. Aber wenn er bedachte, daß seine fernere Wirksamkeit der Sache Gottes zugute komme, und daß Gott doch nur fragen könne, was seiner Sache diene, so war er fest überzeugt, daß Gott ihn noch seinen Gemeinden wiedergeben werde. Merkwürdig ist nur, daß er mit keiner Silbe mehr einer ferneren Missionswirksamkeit gedenkt. Er, der sich schon in Cäsarea, wie wir aus seinem Brief an Philemon sahen, als einen alten Mann fühlte, hatte wohl seine weit ausschauenden Pläne einer Wirksamkeit im fernen Westen längst aufgegeben. Was ihm die Nachrichten, die er dort aus den phrygischen Gemeinden empfing, nahe legten, war nur noch der Wunsch, den neuen Gefahren, welche seine Gemeinden bedrohten, entgegenzuwirken und sie im Frieden weiter zu fördern. Sein Lebenswunsch, die Welthauptstadt zu erreichen, in der er längst den Mittelpunkt der großen Heidenkirche sah, und auch dort das Evangelium zu verkündigen, war ja, wenn auch in sehr anderer Weise, als er gewünscht hatte, erfüllt.

Aus der römischen Gefangenschaft ist uns das bereits erwähnte Schreiben des Apostels erhalten, das mehr als irgend ein anderes uns einen Blick in die Liebe des Apostels zu seinen Gemeinden tun läßt. Die makedonischen Gemeinden hatte er aber von jeher besonders ins Herz geschlossen;

er nennt sie seine Freude und seine Krone. Aber vor allem war es die Gemeinde zu Philippi, der er sich auf's innigste verbunden fühlte. Er konnte es, wie er selbst sagt, nie vergessen, wie vom ersten Tage an, wo die Lydierin ihn in ihr Haus aufnahm und der Mission in der Stadt einen Mittelpunkt schuf, sie sich als eine eigentliche Missionsgemeinde erwiesen hatte. Von ihr allein unter allen seinen Gemeinden hatte er Unterstützungen angenommen, in Philippi selbst und auswärts, die ihn für seine Missionsarbeit freier machten. Eben noch hatte die Gemeinde einen ihrer besten Männer, den Epaphrodit, mit einer solchen nach Rom zu ihm gesandt, um ihm auch persönlich durch seine Dienstleistungen die Liebe der Gemeinde an ihrer Statt fühlbar zu machen. In dem Dankschreiben dafür führt Paulus sich nicht als Apostel ein, wie in seinen amtlichen Briefen; er schreibt nicht an die Gemeinde als solche, sondern an alle einzelnen Gemeindeglieder, nur die Bischöfe und Diakonen besonders erwähnend, welche die Unterstützung angeregt und gesammelt hatten. In der Danksagung, mit welcher, wie gewöhnlich, sein Brief beginnt, hebt er immer auf's neue hervor, wie er für jeden einzelnen von ihnen sein Gebet mit Freuden tue, weil die Erinnerung an keinen sie trübt. Das Herz Christi selbst fühlt er in sich schlagen, wenn er in seiner Liebe zur Gemeinde der frohen Zuversicht ist, daß Gott das in ihr begonnene gute Werk vollenden werde. Nichts anderes weiß er für diese Vollendung zu erbitten, als daß ihre Liebe immer mehr zunehme an Verständnis und Feinfühligkeit für das, was dem andern wohltut.

All dies Lob schließt natürlich nicht aus, daß sie immer wieder ermahnt werden müssen zum Wachstum in ihrem Christentum; aber es sind nicht einzelne Fehler, die er zu

rügen, nicht einzelne Tugenden, die er ihnen zu empfehlen hat; es sind die Hauptstücke alles Christenlebens, die er ihnen ans Herz legt, der Glaube und die Liebe. Die makedonischen Gemeinden hatten von Anfang an viel von ihren heidnischen Volksgenossen zu leiden. Daher ermahnt er sie zum rechten Christenkampf, der ihnen in der Feindschaft der Widersacher nur das Zeichen des diesen nahenden Verderbens und am eigenen Feststehen ihnen gegenüber eine Bestätigung ihrer Heilsgewißheit gibt. Fast wie eine Entschuldigung klingt es, wenn er im zweiten Kapitel noch an sein Christenrecht und ihre Christenpflicht appelliert mit der Bitte, seine Freude an ihnen vollzumachen durch eine Eintracht, die in der selbstlosen und demütigen Liebesgesinnung wurzelt, in der uns Christus ein Vorbild gab. Es ist, als wolle er nur einen Anlaß haben, das köstliche Bild der Selbstentäußerung und Selbsterniedrigung Christi bis zum Kreuzestode zu zeichnen, für die ihn Gott zur Würde des angebeteten Herrn erhöht hat. Denn auch hier betont er, daß er nur den Gehorsam, den sie ihm allezeit erwiesen, fordere, wenn er jetzt, wo er nicht persönlich sie dazu antreiben kann, sie ermahnt, in der Bewährung ihres Glaubens und ihrer Liebe selbst ihre Seligkeit zu schaffen ohne falsche Sicherheit, aber auch ohne Verzagtheit. So werden sie die Lichtträger sein inmitten einer Welt, die im Todesdunkel der Sünde liegt. So werden sie sein Werk an ihnen krönen am Tage der Wiederkunft Christi, was ihn schon jetzt, selbst wenn er dafür den Märtyrertod sterben müßte, mit der höchsten Freude erfüllt, die mit ihm zu teilen er sie auffordert.

Damit ist der Ton angeschlagen, der durch den ganzen Brief hindurch geht. Man hat ihn mit Recht als den Brief

von der Christenfreude bezeichnet; denn Paulus glaubt mit fast scherzhafter Wendung sich entschuldigen zu müssen, daß er immer dasselbe schreibe. Das ganze dritte Kapitel handelt von der rechten Christenfreude, und man kann es nicht schwerer mißverstehen, als wenn man es auf feindselige Judenchristen und fleischlich gesinnte Heidenchristen in ihrer Mitte bezieht, was doch durch alles, was er im ersten Kapitel von jedem einzelnen unter ihnen sagt, schlechthin ausgeschlossen ist. Was es um die rechte Freude in Christo sei, das will er an dem Gegenbilde des ungläubigen Judentums klarmachen, das seine Freude und sein Vertrauen auf seine natürlichen und selbsterworbenen Vorzüge gründet, die er bei seiner Bekehrung für Schaden geachtet hat, weil sie ihn hinderten, in Christo sein einiges Heil zu suchen. Er weist auch, aber absichtlich, ohne sie zu nennen, auf die schlechten Arbeiter in seiner römischen Umgebung hin, die, weil sie sich selbst für vollkommen halten, am Neid und Streit gegen ihn ihre Freude finden, der die wahre Vollkommenheit nur darin findet, nach einem immer völligerem Ergreifen Christi zu streben. Endlich kommt er auf ihre heidnische Umgebung zu sprechen, die in schandbaren fleischlichen Genüssen erstrebt, was die Gläubigen in der Hoffnung auf die Verklärung des Leibes bei der Wiederkunft Christi sicher zu erlangen sich freuen. Oft genug hat er von jenen heidnischen Gegnern des Christentums gesagt, warum ihr irdischer Sinn sie zu Feinden des Kreuzes Christi macht, aber jetzt tut er es nur noch mit Weinen. Wir sehen auch hier, wie er auf keine neuen Missionserfolge mehr hofft, sondern was ihm Gott noch von irdischem Leben verleiht, der Pflege seiner Gemeinden widmen will.

Auch die Schlußmahnung geht hinaus auf die Freude

in dem Herrn, in dessen Gemeinschaft sie feststehen sollen. Aber charakteristisch ist es für einen Brief, in dem ihm jeder einzelne so am Herzen liegt, daß er zwei Frauen mit Namen nennt, denen es daran fehlte, weil sie mit einander in Uneinigkeit geraten waren. Sie hatten einst, als er noch in Philippi weilte, treu zu dem Evangelium gestanden im Kampf wider die Ungläubigen, woran er sich noch genau erinnert, wie seine Erwähnung der damals mitbeteiligten Christen zeigt; und er bittet einen, den er als ihren treuen Genossen bezeichnet, ihm bei der Friedensstiftung zwischen ihnen behilflich zu sein. Dann aber kehrt er dazu zurück, allen die rechte Christenfreude ans Herz zu legen, und weist sie darauf hin, wie man sie unter allen Umständen sich erhalten kann.

Er will aber auch ihnen die Freude machen, daß, sobald er absehen kann, wie seine Angelegenheit verläuft, er ihnen den Timotheus schickt, um durch Nachrichten von ihnen erquickt zu werden, was übrigens sein eigenes, möglichst baldiges Kommen zu ihnen nicht ausschließen soll. Er muß sich seines Lieblingsschülers entäußern, weil keiner von denen, die sonst wegen ihrer Beziehungen zu Philippi dafür in Betracht kamen, selbstlos genug war, nur um Christi willen die weite Reise zu unternehmen. Unmittelbar aber sendet er mit diesem Briefe den Epaphrodit zurück, der nach seiner Genesung von unüberwindlichem Heimweh ergriffen war. Er war nämlich unterwegs schwer erkrankt und hatte doch, um seinen Auftrag auszurichten, sich keine Ruhe gegönnt, sodaß er zuletzt dem Tode ganz nahe gekommen war. Freilich wurde dadurch die Liebesabsicht der Philipper, wonach er in ihrer Vertretung dem Apostel dauernde Dienste leisten sollte, vereitelt; und Paulus befürchtet, daß man ihn des-

halb nicht so ganz freudig aufnehmen werde. Tief rührend ist die Zartheit, mit der Paulus darum so stark betont, wie auch ihm der Mann so viel wert sei, daß in seiner Genesung Gott ihm selbst eine Barmherzigkeit erwiesen hat; wie Epaphrodit im Dienst der Gemeinde sein Leben gewagt und sein Heimweh doch zuletzt auch darauf beruhe, daß er bekümmert sei um die Sorge, die sie sich um ihn machten.

Ganz am Schluß des Briefes kommt er auf den äußeren Anlaß desselben zu sprechen, auf die ihm gesandte Unterstützung, die seine Freude im Herrn hoch erhöht hat. Wieder einmal sah er in ihr die Fürsorge der Gemeinde für ihn aufgrünen, woran sie bisher ihre eigene bedrängte Lage gehindert hatte. Er habe keinen Mangel gespürt, da er in der Lebensgemeinschaft mit Christo gelernt habe, in jeder Lage zufrieden zu sein; aber sie wüßten, wie er scherzhafterweise sagt, daß sie allein mit ihm in Verrechnung getreten seien, indem sie seine geistliche Gabe mit leiblicher Unterstützung vergalten. Und doch komme zuletzt auch diese auf ihr Einnahmekonto, da dieses freiwillige Opfer Gott so wohlgefällig sei, daß er es überreich vergelten werde. Als Dank dafür sendet er diesen Brief, der alle ihre Besorgnisse um seine andauernde Gefangenschaft zerstreuen soll und in der mannigfachsten Weise ihre Christenfreude erhöhen. Man fühlt es aus jedem Blatt seines Briefes heraus, wie es teils die eigene gedrückte Lage, teils die Sorge um ihn und die Sache des Evangeliums war, was die Gemeinde bedrückte und ihren Aufschwung zu der rechten Christenfreude hemmte. Zum Schluß grüßt Paulus noch einmal jeden einzelnen und bestellt die Grüße seiner Umgebung, wie aller Christen in Rom, besonders der Gläubigen aus dem kaiserlichen Hofgesinde. Er endet mit dem üblichen Segenswunsch.

14. Kapitel.

Die Pastoralbriefe.

Wenn die Apostelgeschichte damit schließt, daß Paulus volle zwei Jahre in seiner Mietswohnung zu Rom das Evangelium verkündigte, so ist nur so viel gewiß, daß es nach diesen zwei Jahren mit ihm anders geworden ist. Denn die Annahme, daß nach diesen zwei Jahren die Apostelgeschichte geschrieben und darum auch bis zu ihrem Ende erzählt sei, ist darum unmöglich, weil sie auf das Lukasevangelium zurückweist, das augenscheinlich unser Markusevangelium benutzt und darum nicht vor den siebziger Jahren geschrieben sein kann. Auch würde ihr Schluß dann ohne Zweifel eine Andeutung darüber enthalten, daß *bis jetzt* schon zwei Jahre lang diese Verkündigung ungehindert fortgesetzt sei. Gewiß läßt der Ausdruck die Möglichkeit offen, daß Paulus nach zwei Jahren verurteilt und aus seiner Wohnung heraus auf den Richtplatz geführt sei, wo er den Märtyrertod starb. Aber es ist einfach undenkbar, daß Lukas ohne jede Andeutung davon geschlossen haben sollte. Denn wenn er selbst die Erzählung von dem Märtyrertode des Apostels

einem dritten Teil seines Geschichtswerks vorbehalten haben sollte, was schon an sich recht unwahrscheinlich ist, so würde er sicher, wie er am Schluß des ersten Teils auf den zweiten vorbereitet, auch hier auf diesen dritten hingewiesen haben. Es bleibt also immerhin das Natürlichste, daß er nach diesen zwei Jahren freigelassen wurde und Rom verließ. Leider können wir das Jahr, wo Festus sein Amt antrat, Paulus an den Kaiser appellierte und nach Rom deportiert wurde, nicht mit unbedingter Sicherheit feststellen. Aber auch wenn wir dafür den spätesten Termin (60 oder 61) annehmen, so gingen die zwei Jahre zu Ende, noch ehe in Rom die Greuelszenen des Jahres 64 ausbrachen, denen sicher auch der Apostel zum Opfer gefallen wäre. Freilich haben wir kein direktes geschichtliches Zeugnis darüber, daß Paulus noch einmal aus seiner Gefangenschaft freigekommen sei, aber die Briefe an Timotheus und Titus, die wir die Pastoral-Briefe nennen, sind die Zeugnisse einer Zeit, in der Paulus noch einmal zu seinen Gemeinden zurückgekehrt ist, da die in ihnen vorausgesetzten Situationen in dem uns bekannten früheren Leben des Apostels nicht nur nirgends nachweislich vorgekommen, sondern nachweislich unmöglich sind. Wohl ist die Echtheit dieser Briefe vielfach, wenn auch mit Unrecht, angefochten worden, aber wenigstens die Personalien der Briefe, welche jene Situationen voraussetzen, sind von allen besonneneren Kritikern auf echte, paulinische Fragmente zurückgeführt.

Wir haben wiederholt gesehen, wie es die Absicht der Apostelgeschichte war, den Entwicklungsgang der Kirche von der judenchristlichen Urgemeinde zu der großen heidenchristlichen Kirche, von Jerusalem nach Rom, als ein Werk der göttlichen Leitung darzustellen. Aber nur dann begreift sich

das Schweigen über das Ende des Paulus ganz, wenn der ersten Gefangenschaft des Apostels noch eine weitere Wirksamkeit gefolgt ist, die aber für jenen Grundgedanken ohne Bedeutung war. Das wäre sie nun auch, wenn Paulus wirklich noch nach Spanien gekommen wäre und dort missioniert hätte; aber alle Aussagen über diese spanische Reise gehen augenscheinlich nur auf den Römerbrief zurück, wo Paulus von dem Plan einer solchen spricht. Keine geschichtliche Spur weist auf eine tatsächliche Wirksamkeit des Paulus in Spanien hin; nirgends ist von paulinischen Gemeinden daselbst die Rede, und in den Pastoralbriefen findet sich keine Erwähnung dieser Reise, obwohl der zweite Timotheusbrief in der zweiten römischen Gefangenschaft geschrieben ist, die mit dem Märtyrertod des Apostels endet. Vielmehr haben wir schon bisher wiederholt Andeutungen davon gefunden, daß Paulus diesen Plan längst aufgegeben hatte, um die ihm noch geschenkte Frist ganz seinen Gemeinden zu widmen. Was den Apostel bewog, nicht zuerst nach Makedonien zu gehen, wie er nach dem Philipperbrief beabsichtigt zu haben scheint, sondern erst seine vorderasiatischen Gemeinden wieder aufzusuchen, wissen wir nicht. Aber der Titusbrief setzt voraus, daß er kürzlich in Kreta gewesen war, wenn auch nur ganz vorübergehend. Wir finden ihn also auf derselben Tour, die er in umgekehrter Weise auf seiner Deportationsreise von der Südwestküste Vorderasiens über Kreta nach Rom gemacht hatte, wieder. Wir hören, daß er damals seinen Schüler Titus, dem wir schon wiederholt begegnet sind, gebeten hatte, dort zu bleiben, und daß er sich genötigt sah, wir wissen freilich nicht von wo aus, einen Brief mit Aufträgen an ihn zu richten.

Man hat sich oft gewundert, daß Paulus in den Briefen

an seine geistlichen Kinder sich so feierlich als Apostel bezeichnet. Aber man hat übersehen, daß die Briefe nach ihrem Schlußsegen den Gemeinden, in welchen seine Schüler sich befanden, vorgelesen werden sollten, damit die Gemeinden sähen, in welcher amtlichen Autorität Paulus ihnen die Aufträge an sie erteilte. Auch seine Schüler sollen wissen, daß sie nicht einen Privatbrief ihres geistlichen Vaters zu erwarten haben, sondern einen Brief mit amtlichen Aufträgen. In dem Brief an Titus nun charakterisiert Paulus seinen Apostelberuf mit offenbarer Beziehung auf Lehrverirrungen, die, wie er auf seiner flüchtigen Durchreise bemerkt, oder daselbst gehört hatte, in Kreta im Schwange waren. Wenn er bezeichnet, welches der Zweck sei, zu dem Gott seinen Knecht von Christo zum Apostel berufen ließ, nennt er nicht nur wie sonst den Zweck, in den Erwählten Glauben zu bewirken, sondern auch Erkenntnis der Wahrheit. Wenn er aber hinzufügt, daß er damit nur eine Erkenntnis der Wahrheit meine, wie sie der Fromme liebt und sucht, so deutet er damit an, daß die Wahrheit, die man damals als eine ganz neu entdeckte ausgab, für die Frömmigkeit schlechthin unfruchtbar sei. Wir haben schon in den phrygischen Gemeinden solche Verirrungen eines an sich berechtigten Erkenntnisstrebens gefunden. Es lag aber in der Natur der Sache, daß, nachdem einmal ein solches Erkenntnisstreben erwacht war, es in sehr mannigfaltigen Formen seine Befriedigung suchte. Paulus muß also solche Lehrverirrungen auch in Kreta getroffen haben. Auch das ist eigentümlich, daß Paulus sagt, er sei zum Apostel berufen auf Grund einer Hoffnung ewigen Lebens, die schon untrüglich vor ewigen Zeiten (er meint im Alten Testament) verheißen sei. Man wird daher auch hier wie in Kolossä die Christen-

hoffnung noch an ganz neue Leistungen in der Erkenntnis wie im Leben geknüpft haben. Darum betont der Apostel, daß Gott jene Verheißung jetzt zu der ihm geeigneten Zeit, nämlich wo Christus den Weg zu diesem Ziel bereitet, wie mit Heroldsruf der Welt kundgemacht habe, und daß er mit dieser Botschaft betraut sei, sodaß sie anderer Lehrer, welche ihnen den Weg dazu weisen wollten, durchaus nicht bedurften.

Das erste, was Paulus, der nicht länger in Kreta verweilen konnte, dem Titus überlassen mußte, war die Organisation der dortigen noch jungen Gemeinden durch Einsetzung von Ältesten. Wir haben zwar gesehen, daß, wo die demokratischen Gewohnheiten seiner Heidenchristen einer solchen widerstrebten, er sie seinen Gemeinden keineswegs aufzwang. Aber wir werden bei der Besprechung der Erfordernisse zum Gemeindeamt sehen, warum er sie in Kreta für notwendig hielt. Es kann nämlich bei der Wahl solcher Ältesten nicht bloß auf ihre selbstverständlich notwendige Begabung und Neigung zu einem solchen Amt ankommen, sondern auch auf das durch ihre persönliche und häusliche Führung erworbene Vertrauen der Gemeinde, was eine eingehende Prüfung der zur Wahl Gestellten erforderte. Sie mußten in jeder Beziehung unbescholten sein, sie durften nicht einmal durch eine zweite Ehe, der im Bewußtsein der Zeit der Makel der Unenthaltsamkeit anhaftete, Anstoß gegeben haben. Ihre Kinder durften nicht ungläubig geblieben sein oder wegen liderlichen Lebens und Ungehorsams in üblem Rufe stehen, da man einem, der sein eigen Haus nicht regieren kann, nicht ein Haushalteramt im Hause Gottes, d. h. in der Gemeinde anvertrauen kann. Er darf nicht selbstherrlich oder zornmütig sein, wodurch er sein Ansehen in der

Gemeinde schädigen würde, geschweige denn ein Trinker oder Raufbold oder einer, der sich nicht scheut, schimpflichen Gewinn zu machen. Wir sehen daraus, und aus der Art, wie der Apostel die elementarsten christlichen Tugenden als bei ihnen notwendig aufzählt, wie mangelhaft wir uns den sittlichen Stand dieser jungen, eben erst ihrem heidnischen Leben entronnenen Gemeinden zu denken haben.

Sehr bedeutsam ist es, daß Paulus den herrschenden Lehrverirrungen gegenüber es für notwendig hält, die Lehrtätigkeit, die in der älteren Zeit ganz frei war und nur von der Neigung oder Begabung abhing, möglichst mit dem Gemeindeamt zu verknüpfen. Daher soll der Älteste sich eifrig der Wortverkündigung annehmen, natürlich nur einer, die ihrem Inhalte nach glaubwürdig ist. Auch wenn er dazu zunächst noch wenig geschickt ist, wird er bald die Fähigkeit erlangen, auf Grund der gesunden Lehre zu ermahnen. Wir ersehen daraus, wie wenig es damals eine entwickelte Lehre gab, die studiert werden wollte. Der Apostel setzt voraus, daß jeder Christ die Grundzüge der Heilswahrheit und der praktischen Folgen, zu denen diese anleitet, kennt. Nur solche lehrtüchtigen Ältesten werden auch imstande sein, die, welche sich gegen ihre Autorität auflehnen, von ihrem Unrecht zu überzeugen. Der Apostel führt aus, wie dringend das Bedürfnis danach in Kreta sei. Es handelte sich aber damals nicht um Irrlehren, welche die Heilswahrheit bestritten, da Paulus in den Pastoralbriefen seine Schüler nirgends ermahnt, jene zu widerlegen und diese zu verteidigen. Er verlangt immer nur von ihnen, daß sie sich gar nicht auf diese neumodischen Lehren einlassen, ja sie geradezu verbieten sollen. Er hält sie für leeres Gerede, mit dem man die Leute betrügt, indem man sie für hohe Weis-

heit ausgibt und auf Grund ihrer sich gegen die Prediger des schlichten Evangeliums auflehnt.

Es ist schwer, sich ein genaues Bild der Lehren zu machen. Paulus beschreibt sie nirgends, weil seine Schüler, an die er schreibt, sie genau kennen und nur aus ganz gelegentlichen Andeutungen in seinen Warnungen vor ihnen erhalten wir eine gewisse Vorstellung von ihrem Inhalt. Nur soviel sehen wir, daß es auch hier besonders Judenchristen waren, von denen sie ausgingen, wie wir es auch in den phrygischen Gemeinden fanden. Paulus charakterisiert die Juden auch sonst als solche, die sich gern zu Lehrern aufwerfen und darum andern widersprechen. Er sagt aber direkt, daß unter den Unbotmäßigen in Kreta, die sich wider die Autorität der schlichten Verkündiger des Evangeliums auflehnen, besonders viele aus der Beschneidung seien. Wir hören auch gelegentlich, daß sie aus den alttestamentlichen Geschlechtsregistern und Gesetzesvorschriften, offenbar durch allegorische Deutung, allerlei geheimniskrämerische Weisheit herauslasen, die man durch Legenden, in welchen man die alttestamentliche Geschichte fortspann, bestätigte. Da aber diese neuen Lehren gänzlich grundlos waren, so war es natürlich, daß jeder wieder etwas anderes gefunden haben wollte, und daß jene Lehren daher nur endlose Streitigkeiten erregten. Wir dürfen auch nicht vergessen, daß die harten Worte, mit welchen Paulus diese Spekulationen als Altweibergeschwätz zurückweist, nur charakteristisch sind für den temperamentvollen Mann, der seinen Schülern nicht genug Abscheu vor diesem verkehrten Treiben einimpfen kann. Ihm, dessen Glaube sich ausschließlich auf die Tatsache der ihm bei Damaskus gewordenen Christuserscheinung und auf die Heilstatsachen, welche ihm diese versiegelte, gegründet hatte, erschien es als die schlimmste Ver-

kehrtheit, wenn man das Christentum in leere Spekulationen auflöste, wie man schon die alttestamentlichen Geschichten und Gesetzesvorschriften durch die allegorische Auslegung in solche verflüchtigt hatte. Jede Diskussion mit diesen Lehrern konnte nur den Schein erwecken, als handle es sich im Christentum um den Streit verschiedener Ansichten und nicht um eine unerschütterliche Überzeugung von Tatsachen, auf denen unser Heil beruht.

Sicher verbanden sich damit auch wie in Phrygien asketische Satzungen, wie sie damals bei Heiden wie bei Juden gleich beliebt waren, und zwar solche, die sich an die alttestamentlichen Gesetze über rein und unrein anlehnten. Paulus erklärt dagegen, daß dem Reinen alles rein sei und nur der innerlich Unreine alles unrein mache, womit er umgeht. Wenn das ungläubige Judentum sich seines Abscheus vor allem Greuelhaften rühmte, so sei es doch selbst ein Greuel in Gottes Augen wegen seines Ungehorsams und seiner Verleugnung der Gotteserkenntnis, auf die es so stolz sei, in seinem Tun. Paulus sah auch hier, wie in Phrygien, in diesen Satzungen nur einen neuen Gesetzesdienst, der seine Grundlehre von der Christenfreiheit aufhob. Wenn er aber jenen neumodischen Lehrern geradezu den Mund verbieten heißt, so motiviert er das dadurch, daß sie mit ihrem Treiben ganze Familien verstören. Offenbar machten sie sich mit ihrer Weisheit gerade an die urteilslosen Frauen und unreifen Kinder heran, die man leicht dafür gewinnen konnte und dadurch mit ihren Ehemännern und Eltern in Konflikt brachte, obwohl es sich darin nicht um die seligmachende Wahrheit, sondern um völlig nutzlose Spekulationen handelte. Sie ließen sich für ihre Lehrtätigkeit tüchtig bezahlen oder sonst unterstützen und zeigten so, daß von ihrer hochfliegenden

Weisheit zuletzt nur ein Schritt war zu gemeiner Gewinnsucht, und daß es bei ihren Streitigkeiten über jene darauf hinauskam, wer am meisten Anhänger gewinnen könne. Daß aber dieses Treiben in Kreta soviel Eingang fand, erklärt Paulus aus dem Nationalcharakter der Bevölkerung, wie ihn einer ihrer Dichter, der bei ihnen als Prophet galt, Epimenides, selbst schildert. Darum soll Titus diese Lehrverirrungen kurz angebunden rügen und nachweisen, wie sie nur auf einer Erkrankung ihres Glaubenslebens beruhen.

Kapitel 2 gibt Paulus dem Titus Vorschriften, wie er spezielle Seelsorge üben soll an alten Männern und Frauen und diese zur Ermahnung der jüngeren Weiber anleiten, damit diese keinen Anlaß zur Lästerung des Evangeliums geben. Den jungen Männern soll er vor allem selbst ein Vorbild geben, an dem auch der Gegner nichts auszusetzen findet. Die Knechte soll er anleiten, indem sie mehr als ihre Pflicht tun, dem Evangelium Ehre zu machen. Denn das sei gerade die eigentliche Absicht des Evangeliums von der Gnade Gottes, uns durch einen gottseligen Wandel und gute Werke auf die Wiederkunft Christi und unsere selige Vollendung vorzubereiten. Das soll Titus mit allem Nachdruck geltend machen und sich davon nicht durch seine verhältnismäßige Jugend abhalten lassen. Im dritten Kapitel heißt er ihn an die Christenpflicht gegen die Obrigkeit und alle Nichtchristen erinnern, da sie allesamt einst nicht besser waren als die in ihren Sünden dahinwandelnden Heiden und nur durch die Menschenfreundlichkeit Gottes ohne all ihr Verdienst in der Taufe durch den heiligen Geist wiedergeboren und dadurch errettet seien. Wenn es aber in den Pastoralbriefen zuweilen scheint, als habe Paulus seine spezifische Heilslehre den Lehrverirrungen der Zeit und

der noch so mangelhaften sittlichen Entwicklung seiner Gemeinden gegenüber auf die einfachsten religiösen Motive herabgestimmt, so bezeugen diese Ausführungen, daß dabei überall die Lehre von der Rechtfertigung und Kindesannahme auf Grund des Todes Christi als selbstverständlich vorausgesetzt ist. Ausdrücklich betont Paulus, daß Titus auf Grund dieser Heilslehre zu guten Werken anleiten, dagegen sich von den nutzlosen Streitigkeiten der neumodischen Lehrer ganz fernhalten soll. Einen Menschen, der durch seine Sonderlehren Spaltungen in der Gemeinde anrichtet, soll er, wenn dieser trotz wiederholter Zurechtweisung davon nicht läßt, einfach für unverbesserlich erklären.

Im Briefschluß kündigt der Apostel dem Titus an, daß er ihn ablösen lassen werde, und ermahnt ihn, dann eilend nach Nikopolis (in Epirus) zu kommen, wo er zu überwintern gedenke. Offenbar hatte er bei seinem Winteraufenthalt in Hellas (vergl. Apostelgesch. 20, 2 f.) dorthin Verbindungen angeknüpft, und wollte nun die von Hellas aus in Epirus entstandenen Gemeinden andauernd pflegen. Keineswegs aber folgt daraus, wie die alte Unterschrift des Briefes annimmt, daß der Apostel schon jetzt in Nikopolis war; denn unmöglich konnte er bei der nahenden Winterszeit den Artemas oder Tychikus nach Kreta senden, und den Titus von dort nach Epirus zu reisen veranlassen. Auch zeigen die Aufträge unseres Briefes, daß immerhin noch längere Zeit bis zu seiner Ablösung verfließen mußte. Paulus empfiehlt noch zwei reisende Missionare, die über Kreta kommen sollten, dem Titus, der auch die dortigen Christen lehren soll, was sie zu ihrer Unterstützung und Weiterbeförderung zu tun haben. Offenbar war diese Empfehlung der äußere Anlaß zu dem Brief, den Paulus benutzt, um dem

Titus die ihm gegebenen Aufträge noch einmal einzuschärfen und für den Fall, daß seine Ablösung sich verzögern sollte, zu erweitern. Der direkt an die Gemeinden Kretas gerichtete Segenswunsch, mit dem der Brief schließt, setzt voraus, daß Titus denselben ihnen vorlesen werde.

Nach dem ersten Brief an Timotheus ist Paulus noch einmal nach Ephesus, wo er einst auf Nimmerwiedersehen Abschied genommen hatte, zurückgekehrt. Er hatte dort dieselben Lehrverirrungen vorgefunden, die ihn in Kreta besorgt gemacht hatten, und die damals gleichsam in der Luft gelegen zu haben scheinen. Allerdings scheinen sie in der schon jahrelang im Glauben gefestigten Gemeinde noch lange nicht so festen Fuß gefaßt zu haben, wie in den jungen kretischen Gemeinden. Es ist immer nur von einzelnen die Rede, welche hineingeraten seien. Aber daß das in der einst von ihm so treu gepflegten Gemeinde möglich war, hatte ihn doch innerlich empört. Er hatte in seiner impulsiven Weise, die wir in Galatien und Korinth kennen gelernt haben, gemeint, mit ihnen kurzen Prozeß machen und ihnen die Sinnlosigkeit ihrer Spekulationen dartun zu können. Aber er hatte die Erfahrung gemacht, daß sie das nur dazu trieb, ihre Phantastereien immer weiter auszuspinnen, und, wenn er ihnen dagegen die schlichte Heilswahrheit vorhielt, diese selbst zu bestreiten oder in ihrem Sinne umzudeuten. So erwähnt er gelegentlich, daß zwei Männer, Hymenäus und Philetus, als er ihnen von der Auferweckung sprach, erwiderten, die Auferstehung sei ja schon geschehen in der geistlichen Auferweckung, die er selbst lehre, und wollten damit den Glauben an die leibliche Auferstehung umstürzen. Das Schlimmste aber war, daß sie sich durch solche Diskussionen mit ihm zu erbitterter Feind-

schaft gegen den Apostel, der ihnen wohl weit überlegen war, aufreizen ließen. Er vergleicht sie einmal mit den beiden ägyptischen Zauberern, die nach der biblischen Geschichte dem Moses Widerstand leisteten. Es war soweit gekommen, daß einer jener beiden, Hymenäus, mit seinem Genossen Alexander sich mit so groben Lästerungen über ihn vergangen hatte, daß er sie von der Gemeinde ausschließen und dem Satan übergeben mußte, der die heidnische Welt umher beherrscht, wie er es einst in Korinth mit dem Blutschänder tun wollte. Freilich hatte er auch hier gehofft, daß sie durch dieses schärfste Disziplinarmittel würden zur Besinnung gebracht werden, aber wir werden sehen, daß er sich darin arg getäuscht.

Paulus hatte noch längst nicht diese gefährlichen Lehrverirrungen überwunden, als ihn dringende Geschäfte nach Makedonien riefen, wohin er nach dem Philipperbrief schon gleich nach seiner gehofften Freilassung gehen wollte. Darum hatte er den Timotheus, der auch hier sein Gefährte gewesen war, gebeten, in Ephesus zu bleiben und seine so plötzlich abgebrochene Arbeit fortzusetzen. Aber ihn beunruhigte der Gedanke, daß Timotheus keineswegs die Gefahr dieser Lehrverirrungen so durchschaute wie er selbst, vielmehr in manchen Stücken mit diesen neumodischen Lehrern sympathisierte. So ließ es ihm keine Ruhe, und er begann schon auf der Reise einen Brief an ihn, in dem er ihm diesen Auftrag ans Herz legte, sowie anderes, das ihm inzwischen als notwendig erschienen war. Der Brief ist wohl in verschiedenen Absätzen geschrieben und kommt daher in verschiedenem Zusammenhange auf dasselbe zurück, wie er auch ohne die Grüße und Personalien, mit denen Paulus sonst zu schließen pflegt, mit einer kurzen Ermahnung an Ti-

motheus abbricht. Offenbar ergab sich plötzlich die Gelegenheit, den Brief abzusenden.

Der Brief knüpft an den Auftrag an, den Paulus dem Timotheus bei seiner Abreise nach Makedonien gegeben; er soll gewissen Leuten verbieten, fremdartige Dinge zu lehren, die sich, ganz wie in Kreta, mit Fabeln und Genealogien beschäftigten und immer neue Untersuchungen anregten, aber nichts vom Glauben enthielten, der nach der Hausordnung Gottes in seinem Hause allein gepredigt werden soll. Aber Timotheus muß schon mündlich sein Bedenken nicht verhehlt haben, ob das nicht zu streng sei und gegen die Liebe verstoße, wenn die Leute nun einmal an jenen Untersuchungen Freude fänden, diese kategorisch zu verbieten. Denn nur so erklärt sich die Art, wie Paulus geradezu den angefangenen Satz unterbricht, um zu betonen, daß der Zweck jenes Verbotes eben sei, die aus ungefälschtem Glauben stammende Liebe zu bewirken, welche jene Lehrer verloren haben müßten, wenn sie auf leeres Gerede über wertlose Fragen abgeirrt seien, das keine Frucht für die Hörer schafft. Ebenso erklärt es sich nur aus einer gewissen Sympathie des Timotheus für die allegorische Gesetzesdeutung, die auch Paulus selbst gelegentlich anwendete, wenn der Apostel so ausführlich nur auf diesen Punkt näher eingeht. Jene Leute wollten Gesetzeslehrer sein, indem sie über Fragen, über die man nun einmal nichts wissen kann, geheimnisvolle Lösungen herausdeuten, die sie selbst nicht verstehen. Das sei ein dem Wesen eines Gesetzes widersprechender Mißbrauch des alttestamentlichen Gesetzes, welches dazu da sei, grobe Sünder zu strafen und alles aufzudecken, was zu der gesunden Lehre nicht stimmt. Für einen aber, der bereits gerecht geworden, sei es überhaupt nicht bestimmt, wofür er sich auf sein Evangelium von der Gesetzes-

freiheit beruft, in dem sich erst die volle Herrlichkeit des seligen Gottes enthülle. Mit diesem Evangelium sei gerade er betraut, weil er im eigenen Leben erfahren habe, wie Jesus gekommen sei, Sünder zu erretten und auch dem gröbsten Sünder, wie er einer war, Barmherzigkeit zu erweisen. Er erinnert den Timotheus an die Prophetenstimmen, die ihn einst zum Gehilfen im Dienst dieses Evangeliums für geeignet erklärt hätten, und ermahnt ihn, einen guten Kampf gegen die Lehrverirrungen zu führen, in denen das Beispiel der beiden Exkommunizierten zeigt, wie weit man durch sie vom Glauben und gutem Gewissen abkommen könne.

Im zweiten Kapitel gibt Paulus dem Timotheus Anweisungen, wie er einige Punkte im Gemeindegottesdienst regeln soll. Zuerst soll in ihm niemals die Fürbitte für ihre heidnische Umgebung, insbesondere für die Obrigkeit, fehlen. Der Apostel begründet das ausführlich durch die universelle Tendenz der durch Christum ausgeführten göttlichen Heilsabsicht und durch seine Berufung zum Heidenapostel. Ferner sollen die Männer überall, wo man zum Gebet zusammenkommt, in geweihter Stimmung ihr Gebet verrichten, welche alles Zürnen und Zanken ausschließt. Ebenso sollen die Weiber in sittsamer Kleidung erscheinen ohne jede Art von Putz, durch den sie die Augen der Männer auf sich ziehen wollen; ihr einziger Schmuck sollen ihre guten Werke sein. Auch hier wie in Korinth verbietet der Apostel das öffentliche Auftreten der Frau, das ihrer natürlichen Unterordnung unter den Mann, die er eingehend aus der Schöpfungs- und Sündenfallsgeschichte begründet, widerspreche, weil der Redende die Versammlung beherrscht. Sie sollen ihr Heil nicht suchen im Haschen nach einer ihnen von der Natur versagten Berufswirksamkeit, sondern in der Erfüllung ihres natürlichen

Berufs, der Fortpflanzung des Geschlechts, da ihr Heil im übrigen bei ihnen nur von denselben Bedingungen abhänge wie für jedermann.

In Ephesus, wo schon lange das Ältestenamt bestand, zeigte sich bereits die Neigung, dazu vorkommenden Falls gewählt zu werden. Der Apostel erklärt das für vollberechtigt, ermahnt aber Kapitel 3, umsomehr die sittliche Haltung und Vergangenheit der Wahlkandidaten zu prüfen. Es sind dieselben Erfordernisse, die er im Titusbrief bei der erstmaligen Wahl als unentbehrlich hervorhob, darunter auch die Lehrtüchtigkeit. In diesem Briefe aber verlangt er noch ausdrücklich, daß man die, welche sich an der Lehre und Ermahnung beteiligen, doppelter Ehre wert achten soll, auch in betreff der ihnen zuzubilligenden Gemeindeverpflegung, die er gerade so wie im Korintherbrief begründet. Er warnt noch davor, neu Bekehrte zu wählen, die vielleicht in ihrem Eifer für die Sache des Herrn besonders geeignet erscheinen, die aber leicht, durch diese Bevorzugung hochmütig geworden, sich böser Nachrede aussetzen könnten, auch von den Nichtchristen. Denn sie müßten auch bei diesen ein gutes Zeugnis haben, damit man der Gemeinde nicht vorwerfe, was es für Leute seien, die sie zu ihren Vorstehern wähle. Daher ermahnt er in einem späteren Teil seines Briefes mit so heiligem Ernst den Timotheus, nicht vorschnell den Gewählten die Hände aufzulegen, wenn er sie in ihr Amt einführe, sondern ihre Wahlfähigkeit nachzuprüfen, weil er sonst mitschuldig würde, wenn die Gewählten sich nachher als untüchtig erwiesen oder gar wegen Verfehlungen angeklagt würden. Freilich soll er nicht jede Anklage gegen einen Ältesten annehmen, wenn sie nicht durch zwei oder drei Zeugen bestätigt wird. Dann soll er aber die, welche sich verfehlt haben, vor

all ihren Kollegen rügen, damit diese sich vor ähnlichen Verfehlungen scheuen. Er soll aber die Untersuchung gegen sie führen ohne Vorurteil gegen den einen oder Vorliebe für den andern, also mit strengster Unparteilichkeit. Paulus überträgt hiernach ausdrücklich seinem Schüler die Disziplin über die Ältesten, die es nach dem Hingange der Apostel notwendig machte, daß sich aus dem kollegialen Ältestenamt der monarchische Episkopat entwickelte.

Es gab aber in Ephesus wie in Philippi bereits ein zweites Gemeindeamt, das wohl vorzugsweise für die Armenpflege und die Ausführung der Beschlüsse des Ältestenkollegiums geschaffen war. Auch die Diakonen sollen aber nicht ohne vorgängige Prüfung ihrer Vergangenheit zum Gemeindeamt zugelassen werden. Sie müssen nicht nur als Träger eines solchen dieselbe würdevolle Haltung zeigen wie die Ältesten, sondern besonders nicht zu Fehlern neigen, die in ihrer Berufswirksamkeit bedenklich werden können. So, wenn sie im amtlichen Verkehr mit den Gemeindegliedern zu einem so, zu dem andern anders reden, und sich dadurch das Vertrauen der Gemeindeglieder verscherzen, oder wenn sie die Gastlichkeit, die ihnen bei ihren Gemeindebesuchen geboten wird, verführt, mehr dem Genuß zu fröhnen, als ihres Amtes zu walten. Vor allem dürfen sie nicht gewinnsüchtig sein, weil die Gemeindegelder, die ihnen anvertraut werden, sie leicht verführen könnten, sich in unlauterer Weise zu bereichern. Das setzt freilich voraus, daß sie bei ihrem Glauben ein gutes Gewissen haben und diesen nicht etwa angenommen, um sich in der Gemeinde eine gewinnbringende Stellung zu verschaffen. Für sie kommt auch die Beschaffenheit ihrer Frauen in Betracht, wenn nicht durch deren würdeloses Verhalten das Amt das Mannes entwürdigt werden soll. Ins-

besondere dürfen sie nicht verleumderisch sein, weil sie sonst leicht von den mancherlei Details über die Gemeindeglieder und ihre Familien, die sie durch ihre Männer erfahren, üblen Gebrauch machen können und sie womöglich entstellt weitertragen. Auch sie müssen nüchtern in ihrem Urteil sein, um nicht durch ungesunde Erregung die Berufstätigkeit ihres Mannes zu beeinflussen, vielmehr über ihre nächsten Pflichten hinaus dem Manne, wo sich die Gelegenheit bietet, als treue Gehilfin zur Seite stehen. Zuletzt kommt Paulus auf das Familienleben der Diakonen zu sprechen, für das er dieselben Anforderungen stellt, wie für die Ältesten in Kreta. Er begründet das dadurch, daß sie durch die gute Verwaltung ihrer verhältnismäßig untergeordneten Dienste sich eine schöne Stufe in der Hochachtung der Gemeinde erwerben, die ihnen nur die volle Zuversicht in ihrem Auftreten geben kann, wenn es nicht durch irgendeinen in den Augen der Gemeinde ihnen anhaftenden Makel gelähmt wird.

Als Paulus von Ephesus Abschied nahm, hatte er den Timotheus wohl ausschließlich zurückgelassen, um, bis er selbst baldigst zurückkehrte, weiter den Lehrverirrungen entgegen zu treten, damit diese sich nicht einbürgerten. Weil er fürchtete, daß sein Schüler das nicht mit der wünschenswerten Energie tun würde, hatte er sich zu dem Brief an ihn entschlossen. Nun hatte sich aber, wie aus 3, 15 klar erhellt, herausgestellt, daß er doch nicht so schnell werde zurückkehren können, wie er gehofft hatte. Darum erteilte er ihm die Anweisungen in betreff der Gottesdienste und der Gemeindewahlen, auf die er bei seinem kurzen Aufenthalt in Ephesus noch nicht hatte eingehen können. Damit war dem Gehilfen vielleicht zum erstenmal in seiner Stellvertretung die Oberleitung einer Gemeinde anvertraut. Daher begründet der

Apostel diese Weisungen ausdrücklich dadurch, daß er wissen müsse, wie es in der Gemeinde Gottes als dem Pfeiler und der Grundveste der Wahrheit zugehen solle. Diese Wahrheit preist er mit den Worten eines altchristlichen Liedes als die Kundmachung des göttlichen Heilsratschlusses, dessen Geheimnis eben der Kirche behufs der Pflege echter Frömmigkeit anvertraut sei. Dieser feierliche Schluß zeigt offenbar, daß hier ein Absatz vorliegt, bei welchem sich der Apostel etwaige weitere Ermahnungen für die Fortsetzung des Briefes vorbehält.

Eine solche beginnt Kapitel 4 mit der Hinweisung auf eine Weissagung, welche schon wiederholt ausdrücklich von Propheten ausgesprochen war. In späterer Zeit, hatten sie gesagt, werden auf dem Gebiet des Heidentums, das die Domäne der bösen Geister ist, Irrgeister auftreten, welche teuflische Irrlehren verbreiten. Aber sie werden selbst Gläubige zum Abfall verführen, weil sie durch den heuchlerischen Schein besonderer Enthaltsamkeit ihre Sünden, deren ihr Gewissen sie brandmarkt, zudecken. Der Gipfelpunkt dieser Lehren wird das Eheverbot sein, aber darauf läßt sich Paulus gar nicht ein, weil es dem gegenwärtigen Bewußtsein noch ganz fern lag, wohl aber auf das Verbot gewisser Speisen, da auf diesem Gebiet, wie wir im Titusbrief sahen, schon gegenwärtig asketische Neigungen aufkamen, die auch seinem Timotheus nicht fremd waren. Daher führt er aus, wie für die Gläubigen, die in der Erkenntnis gereift seien, alles, was Gott geschaffen, zum Genuß bestimmt sei, sobald es nur durch Dankgebet geweiht werde. Dem Timotheus gebietet er, diese Grundsätze zu verbreiten, wenn er ein rechter Diener Christi sein will, und die Fabeln, mit welchen man die Askese begründen wollte, als Altweibergeschwätz zurückzuweisen. Er

leugnet nicht, daß die Askese einen gewissen Nutzen habe, aber der Nutzen der Übung in der Frömmigkeit sei doch ein viel umfassenderer für dieses und das zukünftige Leben, um dessenwillen er und seine Genossen keine Mühen und Leiden scheuen. Wir sehen aus einer andern Stelle unsers Briefes, daß Timotheus, um seine Sittenreinheit zu beweisen, sich ganz des Weingenusses enthielt, weshalb ihn Paulus aufmerksam machen muß, daß er damit nur seine Gesundheit schädige. Seine Sittenreinheit werde auch ohne diese demonstrative Askese offenbar werden. Auch hier führt er aus, wie Timotheus, wenn er im Wort und Wandel ein Vorbild gibt, am besten dafür sorgen wird, daß ihn niemand seiner Jugend wegen verachte. Er beauftragt seinen Schüler ausdrücklich, ihn im Gottesdienst zu vertreten bei der Schriftverlesung und der daran geknüpften Ermahnung, wie in der Lehrtätigkeit. An Befähigung dazu kann es ihm nicht fehlen, da er einst in seiner Heimat auf Grund der über ihn ergangenen Weissagungen durch die Handauflegung des ganzen Presbyteriums dazu ordiniert ist. Wenn er die ihm dabei verliehene Gabe fleißig anwendet, werde sein Fortschritt darin schon offenbar werden. Er selbst aber wird so am besten für sein und seiner Hörer Seelenheil sorgen.

Wieder in einem neuen Absatz (Kap. 5) erteilt Paulus dem Timotheus Anweisungen für die Übung der speziellen Seelsorge bei alten und jungen Männern und Frauen. Aber er benutzt das nur, um auf einen speziellen Punkt zu kommen, der ihm der Regelung bedürftig schien, auf die Witwenversorgung, die von Anfang an (vergl. Apostelgesch. 6) ein so besonderer Charakterzug der Christengemeinde war. Die Ehrung der Witwen als der Schutzbefohlenen Gottes durch die Gemeindeunterstützung soll aber nur eintreten, wenn eine

wirklich vereinsamt ist und keine dazu zunächst verpflichteten Angehörigen mehr hat. Denn wenn diese sie nicht versorgen, so seien sie schlimmer als die Heiden, die solche Pflichten oft genug erfüllen. Von solchen Witwen, die selbst Mittel besitzen und sich gar auf Grund derselben schwelgerischem Leben hingeben, könne natürlich keine Rede sein. Nun gab es aber in Ephesus bereits eine Einrichtung, wonach ältere Witwen ein kirchliches Ehrenamt bekleideten, indem sie die Aufsicht über den weiblichen Teil der Gemeinde führten. Paulus dringt darauf, daß nur wohlbeleumundete von mindestens sechzig Jahren in das Verzeichnis dieser Witwen aufgenommen werden, da jüngere leicht, wenn sie wieder heiraten wollen, sich des Vorwurfs des Treubruchs gegen das im Dienst Christi übernommene Amt aussetzten, und auch sonst bei dieser Berufstätigkeit mancherlei Verfehlungen ausgesetzt seien. Aber auch solche kirchlichen Witwen sollen von der Gemeinde nur unterstützt werden, wenn sie keine anderen Versorger haben. Auch die Sklaven soll Timotheus anweisen, ihren heidnischen Herren die ihnen gebührende Ehre zu erweisen und auch gläubigen nicht im Bewußtsein der Brudergemeinschaft diese zu versagen, sondern ihnen nur als ihren Wohltätern umso williger zu dienen.

Im sechsten Kapitel kommt Paulus noch einmal auf die Lehrverirrungen zurück und auf die sittlichen Verfehlungen, zu welchen sie führen. Namentlich rügt er, daß man sich durch seine eifrige Beschäftigung mit religiösen Fragen materielle Vorteile zu verschaffen sucht und so die Frömmigkeit zum Erwerbsmittel herabwürdigt in der Liebe zum Gelde, welche die Wurzel der mannigfaltigsten Sünden ist. Seinen Timotheus aber beschwört Paulus bei seinem Taufbekenntnis, das er einst vor vielen Zeugen ablegte, sich als einen Gottes-

menschen zu erweisen und den ihm gegebenen Auftrag treu zu erfüllen bis zur Wiederkunft Christi. Feierlich schließt der Apostel mit einem sichtlich bereits liturgisch gewordenen Lobpreis Gottes, der diese herbeiführen wird. Aber hier wird es besonders klar, daß er den bereits geschlossenen Brief noch einmal vornimmt und durch das zuletzt über die Geldgier Gesagte erinnert wird an die, welchen Gott die Güter dieser Welt beschert hat, um dem Timotheus zu zeigen, wie er sie den rechten Gebrauch dieser Güter lehren soll. Aber damit kann der Brief nicht schließen. Er muß seinen Timotheus mit andringender namentlicher Anrede noch einmal warnen vor dem leeren, jeden religiösen Wertes baren Gerede, in dem immer eine Ansicht gegen die andere steht, und zeigt, daß die angeblich dadurch geförderte Erkenntnis in Wahrheit keine ist. Charakteristisch aber ist, daß Timotheus auch hier nicht angewiesen wird, sie zu bekämpfen, sondern nur ihr aus dem Wege zu gehen, damit er nicht irgendwie davon angesteckt werde. Ein direkt an die Gemeinde gerichteter Segenswunsch zeigt, wie auch dieser Brief zur Legitimation des Timotheus, wenn er die in ihm gegebenen Anweisungen befolgte, der Gemeinde vorgelesen werden soll. Es ist einfach undenkbar, daß der Brief so abrupt schließen konnte, wenn nicht die Gelegenheit ihn abzusenden den Apostel dazu nötigte.

---

15. Kapitel.

Das Vermächtnis des Apostels.

Als Paulus Ephesus verließ, um nach Makedonien zu reisen, schlug er den Seeweg über Korinth ein, wohin ihm, wie wir aus dem zweiten Brief an Timotheus ersehen, zwei seiner Freunde das Geleit gaben. Es ging zunächst zur Küste hinab nach Milet, wo Trophimus, der eine der beiden, zurückbleiben mußte, weil er erkrankte. Der andere begleitete ihn bis Korinth. Ob aber er und Trophimus nach seiner Genesung nach Ephesus zurückgekehrt seien, als Paulus ihrer in seinem Briefe gedachte, wußte er nicht. Er hatte die Absicht, sobald er seine Geschäfte in Makedonien erledigt und seine lieben Philipper wiedergesehen hatte, über Troas und Milet nach Ephesus zurückzukehren auf demselben Wege, den er einst auf seiner Pilgerfahrt nach Jerusalem gemacht. Aber es gelang seinen Todfeinden, ihn auf's neue bei der römischen Obrigkeit zu denunzieren. Er wurde in Troas so plötzlich verhaftet und fortgeführt, daß er nicht einmal seinen Mantel und seine Bücher, die er bei seinem Gastfreunde gelassen, mitnehmen konnte. Wahrscheinlich hatte

er sofort an den Kaiser appelliert in der Hoffnung, dort ebenso sein Recht zu finden wie in der ersten Gefangenschaft. Aber die Dinge am Hofe Neros müssen sich inzwischen ungünstiger für ihn gestaltet haben. Denn als er nach Rom deportiert wurde, ward er dort nicht so wohlwollend empfangen wie das erste Mal, sondern mußte im Kerker schmachten. Furchtbar niederschmetternd muß der Eindruck gewesen sein, den diese neue Gefangennahme des Apostels auf seine Gemeinden machte. Es schien, als habe Gott ihn und die Sache des Evangeliums im Stiche gelassen. Selbst seinen Timotheus entmutigte es so tief, daß er sich von jeder öffentlichen Wirksamkeit zurückzog. Alle Asiaten, die Paulus aufforderte, nach Rom zu kommen, um in seinem Prozeß Zeugnis für ihn abzulegen, hatten es abgelehnt, um nicht in seine Sache verwickelt zu werden. Nur ein Epheser, namens Onesiphorus, der sich große Verdienste um die dortige Gemeinde erworben, hatte, als er gerade nach Rom reiste, ihn aufgesucht und sich keine Mühe verdrießen lassen, ihn aufzufinden, was nicht so leicht war, da man nicht wußte, in welchem Kerker Paulus in Fesseln lag. Er hatte ihn viel besucht und in seiner Niedergeschlagenheit oft erquickt. Er scheint aber bald darauf gestorben zu sein.

So geschah es, daß, als es zu seinem ersten Verhör kam, keiner dem Apostel beistand, weil auch aus der römischen Gemeinde niemand wagte, für ihn einzutreten. Der Schmied Alexander, den er in Ephesus exkommuniziert hatte, trat sogar offen als Zeuge wider ihn auf und wagte es, in der frechsten Weise seine Aussagen Lügen zu strafen. Aber der Herr gab ihm großen Freimut, vor der zahlreichen Korona, vor welcher sein Prozeß verhandelt wurde, sich und das Evangelium zu verteidigen; und es kam wirklich

bei dieser ersten Verhandlung seiner Sache noch nicht zu seiner Verurteilung. Paulus fühlte sich wie aus dem Löwenrachen errettet. Aber eine zweite Verhandlung stand bevor, von der er das Schlimmste befürchtete. Er fühlte sich sehr vereinsamt. Von drei Freunden, von denen Timotheus erwarten mußte, daß sie bei ihm seien, schreibt er, daß sie fortgegangen. Demas, der einst in der Gefangenschaft zu Cäsarea bei ihm war, hatte sich ganz vom Christentum abgewandt und war nach Thessalonich gereist. Was den uns unbekannten Krescenz bewogen hatte, nach Galatien zu gehen und den Titus nach Dalmatien, wissen wir nicht. Von letzterem ersehen wir daraus nur, daß ihn Paulus wie er ihm im Titusbrief in Aussicht gestellt, durch Artemas in Kreta abgelöst hatte. Er war wohl, wie er ihm geheißen, nach Nikopolis gereist, hatte aber unterwegs die Kunde von der neuen Gefangenschaft des Apostels erhalten und war sofort zu ihm nach Rom gegangen, um sich ihm zur Verfügung zu stellen. Paulus aber hatte ihn nach Dalmatien geschickt, damit er von dort nach Nikopolis in Epirus gehe und ihn dort, wohin Paulus für den Winter selbst hatte gehen wollen, vertrete. Nur sein treuer Arzt Lukas, den wir seit des Paulus erster Ankunft in Rom ganz aus den Augen verloren haben, war wieder bei ihm. Paulus aber sehnte sich nach seinem Timotheus. Er gedachte der heißen Tränen, mit denen dieser sein Lieblingsschüler einst in Ephesus von ihm Abschied genommen, und verlangte nach dem, was Onesiphorus von ihm Betrübendes über seine Entmutigung berichtet, doppelt danach, ihn wiederzusehen, um ihm zurechtzuhelfen.

So kam es, daß er an ihn schrieb, und ihn bat, möglichst schnell zu ihm nach Rom zu kommen, ehe die einbrechende

Winterszeit die Reise für lange Zeit unmöglich mache. Er sollte den Markus mitbringen, aber nicht, um mit ihm dem Apostel Gesellschaft zu leisten, sondern weil er einen wichtigen Auftrag für diesen nun längst erprobten Gehilfen habe. Auch bittet er den Timotheus, seinen Mantel, wie die Bücher, die er in Troas bei Karpus gelassen, mitzubringen. Timotheus könne sofort abreisen, da er bereits den Tychikus mit seiner Vertretung in Ephesus beauftragt habe. Nur solle er dafür sorgen, daß der Schmied Alexander nichts von seiner Abreise erfahre, da dieser sicher alles versuchen würde, um den Timotheus zu verhindern, daß er als der beste Entlastungs-zeuge für Paulus bei der bevorstehenden Prozeßverhandlung ihm zur Seite stehe. Aber immer blieb es zweifelhaft, ob Timotheus noch vor dieser eintreffen werde oder erst nach seiner Verurteilung und seinem Märtyrertode. In diesem Falle war der Brief, in dem er ihn nach Rom beschied, zugleich sein Vermächtnis an diesen seinen Lieblingsschüler. Paulus ist sich dessen auch voll bewußt; denn für einen Brief, nach dessen Empfang Timotheus möglichst bald ab-reisen sollte, hatten ja alle seine Ermahnungen für seine Amtstätigkeit keinen Sinn. Paulus gibt dem Brief daher von vornherein den Charakter eines amtlichen Schreibens. Gott, der ihn zum Apostel einer Lebensverheißung berufen hat, deren Erfüllung Christus ermöglicht, hat es ihn ge-heißen, seinem geliebten Kinde diese letzten Aufträge zu erteilen.

Zuerst muß er den Timotheus erinnern, sich aus der tiefen Entmutigung, die ihn infolge der neuen Gefangen-schaft seines Meisters befallen hat, aufzuraffen und wieder die Gabe, die Gott ihm verlieh, als der Apostel ihm die Hände auflegte, um ihn zu seinem Gehilfendienst zu weihen, zu er-

wecken zu neuer Betätigung. Mit großer Zartheit leitet er seine Ermahnung damit ein, daß er sich bei dem von ihm so heiß ersehnten Wiedersehen vor allem freue auf den Eindruck seines ungefälschten Glaubens, wie er ihn von Mutter und Großmutter empfangen habe. Auch er selbst ist sich ja bewußt, daß sein Dank für alles, was Gott an seinem geistlichen Kinde getan, aus einer Gottesverehrung stammt, die er darum mit so gutem Gewissen übt, weil er sie nicht selbst sich erdacht, sondern von seinen Voreltern ererbt hat. Wenn er aber seinen Schüler ermahnt, sich seiner und des Evangeliums nicht zu schämen wegen ihrer scheinbaren Gottverlassenheit, sondern mit für das Evangelium zu leiden, so verweist er ihn nicht an seine eigene Kraft, die er zusammenraffen soll, sondern auf den heiligen Geist, der allen Christen geschenkt und zu dessen Wesen es gehört, dazu zu befähigen. Die Gotteskraft, die das allein vermag, beruht auf dem, was der Kern und Stern des ihm speziell anvertrauten Evangeliums ist. Es ist die freie, unverdiente Gnade Gottes, die uns von Ewigkeit her geschenkt, aber erst durch Christum kundgemacht worden ist, als er erschien, um dem Tode die Macht zu nehmen und ein unvergängliches Leben durch seine Heilsbotschaft ans Licht zu bringen. Das gibt dem Apostel die Kraft, ohne Scheu zu leiden, was sein Beruf ihm auferlegt, weil er weiß, daß Gott selbst ihm diesen zu erfüllen helfen wird. So soll auch Timotheus den ihm erteilten Auftrag ausrichten in der Kraft des heiligen Geistes.

Im zweiten Kapitel geht Paulus zu einem anderen Punkt über, der ihm, wie wir schon aus den andern Pastoralbriefen sahen, in dieser Zeit ganz besonders am Herzen lag, die Sicherung der gesunden Lehre für die Zukunft gegenüber

den immer weiter um sich greifenden Lehrverirrungen. Timotheus soll selbst eine Anzahl verläßlicher und lehrtüchtiger Männer suchen und diese ausdrücklich mit der Verkündigung des Evangeliums betrauen, wie er damit betraut wurde. Er soll sich mit ihnen zusammenschließen zu einer Streiterschar Christi, die bereit ist, alles zu erdulden, was es in seinem Dienst naturgemäß zu leiden gibt. Paulus weist darauf hin, wie das ihnen anvertraute Evangelium sich zusammenfaßt in das Bekenntnis des Auferstandenen und des zur königlichen Machtherrschaft erhobenen Davidsohns. Um dieses Bekenntnisses willen leidet er wie ein Übeltäter Ketten und Banden, aber das Wort Gottes ist nicht gebunden, sondern ermuntert die Auserwählten, wie er, durch ausdauernde Geduld die Heilsvollendung zu erstreben. Er erinnert an die Worte eines altkirchlichen Liedes, das dem für Christus Gestorbenen die Gemeinschaft der Herrschaft mit ihm verheißt und an das bekannte Wort des Herrn, das vor seiner Verleugnung warnt.

Auch die gewonnenen Mitarbeiter soll Timotheus beschwören, sich nicht in Wortgefechte mit den neumodischen Lehrern einzulassen, weil das nur die Zuhörer völlig verwirrt, als ob es sich im Christentum um verschiedene Ansichten handle und nicht um die Heilswahrheit, die er als das Vorbild eines rechten Dieners Gottes nur selber richtig in seiner Predigt austeilen soll. Auch den profanen Schwätzern hilft das Streiten mit ihnen gar nicht, weil sie dadurch nur zu immer verkehrteren Anschauungen fortgetrieben werden, die schließlich den Glauben selbst bestreiten. Man braucht auch nicht zu fürchten, daß durch sie das Fundament der Gemeinde in den Erwählten zum Wanken gebracht werde. Allerdings hatte Paulus einst geglaubt, daß alle zur Mitglied-

schaft der Gemeinde Berufenen auserwählt seien. Aber er hat aus der Erfahrung lernen müssen, daß, wie in einem großen Hause es sehr verschiedene Geräte gibt, es auch in der Kirche Glieder von sehr verschiedenem Werte geben muß. Es komme nur darauf an, sich von allem, was einem noch von Unrechtschaffenheit anklebt, zu reinigen, um sich zu einem dem Hausherrn wahrhaft nützlichen Gefäß zu machen. Paulus nennt es ein jugendliches Gelüste, wenn man sich zutraut, andere durch Disputieren mit ihnen bekehren zu können, statt ihnen einfach durch sein eigenes Vorbild zu predigen. Man solle sich auf ihre törichten und anmaßlichen Fragen, die nur neuen Streit erregen, gar nicht einlassen, sondern sie mit Sanftmut zurechtweisen und geduldig abwarten, ob Gott den Widerspenstigen nicht die Sinnesänderung schenkt, die sie befähigt, sich aus des Teufels Strick zu befreien, der sie gefangen hält. Sind sie aber hoffnungslos böse, so wird es mit ihnen und den durch sie Verführten immer weiter abwärts gehen.

Trübe blickt der Apostel in die Zukunft hinaus. Er sieht in den letzten Zeiten vor der Wiederkunft Christi nach Kapitel 3 ein tiefes Sinken der Sittlichkeit in der Christenheit voraus, die sich mit den äußeren Formen der Frömmigkeit begnügen wird. Timotheus wird diese Zeit voraussichtlich noch erleben und soll sich dann streng von solchem heuchlerischen Treiben scheiden. Fehlt es doch schon jetzt nicht an Vorboten davon. Nicht ohne Ironie schildert Paulus die Propaganda der neuen Weisheitslehrer, die als leichte Beute solche Weiber davonführen, die mit Sünden beladen sind und sie durchaus nicht lassen wollen. Ihr religiöses Bedürfnis befriedigen sie damit, daß sie immer Neues hören wollen, nur nicht die Wahrheit, die damit beginnt, Sinnesänderung zu

fordern. Von der wollen freilich jene Lehrer nichts wissen, die es aber nicht weit bringen werden mit ihrer Weisheit, weil deren Sinnlosigkeit bald allen offenbar werden wird.

Tief ergreifend ist es, wie Paulus den Timotheus in seiner Schlußmahnung erinnert an die Tage, wo er sich zu der Nachfolge des Apostels entschloß. Es war ja nicht nur seine Lehre und seine Lebensführung, oder, wie er bescheiden hinzufügt, die, welche er sich vorsetzte, die Timotheus sich zum Vorbild zu nehmen entschloß. Es waren auch die Verfolgungen und Leiden, die dem Apostel damals in der Heimat des Timotheus widerfuhren, an denen er sehen konnte, was alle, die in christlicher Frömmigkeit leben wollen, zu erwarten haben. Aber er sah auch, wie der Apostel alle jene Verfolgungen standhaft erduldete, und wie Gott immer wieder ihn daraus errettete. Er braucht also nur zu bleiben in dem, was er damals gelernt, weil er weiß, von wem er es gelernt, und zwar nicht nur von Menschen, sondern aus der heiligen, von Gott eingegebenen Schrift. Die hat er von Kindheit auf gelernt, und sie muß freilich im Glauben an Jesum gedeutet werden, wenn sie uns den Weg zur Seligkeit weisen soll. Feierlich beschwört Paulus den Timotheus, das ihm aufgetragene Wort Gottes zu verkündigen (vergl. Kap. 4) und damit aufzutreten ohne Rücksicht darauf, ob er den Hörern zur rechten Zeit oder zur Unzeit kommt mit seiner Lehre und Ermahnung. Denn noch einmal muß er daran erinnern, daß eine Zeit kommen wird, wo man die gesunde Lehre nicht wird hören wollen und sich zu den Fabeln kehren, welche die religiöse Neugier befriedigen und jeden seinen Lüsten nachgehen lassen. Timotheus aber soll sich die Nüchternheit bewahren, die zwischen gesunder Lehre und krankhaften Liebhabereien zu unterscheiden weiß, und ohne

Leidensscheu das ihm befohlene Amt eines Evangelisten voll ausrichten.

Jetzt ist es Zeit, daß Timotheus an seine Stelle trete, denn sein Lebenswerk ist abgeschlossen, und die Zeit seines Abschieds ist nahe. Er hat nur noch im Märtyrertode sein Blut zu vergießen als ein Trankopfer zu dem Gesamtopfer seines Lebens. Er hat einen guten Kampf gekämpft, und die Tatsache liegt vor Augen, daß er seine Aufgabe erfüllt und den Glauben bewahrt hat. Er weiß, daß der gerechte Richter ihn am Tage seiner Wiederkunft krönen wird mit dem Kranz der Gerechtigkeit, der ihm schon bereit liegt, und nicht nur ihn, sondern alle, die nicht zu zittern brauchen vor seiner Wiederkunft, sondern sich auf sie freuen, wie er. Das ist das Testament, das er seinem geistlichen Kinde hinterläßt für den Fall, daß sie sich nicht mehr sehen sollten; es war der stärkste Antrieb für Timotheus, sein Leben einst so beschließen zu können, wie er seinen Lehrer dem Lebensende entgegengehen sah. Nach den schon oben besprochenen Personalien grüßt Paulus Aquila und Priskilla, die einst mit ihm von Korinth nach Ephesus gegangen und dort geblieben waren, sowie das Haus des Onesiphorus, der also inzwischen bereits gestorben sein muß, und motiviert, weshalb er Trophimus und Erast nicht grüßen lassen kann, da er nicht weiß, ob sie wieder in Ephesus sind. Er bestellt die Grüße einiger römischer Freunde, die Timotheus in der ersten Gefangenschaft des Apostels näher kennen gelernt hat, und aller dortigen Brüder. Schließlich befiehlt er dem Herrn das Geistesleben seines Schülers und spricht seinen Segen über die ganze Gemeinde aus, der Timotheus auch diesen amtlichen Brief vorlesen wird.

Dieser Brief ist die letzte urkundliche Spur aus dem

Leben des Apostels. Alles übrige ist für uns in undurchdringliches Dunkel gehüllt. Unanfechtbar ist nur die alte Überlieferung, daß Paulus ebenso wie Petrus unter Nero den Märtyrertod gestorben ist. Aber wann und unter welchen Umständen es dazu gekommen, darüber fehlt uns jede nähere Kunde. Wir wissen nicht einmal, ob Timotheus noch nach Rom gekommen ist, und ob er den Apostel noch am Leben gefunden hat, wenn es auch nach einer Andeutung im Hebräerbrief so scheint, als sei er in den Prozeß des Apostels verwickelt und ebenfalls gefangen gesetzt, aber wieder freigelassen worden. Ebenso wenig wissen wir, wann Petrus nach Rom gekommen, und ob er, wie die alte Kirche annahm, mit Paulus zugleich hingerichtet ist. Es liegt ja nahe, anzunehmen, daß beide in den Schreckenstagen des Sommers 64 umgekommen sind, als Nero die Schuld an dem Brande Roms auf die Christen abwälzte, welche durch die Verleumdungen der Juden und durch ihren Anspruch, die allein wahre Religion zu besitzen, der Gegenstand des allgemeinen Hasses geworden waren. Aber wenn irgend etwas Wahres der alten Überlieferung zu Grunde liegt, daß Paulus mit dem Schwerte enthauptet, Petrus aber gekreuzigt sei, so kann das damals nicht geschehen sein, da die entfesselte Volkswut in jenen Tagen sicher keinen Unterschied machte zwischen einem Christen, der das römische Bürgerrecht besaß und einem, der den Sklaventod der Kreuzigung erleiden durfte. Auch glaubte man im kirchlichen Altertum noch die Marterstätten der beiden Apostel zeigen zu können, was auch auf eine ordentliche Hinrichtung führt. Jedenfalls können beide Apostel erst in den letzten Regierungsjahren Neros, der 68 starb, hingerichtet sein. Es bleibt also für uns unmöglich, den Märtyrertod der beiden großen Apostel uns vor Augen

zu malen, wie einst Paulus den Galatern Christum den Gekreuzigten. Nur einer ist gestorben uns zu gut, nur eine Marterstätte gibt es, an der wir anbeten sollen, das Kreuz auf Golgatha.

16. Kapitel.

Die Gemeinden in der nachpaulinischen Zeit.

In den paulinischen Briefen findet sich nirgends die leiseste Andeutung davon, daß es bereits Schriften gab, welche das Leben Jesu oder einzelne Teile desselben darzustellen beabsichtigten. Die spärlichen Berufungen auf Worte Jesu in ihnen gehen nicht auf schriftliche Aufzeichnungen zurück, sondern auf die mündliche Überlieferung, auf welche Paulus selbst alles zurückführt, was er von dem Tode Christi und seiner Auferstehung erzählt hatte. Lange Zeit war keinerlei Bedürfnis zu solchen Aufzeichnungen vorhanden. In der Gemeinde zu Jerusalem, wo noch am längsten viele Augen- und Ohrenzeugen des Lebens Jesu zusammen waren, bildete sich früh ein Kreis von Reden und Spruchreihen Jesu, die man am häufigsten wiederholte, weil sie ein besonderes Interesse für die in der Urgemeinde ventilierten Fragen hatten. Ebenso ein Kreis von Erzählungen, die stets den tiefsten Eindruck gemacht hatten oder wegen einzelner dabei gesprochener Worte Jesu besonders in der Erinnerung haften geblieben waren. Natürlich handelte es sich dabei wesentlich um galiläische

Ereignisse, da das, was in Jerusalem geschehen war, die Glieder der Gemeinde meist selbst miterlebt hatten. In diesem Kreise wurde die Wiedergabe der Reden und Taten Jesu immer auf's neue ergänzt und verbessert, und so bildete sich allmählich eine so abgeschliffene Form ihrer Darstellung heraus, daß man von ihr nicht gern abgehen mochte. Erst als mit dem Beginn des jüdischen Revolutionskrieges, welchen Jesus als den Anfang des Endes bezeichnet hatte, die Zeit nahte, von der Jesus ausdrücklich gesagt hatte, daß in ihr die Gläubigen in Judäa schleunigst ins Gebirge flüchten müßten, um dem nahenden Untergang zu entgehen, hatte der Apostel Matthäus, der als ehemaliger Zöllner am besten den Griffel zu führen verstand, jene Redestücke und Erzählungen aufgezeichnet. Teils wollte er an die Befolgung des Befehls Jesu erinnern (vergl. Matth. 24, 13 f.), teils der sich nun zerstreuenden Gemeinde diesen kostbaren Schatz der in ihr gepflegten Erinnerungen aus dem Leben Jesu mitgeben.

Für noch engere Kreise und wohl schon früher entstanden Aufzeichnungen auf dem Gebirge Juda, wo das Jesu nahe verwandte Haus des Priesters Zacharias stand. Hier waren es besonders die Erinnerungen aus der Kindheit Jesu, welche dort aufgezeichnet wurden, um sich immer wieder an ihnen zu erbauen, da in ihnen auch Lobgesänge aus jener Zeit enthalten waren. In diesem Kreise wußte man natürlich von den galiläischen Erlebnissen und Reden Jesu nur wenig, und von dem wenigen galt nur aufzunehmen, was eine unmittelbare Anwendung auf die Situation der Leser zuließ. Desto mehr wußte man dort zu erzählen von dem Hinaufziehen Jesu nach Jerusalem, von seinen Erlebnissen daselbst, von seinen letzten Leidenstagen und den ersten Er-

scheinungen des Auferstandenen. Mit dem Zwölfapostelkreise scheinen die, unter welchen jene Aufzeichnungen entstanden, nur wenig Berührung gehabt zu haben. Natürlich waren diese Aufzeichnungen ebenso wie die Matthäusschrift in aramäischer Sprache geschrieben, welche Jesus geredet hatte, und welche ihre Leser in den Versammlungen, in denen sie gelesen wurden, sprachen. Erst als diese beiden Schriften in griechisch redenden Gemeinden bekannt wurden, trat außerhalb Palästinas das Bedürfnis ein, sie auch in griechischer Sprache zu besitzen.

Der erste, welcher für die heidenchristlichen Gemeinden ein Bild des Lebens Jesu zu entwerfen suchte, und natürlich in griechischer Sprache, war Johannes Markus, dem wir vielfach in dem Kreise des Paulus begegnet sind. Er hatte teils in dem, was er selbst miterlebt, teils in dem, was er seinen Lehrer Petrus hatte erzählen hören, Stoff genug dazu; aber er selbst hatte ja dem engeren Schülerkreise Jesu nicht angehört, und Petrus hatte in seinen Lehrvorträgen natürlich nur einzelnes aus den Erlebnissen Jesu und von seinen Worten mitgeteilt. Daher konnte Markus, selbst wenn er es wollte, nicht eine zusammenhängende Geschichte Jesu erzählen, welche die Entwicklung seines Lebensganges darstellte. Auch die alte Matthäusschrift, die ihm in griechischer Übersetzung sichtlich bereits bekannt war, enthielt nur sachlich zusammengeordnete Erzählungs- und Redestücke. Er konnte also nur durch Gruppen von Erzählungen die verschiedenen Seiten des Lebens Jesu schildern. So die erste Zeit, wo Jesus noch überall vollen Beifall fand, sodann die beginnende und rasch zur Todesfeindschaft heranwachsende Opposition der Schriftgelehrten und Pharisäer; so die Konstituierung des Zwölfjüngerkreises und seine erste Aussendung; so die Reisen Jesu, auf denen er sich ganz der Erziehung und Belehrung seiner

Jünger widmete. Wirklich zusammenhängend konnte er nur die Ereignisse von der Gefangennehmung Jesu bis zu seinem Tode aufzeichnen, und er schloß mit dem Erlebnis der Frauen an dem leer gefundenen Grabe, das auf das himmlische Leben des erhöhten Herrn hinauswies.

Aber obwohl sich in seinem Evangelium noch die volle Freude am farbenreichen Erzählen dieser Dinge zeigt, so hatten doch seine Aufzeichnungen wesentlich einen lehrhaften und erbaulichen Zweck. Dieser erhellt aber auf's klarste daraus, daß er aus den reichen Redeschätzen der Matthäusschrift nur die Rede aufgenommen hat, welche die Verheißung der Wiederkunft Jesu enthält. Er schrieb also offenbar zu einer Zeit, wo durch das scheinbare Verziehen der einst so nahe gehofften Wiederkunft Jesu die Hoffnung auf sie ins Wanken geraten war und einer erneuten Stärkung bedurfte. Je mehr aber die Erfüllung jener Hoffnung zweifelhaft zu werden schien, desto mehr trat der Anstoß, welchen man einst an dem schmachvollen Verbrechertode Jesu genommen hatte, und den man nur durch jene Hoffnung überwinden konnte, wieder hervor. Daher läßt Markus die Belehrung der Jünger immer wieder gipfeln in der Weissagung Jesu von seinem Tode mit allen ihren Details und in dem Hinweis auf seine Auferstehung. Auch erzählt er mit genauer Datierung das Gesicht der drei Vertrauten Jesu auf dem Berge der Verklärung, in dem Jesus sie seine Herrlichkeit schauen ließ, in welcher er einst wiederzukommen verheißen hatte. Das Evangelium ist aller Wahrscheinlichkeit nach erst nach dem Tode des Petrus in Rom geschrieben, wo Markus noch das Ende seines Meisters miterlebt hatte, aber noch vor der Zerstörung Jerusalems in einer Zeit, wo man bereits die Hoffnung Jesu, daß seine Wiederkunft unmittelbar nach der Trübsal

in Judäa, wie er weissagte, eintreten werde, sich anders deuten mußte, als es der Wortlaut der Matthäusschrift zuließ.

In der Urgemeinde, dem älteren Mittelpunkt des Christentums, beschwor das Sinken der Wiederkunftshoffnung eine ganz besondere Gefahr herauf. Seit dem ersten Ausbruch des jüdischen Fanatismus in der Verfolgung, welche das Auftreten und der Märtyrertod des Stephanus hervorrief, hatten die palästinensischen Gemeinden eine verhältnismäßig friedliche Zeit ihrer Entwicklung erlebt. Für sie hatte der Messiasglaube nie in einem Gegensatz zu ihrer religiösen Vergangenheit gestanden. Sie nahmen am Gottesdienst im Tempel und in der Synagoge teil und suchten ihre Frömmigkeit in der strengsten Befolgung des alttestamentlichen Gesetzes zu beweisen. Mit keinem Wort hatte sie Jesus von ihm frei gesprochen, und jede Vernachlässigung des Gesetzes hätte ihnen die Möglichkeit genommen, noch weiter für die Bekehrung ihrer Volksgenossen zu wirken. Immer noch hoffte man aber, daß es einst zur Gesamtbekehrung des Volkes kommen werde, welche die Wiederkunft Christi und die Heilsvollendung herbeiführen mußte. Gegen diese gesetzestreue Gemeinde war nichts Ernstes als Anklage vorzubringen; selbst die Pharisäer, welche die gehässigsten Feinde der Person Jesu gewesen waren, mußten ihren Gesetzeseifer anerkennen. Ihre Ansicht, daß der gekreuzigte Jesus von Nazareth ihr Messias sei, und demnächst wiederkommen werde, sein Reich aufzurichten, konnte man als Torheit verspotten, aber hier verfing doch die politische Mißdeutung der Messiasfrage, mit der man einst Jesum zu vernichten gesucht hatte, nicht, da man den rein religiösen Charakter der Gemeinde, die sich von aller Politik fern hielt, genau kannte. Die Verleum-

dungen der Juden in der Diaspora, mit welchen diese die Heiden gegen die Christensekte aufhetzten, und die schandbare Erdichtung geheimer Greuel, die sie in ihren Konventikeln verübten, konnten wohl in der Heidenwelt sie zum Gegenstande des allgemeinen Abscheus machen, welcher die Greuelszenen des Jahres 64 hervorrief; in Palästina ließ die Gesetzesstrenge der Christensekte jene Verleumdungen nicht aufkommen.

Anders wurde es erst mit dem Jahre 63, wo Jakobus, der Bruder des Herrn, der an der Spitze der Urgemeinde stand, dem Hasse des sadducäischen Hohenpriesters zum Opfer fiel. Wir kennen die Motive dieses Justizmordes nicht genauer, aber wir wissen, daß selbst viele im Volke ihn mißbilligten. Soviel wissen wir genau, daß in den sechziger Jahren je länger je mehr die pseudomessianische Bewegung im Volk gährte, welche die Freiheit vom Joch der Römer und ihrer Kreaturen mit Gewalt erzwingen wollte, und welche in dem unglücklichen Revolutionskriege, wie schon Jesus voraussah, zum Ausbruch kam. Dieser mußte die Christensekte ein Dorn im Auge sein, welche mit ihr nichts zu tun haben wollte und alle Hoffnung auf die Wiederkunft des Messias setzte. Nun begannen auf's neue die Bedrückungen der Christen, die man unter irgend welchen Vorwänden ihrer Güter beraubte und einkerkerte. Die ohnehin armen Gemeinden Judäas, für welche Paulus so eifrig kollektiert hatte, litten schwer darunter. Man kann sich die Versuchung, die damit über die Messiasgläubigen kam, nicht schwer genug vorstellen. Sie hatten gehofft, daß mit dem Erscheinen des Messias die im alten Testament verheißene goldene Zeit anbrechen werde, und jetzt hatte ihr Glaube an den Messias ihnen nur eine Verschlimmerung ihrer Lage und schwere

Verfolgungen eingebracht. Eine Zeitlang hatte die Urgemeinde diese tapfer ertragen in der Hoffnung auf die baldige Wiederkunft des Messias. Sie hatten dieselben sogar, wie der Hebräerbrief ihnen das Zeugnis gibt, weil sie hofften, dadurch ihre echte Jüngerschaft bewährt zu haben, welche Jesu bei seiner Wiederkehr zu belohnen verheißen hatte, mit Freuden begrüßt. Aber die Wiederkunft verzog von einem Jahr zum andern. Das war es, was eine schwere Krisis in ihr heraufbeschwor. Man begann zu fragen, ob der Messiasglaube, der in seinem Gipfelpunkt zu versagen schien, die Opfer wert sei, die man täglich dafür bringen mußte. Man begann zu fragen, ob man nicht zuletzt mit den Heilsmitteln, welche das Gesetz Moses darbot, seine religiösen Bedürfnisse befriedigen könne. Die Zuverlässigkeit des Moses stand doch unbedingt fest, während der Glaube an die Zuverlässigkeit Jesu, den sie für ihren Messias hielten, ins Wanken geriet, weil die Verheißung seiner Wiederkunft sich nicht zu erfüllen schien. Unter diesen Umständen gewannen die alten Bedenken gegen die Messianität Jesu, die wir schon im Markusevangelium wieder auftauchen sahen, und die man nur in der Hoffnung auf seine baldige Wiederkunft überwunden hatte, wieder Macht über die Gemüter. Es konnte doch auch nicht fehlen, daß die Begeisterung ihrer Volksgenossen für den letzten Kampf, der für die auch von ihnen so hoch verehrten Heiligtümer gestritten werden sollte, zuletzt auch in ihnen zündete. Unter diesen Umständen entstand die Neigung, den Messiasglauben aufzugeben und sich mit seinen Volksgenossen wieder auszusöhnen. Es kam soweit, daß etliche bereits die christlichen Konventikel, durch deren Besuch man sich auffällig zur Christensekte bekannte, verließen, und sich mit den Synagogenversammlungen begnügten.

Da war es **ein** Mann, der die ungeheure Gefahr der Situation durchschaute: Barnabas, der einstige Gefährte des Paulus auf seiner ersten Missionsreise, der früher eine große Rolle in der Urgemeinde gespielt hatte, aber jetzt längst auf seinen Missionswegen ihr entfremdet war. Er beschloß, an sie zu schreiben, aber ohne sich zu nennen, weil man wegen seiner Beziehungen zu den heidenchristlichen Gemeinden des Paulus seine Treue gegen das väterliche Gesetz zu beargwöhnen begonnen hatte; er wollte nur als Bruder seine christlichen Brüder ermahnen. Er war ein Levit, der mit den im Alten Testament geordneten Kultuseinrichtungen besonders Bescheid wußte, ein Mann von echt prophetischer Begabung, der dem hohen Pathos seines Glaubenseifers einen stilistisch vollendeten Ausdruck zu geben wußte. Er ist der einzige, der aus dem kirchlichen Altertum uns durch eine Gemeindeüberlieferung als der Verfasser des Hebräerbriefs bezeichnet wird. Er geht aus von dem, was ihn mit seinen messiasgläubigen Brüdern im Glauben verbindet: von der gottgleichen Erhabenheit des Messias über alle, in denen Gott zu den Vätern geredet, auch über Moses, da seine Treue noch viel sicherer gewährleistet sei, als dessen Treue. Er weist auf die ungeheure Verantwortung hin, die man sich zuziehe, wenn man sich durch Zeitströmungen vom Hören auf Jesu Heilsbotschaft abtreiben lasse. An dem Warnungsbeispiel der Wüstengeneration zeigt er, wie der Unglaube an Gottes Verheißungen eine Todsünde sei und ein Aufgeben des Bekenntnisses zum Messias ein Abfall von dem lebendigen Gott sein würde. Er erinnert daran, wie die Leidensprüfungen des Messias, an denen man wieder Anstoß zu nehmen begann, ihn gerade befähigt haben, als ein treuer Hoherpriester ihnen in ihren Anfechtungen Hilfe zu ver-

schaffen, und wie sein Tod eben zu ihrem Heil notwendig gewesen sei. Immer wieder zeigt er, wie der Abfall vom Messiasglauben die Sünde sei, die nie mehr vergeben werden könne, weil, wenn alle Motive, die zu ihm geführt, sich bei ihnen in der gegenwärtigen Leidensprüfung als unwirksam erwiesen, eine Umkehr für sie unmöglich sei. Aber er wolle um ihres echt christlichen Liebeseifers willen nicht fürchten, daß Gott ihre mangelnde Willigkeit das Wort seiner Ermahnung zu hören mit der Verstockung strafen werde, die sie dazu für immer unfähig mache.

So beginnt er denn den großartigen Nachweis, der den Mittelpunkt seines Briefes bildet, daß mit dem Hohenpriestertum des Messias und seinem Opfer das levitische Priestertum überhaupt und damit der gesamte alttestamentliche Opferkultus abgeschafft sei in dem neuen Bunde, der mit dem Todesopfer Christi auf Golgatha gestiftet. Darum könne man gar nicht mehr in den alten Heiligtümern sein Genüge finden; für die Sünde des Abfalls vom Glauben gäbe es kein Opfer mehr, sondern nur noch das furchtbare göttliche Zorngericht. Die Ausdauer des Glaubens in allen Drangsalen sei es gerade, was Gott in der Gegenwart verlange; denn der Glaube sei eben die Zuversicht auf die Heilsvollendung und die nie wankende Überzeugung von den unsichtbaren Tatsachen, auf die er sich gründet. Barnabas zeigt, wie der Glaube der Väter und der Glaube Jesu, der ihr höchstes Vorbild sein müsse, kein anderer gewesen sei, als der jetzt von ihnen geforderte. Er erinnert daran, wie ihre Leidensprüfungen noch nicht einmal Blut und Leben von ihnen verlangt hätten, sondern nach der Schrift nur Zuchtmittel seien, durch welche die väterliche Liebe Gottes sie zur Glaubensbewährung erziehe. Er macht die ganze

Gemeinde, die, noch in irdischen Messiashoffnungen befangen, nichts davon hören wolle, daß das Gottesreich erst in der unwandelbaren neuen Welt beginne, dafür verantwortlich, wenn sie nicht imstande sei, ihre gefährdeten Glieder vor der Todsünde des Abfalls zu bewahren. Mit hoher Lehrweisheit läßt er seine Schlußermahnung, die eigentlich nur eine Erinnerung ist an das, was sie bisher schon geleistet, ausgehen in dem Hinweis auf die erste Generation ihrer Führer, die ihnen einst das Evangelium verkündigt, und die jetzt schon ihren Glauben im Tode besiegelt haben. Die hätten nie etwas gewußt von den mancherlei neuen Lehren, durch welche man jetzt einen Ersatz für den Messiasglauben in den alten Heiligtümern finden wolle. Dann aber deutet er unmißverständlich an, was er im gegenwärtigen Augenblick für die einzige Rettung aus der sie bedrohenden Gefahr des Abfalls hält, die entschlossene kultische und soziale Trennung von ihren ungläubigen Volksgenossen. Das ist der Höhepunkt des Briefs, auf welchen alle seine Erörterungen und Ermahnungen abzielen.

Aus dem Briefschluß erfahren wir, daß die gegenwärtigen Führer der Gemeinde wie die im Glauben bereits entschlafenen fest im Glauben standen; daß es der Gemeinde nur an der Folgsamkeit ihnen gegenüber fehlte. Aber Barnabas selbst will so bald als möglich zu ihr kommen, die er doch als seine eigentliche Heimat betrachtet, um die mit Absicht am Schluß des Briefes nur kurz angedeutete Ermahnung, für die er noch einmal um willige Aufnahme bittet, durch sein mündliches Wort näher zu erläutern. Darum empfiehlt er sich ihrer Fürbitte, indem er ausdrücklich dem Argwohn gegenüber, daß er und seine Genossen in den heidenchristlichen Kreisen, in denen sie verkehren, an ihrer Ge-

setzestreue Schaden gelitten hätten, betont, wie ihr Gewissen ihnen bezeuge, daß sie allezeit bestrebt gewesen seien, den rechten Weg zu wandeln. Auf seinen Missionswegen hat er einige aus Italien gekommene Gemeindeglieder, von denen er grüßt, getroffen, welche ihm die Nachricht brachten, daß Timotheus, der in Rom gefangen war, frei gekommen sei. Offenbar wußten die Leser, daß er in den Prozeß der beiden großen Apostel verwickelt und so in Gefangenschaft geraten sei. Wenn er irgend rechtzeitig ankäme, will er Timotheus mitbringen, natürlich damit er ihnen näheres über den Märtyrertod des Petrus und Paulus erzähle. Den Brief übersendet Barnabas an einige ihm näher befreundete Führer, die ihre Kollegen und die ganze Gemeinde von ihm grüßen sollen.

Aber auch der Apostel Petrus, der längst Jerusalem verlassen hatte, um in der Diaspora zu wirken, hat sich veranlaßt gesehen, die sinkende Wiederkunftshoffnung neu zu beleben. Die alte Kirche kannte eine Apokalypse des Petrus. Vielfach meinte man, sie in einer apokryphischen Schrift zu besitzen, von der sich noch einige Bruchstücke erhalten haben. Aber wahrscheinlich war damit ursprünglich einfach die Prophetie des Petrus gemeint, die uns noch 2. Petri 3 erhalten ist. Sie geht genau wie der Hebräerbrief davon aus, daß man bereits darüber zu klagen begann, die Wiederkunft des Herrn verziehe. Aber Petrus faßt von vornherein die Möglichkeit ins Auge, daß die Wiederkunft auch verziehen, und die ganze Generation, welche sie einst so sicher erwartet hatte, wie Jesus selbst, dahinsterben könne, ehe sie käme. Hatte doch Jesus ausdrücklich gesagt, daß niemand Tag und Stunde der Wiederkunft wisse, weil Gott sie sich zu bestimmen vorbehalten habe. Dann werden viele spöttisch

fragen: wo bleibt nun die Verheißung seiner Wiederkunft, mit der das Ende der Welt kommen sollte? Es bleibt ja doch alles, wie es von Anfang der Schöpfung gewesen ist. Petrus sagt, sie wollten sich nur nicht eingestehen, daß man genau so zu Noahs Zeiten sagen konnte, weil durch die Scheidung der Wasser bei der Schöpfung die Erde gegen den Untergang im Wasser geschützt schien. Und doch ging tatsächlich die ganze damalige Welt in der Sintflut zu Grunde. Aber wenn auch Gott dem Noah verhieß, daß eine solche nicht mehr kommen werde, so schließe das doch sicher nicht aus, daß der große Gerichtstag kommen werde, wo das Feuer des göttlichen Zornes auch die gegenwärtige Welt hinwegrafft. Wenn man über die Länge der Zeit klage, die man schon darauf warte, so möge man bedenken, daß Gott seine Zeit nicht nach menschlichem Maßstabe mißt und daß er mit der Herbeiführung des Endes nur verzieht, um der Welt noch eine Bußfrist zu gewähren. Sie brauchten nur dafür zu sorgen, daß er nicht auch auf ihre Vollendung in gottseligem Wandel warten müsse, so würden sie dazu mithelfen, daß der neue Himmel und die neue Erde käme, in der Gerechtigkeit wohnen wird. Es ist Tatsache, daß die alte Kirche sich an diesem Apostelwort orientiert hat und trotz des Ausbleibens der Wiederkunft nicht an ihr irre geworden ist.

Insbesondere aber hatte Christus sich seinen Lieblingsjünger erwählt, um die Gemeinde mit neuer Kraft der Hoffnung auszurüsten für die schweren Zeiten, die noch kommen sollten. Johannes scheint, sobald ihn die Nachricht von dem Märtyrertode der beiden Apostel Petrus und Paulus erreichte, sich nach Vorderasien begeben zu haben, wo beide gewirkt hatten, um ihre verwaiste Pflanzung zu pflegen. Er nahm daher in Ephesus, das schon die Geltung

der Metropole der dortigen Kirche hatte, seinen Wohnsitz. Dort war es, wo ihn eine Weisung Christi nach der kleinen Felseninsel Patmos beschied, um die Gesichte und Offenbarungen zu empfangen, welche er nachmals in seiner Apokalypse geschildert hat. Es beruht lediglich auf einem Mißverständnis von Offenb. Joh. 1, 10, wenn man noch bis heute vielfach glaubt, er sei dorthin verbannt gewesen. In der ersten Vision erscheint ihm Christus als der himmlische Hohepriester, wie wir ihn aus dem Hebräerbrief kennen, und befiehlt ihm, was ihm zu schauen gegeben werden soll, niederzuschreiben und an sieben Gemeinden brieflich zu senden. Dadurch erhält seine Apokalypse die Form eines Briefes an diese Gemeinden und schließt auch mit einem Segenswunsch wie die paulinischen Gemeindebriefe. Im ersten Gesicht wandelt nun Christus zwischen den sieben Gemeinden und befiehlt dem Seher, für den Schutzengel einer jeden niederzuschreiben, was Christus ihm von Lob und Tadel, von Mahnung und Warnung, von Drohung und Verheißung für eine jede aufgetragen hat. Ausdrücklich aber erklärt der Apostel, daß das nur ein Bild sei für das, was er bei seiner Übersiedelung an seinen neuen Wohnsitz von den Gemeindezuständen in der Kirche Vorderasiens, welche durch die sieben Gemeinden repräsentiert wird, wahrgenommen und auf Grund dessen der Gesamtheit zu sagen hat.

Wir erhalten dadurch direkte Kunde von den Gemeindezuständen in Vorderasien. Selbstverständlich waren es überwiegend heidenchristliche Gemeinden. Aber überaus merkwürdig ist, daß in Smyrna und Philadelphia noch zwei ungemischt judenchristliche Gemeinden sich erhalten hatten. Sie waren wie die Gemeinden, an welche der Jakobusbrief erging, arm und aus den niederen Ständen gesammelt; aber sie sind die

einzigen, die uneingeschränktes Lob erhalten. Die eine hat die Bedrückungen, denen sie, wie jene, ausgesetzt war, mit standhafter Geduld ertragen, die andere hat eine erfolgreiche Mission unter ihren ungläubigen Volksgenossen begonnen. Johannes freilich bezeichnet diese nicht mehr als Glieder des auserwählten Volkes, er nennt sie nur noch eine Satanssynagoge. Die übrigen Gemeinden leiden alle an mancherlei Mängeln, um dererwillen sie eben als Repräsentanten der Kirche Klein-Asiens ausgesucht sind. Auch sie haben natürlich mancherlei von ihren ungläubigen Volksgenossen zu leiden gehabt, doch scheint es nur in Pergamon zu einer förmlichen Verfolgung gekommen zu sein, in der sogar eins der hervorragenden Glieder der Gemeinde hingerichtet wurde. Es müssen also dort am Sitz des Obergerichts förmliche Prozesse wider die Christen eingeleitet sein, was in der damaligen Zeit nur auf Grund der von fanatischen Juden ausgesprengten Verleumdungen geschehen sein kann, die sie grober Verbrechen beschuldigten. Über Untreue in den Verfolgungen wird nirgends geklagt, dagegen zeigt sich im ganzen das christliche Leben im Sinken begriffen. Die Gemeinde zu Ephesus hat die erste Liebe, durch welche die Christenheit die Augen der Welt auf sich zog, verlassen; die zu Sardes gilt als eine an Glaubenseifer besonders hervorragende, und doch fehlt an ihren tatsächlichen Leistungen viel. Es gab schließlich nur wenige, die sich im Verkehr mit ihren heidnischen Volksgenossen von deren Sünden ganz unbefleckt erhalten hatten. Die zu Laodicea dünkte sich selbst eine besonders hochstehende zu sein und war über dieser satten Selbstzufriedenheit zu einer Lauheit in ihrem religiösen Leben gekommen, die das schlimmste befürchten ließ. Die in Thyatira endlich wird in den mannigfaltigsten Beziehungen gelobt, und doch kommt

bei ihr ein Mißstand zur Sprache, der gerade für die nachpaulinische Zeit des dortigen Gemeindekreises durchaus charakteristisch ist.

Wir lernen denselben zuerst kennen aus dem Briefe des Judas, der sich selbst als den Bruder des allverehrten Jakobus bezeichnet; und dieser Herrenbruder darf sich seiner wahrlich nicht schämen. Der Brief zeigt eine umfassende Kenntnis des Alten Testaments und der spät jüdischen Überlieferung, eine glühende Phantasie und eine markige Sprache, die eines gewaltigen Eindrucks nicht verfehlen kann. Der Brief ist nicht an eine ganze Gemeinde geschrieben, sondern an die treu Gebliebenen in ihr, welche er mit furchtbarem Ernst vor gewissen Leuten warnt, die offenbar schon einen Teil derselben zum Abfall bewogen hatten. Judas bezeichnet sie als Eindringlinge, die eigentlich gar nicht in die Gemeinde hineingehören, weil sie die Gnade nur zum Freibrief für ihre Zügellosigkeit brauchen und sich als die wahren Geistesmenschen über die gemeine Christenheit hoch erhaben dünken. Wir hören, wie sie selbst die Liebesmahle durch Schwelgerei entweihten, wovon wir Anfänge schon in Korinth fanden, und wie ihr ganzes Treiben den Stempel der Gottlosigkeit trägt. Judas verlangt die strengste Trennung von ihnen, da selbst der Versuch, sie zu bekehren, nur der Gefahr der Versuchung durch sie aussetze. Nur die noch zweifelnden solle man ihrer Gefährdung zu entreißen suchen. Natürlich konnte ein solcher Mißbrauch der Lehre von der göttlichen Gnade nur in heidenchristlich paulinischen Kreisen vorkommen; und daß der Verfasser sich in solchen bewegt, zeigen die echt paulinischen Anklänge in seiner Schlußermahnung.

Auf einem späteren Stadium der Entwicklung begegnet uns diese gefahrdrohende Bewegung im zweiten Petrusbrief.

Dieser Brief schließt sich absichtsvoll an die markige Schilderung der Gottlosen im Judasbrief an, diese nur erläuternd und erweiternd. Aber wir hören, daß sie bereits das Losungswort gefunden haben, mit dem sie die unbefestigten Seelen ködern. Es ist die paulinische Lehre von der Christenfreiheit, die sie, wie Paulus schon Galater 5,13 befürchtet, im Sinne einer Fleischesfreiheit mißdeuteten. Dem Verfasser erscheint das umso gefährlicher, weil mit der Leugnung der Wiederkunft Christi, die in der Apokalypse des Petrus bekämpft wird, das stärkste Motiv für das christliche Tugendstreben fortfalle. Der Brief will an dieselben Gemeinden Vorderasiens gerichtet sein, an welche der erste Petrusbrief adressiert ist. Aber die kleinen judenchristlichen Konventikel daselbst waren infolge der Wirksamkeit des Paulus in Ephesus zu großen, meist heidenchristlichen Gemeinden herangewachsen. Daher bezeichnet der Brief sie in der Adresse als solche, die kraft göttlicher Gerechtigkeit den gleichwertigen Glauben empfangen haben wie der Briefsteller und seine judenchristlichen Genossen. Da dieser Brief erst sehr spät in der Kirche erwähnt wird, haben selbst Kritiker, die zu keinerlei übertriebener Skepsis neigen, angenommen, daß ein anderer diese Ermahnungen dem Apostel in den Mund gelegt habe. Diese für die damalige Zeit völlig unverfängliche Weise wäre allerdings umso verständlicher, wenn es sich nur um die briefliche Einrahmung der uns von Petrus wirklich erhaltenen Apokalypse handelt.

Jedenfalls hat die Befürchtung, welche der Brief ausspricht, daß sich aus dem Losungswort, welches die Libertinisten für ihr Treiben anführten, sich eine förmliche Irrlehre entwickeln werde und viele verführen, sich, wie wir aus der Johannesapokalypse sehen, nur zu sehr erfüllt. In ihr

nämlich sehen wir, daß in den vorderasiatischen Gemeinden bereits eine förmliche Schule aufgetreten war, die ihre eigenen Apostel und Propheten hatte, und die der Verfasser wahrscheinlich mit einem symbolischen Namen als die Nikolaiten bezeichnet. In Ephesus hatte man diese bereits von der Gemeinde ausgeschlossen, wenn auch über dem Kampf mit ihnen die Liebe unter einander erkaltet war. Aber in der Gemeinde zu Pergamon hatte man dazu sich noch nicht entschließen können, und in der Gemeinde zu Thyatira trieb ein Weib, das sich für eine Prophetin der neuen Lehre ausgab, ungescheut ihr buhlerisches Unwesen. Hier hatte man zur Begründung desselben sogar die Behauptung aufgestellt, daß, wenn man einmal anfange, alttestamentliche Gesetzesvorschriften für giltig zu erklären, damit die ganze Gesetzesfreiheit der Heidenchristen, welche Paulus in hartem Kampf errungen, hinfällig werde. Den Anlaß dazu gab die Tatsache, daß in den vorderasiatischen Gemeinden, um den definitiven Frieden zwischen Heiden- und Judenchristen herzustellen, man die Satzungen des sogenannten Aposteldekrets, dessen Ursprung wir kennen gelernt haben, als gemeingültig eingeführt hatte. Zwar die Enthaltung von Blut und Ersticktem fiel von selbst fort, nachdem man auf Grund von Anschauungen, wie sie der Hebräerbrief entwickelt, den ganzen alttestamentlichen Opferkult als abgeschafft erkannt hatte. Aber das Essen von Götzenopferfleisch galt immer noch als der erste Schritt zur Beteiligung an heidnischen Sünden, wie sie jenes Dekret mit der Unzucht zusammengestellt hatte. Dem gegenüber erklärt der Brief an die Gemeinde zu Thyatira ausdrücklich mit geflissentlicher Anspielung auf den Wortlaut jenes Dekrets, daß Christus ihr keinerlei andere Last auferlege als die Enthaltung von diesen beiden Stücken.

Wir haben noch aus der Zeit nach der Zerstörung Jerusalems ein Zeichen, daß dieser libertinistische Unfug fortdauerte, in unserm ersten Evangelium, das nach Matthäus genannt wird. Mit vollem Recht; denn seine Grundlage bildet die älteste Matthäusschrift, deren Spruchreihen hier sogar nach der Ähnlichkeit ihres Inhalts zu größeren Redekomplexen zusammengestellt sind. Aber um diese zu einer vollständigen Geschichte Jesu auszugestalten, sind die reichen Erzählungsstoffe des Markusevangeliums damit geschickt verbunden. Nur in Einzelerzählungen, die schon in der alten Matthäusschrift enthalten waren, geht der Verfasser gern auf die bereits so geläufig gewordene Urform derselben zurück, die sie dort hatten. Das Evangelium, das nach seinem eigenen Zeugnis außerhalb Palästinas verfaßt ist, zeigt deutlich eine lehrhafte Absicht, welche auf die Juden in der Diaspora berechnet ist. Es weist nach, wie die Geschichte Jesu durchweg genau der alttestamentlichen Weissagung entsprochen habe, wie auch Jesus von vornherein nichts anderes wollte, als nach der Verheißung sein Reich in Israel aufrichten, in dem das Gesetz unwandelbar seine Giltigkeit behalten sollte. Aber ebenso klar weist es nach, wie durch die Schuld der Volkshäupter das Volk dazu verführt sei, in die Ermordung Jesu mit einzuwilligen, und wie nun der Auferstandene seine Boten nicht mehr zu Israel, sondern zu den Heiden gesandt habe, die Taufe an die Stelle der Beschneidung gesetzt und an Stelle des alttestamentlichen Gesetzes seine Gebote zu lehren und zu halten gefordert. Auch diese Schrift will also im paulinischen Sinne den Frieden zwischen den Judenchristen und der großen Heidenkirche besiegeln, und auch hier weist die Tatsache, daß immer wieder Aussprüche Jesu ausdrücklich auf die „Gesetz=

losigkeit“ gedeutet werden, darauf hin, daß sie wohl in der vorderasiatischen Kirche entstand. Ja, die Weissagung Matthäus 24, 12 ist so gefaßt, daß man gar nicht umhin kann, an die Schilderung der Gemeinde zu Ephesus in der Johannesapokalypse zu denken.

Wie die apokalyptischen Briefe der Berufungsvision uns die Zustände der vorderasiatischen Gemeinden erkennen lehren, so lassen auch die folgenden Visionen uns mannigfache Blicke in die Mahnungen und Warnungen tun, welche Johannes für notwendig hält. Denn gerade wie die alttestamentliche Prophetie will die dieses Buches nicht nur Weissagung der Zukunft sein, sondern auch Ermahnung für die Gegenwart. Aber auch ihre Weissagung ist nicht Vorhersagung einzelner Ereignisse, wie die heidnische Mantik sie zu geben beansprucht, die doch, da sie erst in der Zukunft unter völlig veränderten Verhältnissen eintreten konnten, gar nicht zu verstehen gewesen wären. Dieser Charakter der neutestamentlichen Prophetie tritt bereits klar hervor in der zweiten, der sogenannten Siegelvision (Kap. 4—7), wo Johannes die von Jesu selbst geweissagten Vorzeichen seiner Wiederkunft in großartigen Bildern vorführt. Aber aus ihr erst wird die Schilderung der Gottesgerichte, welche vor dem Ende über die Heidenwelt ergehen werden, um sie zur Buße zu mahnen, verständlich. Da von diesen Gerichten die gläubige Gemeinde natürlich verschont bleibt, werden sie lediglich nach dem Vorbilde der ägyptischen Plagen gezeichnet, von denen auch die Kinder Israels verschont blieben. In immer sich steigerndem Maße werden sie in der Posaunenvision wie später in der Schalenvision nach diesem Vorbilde mit immer grauenhafteren Farben ausgemalt. Dagegen bot für das, was Kapitel 11 über die Endschicksale des Judentums ge-

weissagt wird, schon die Weissagung Jesu die Anknüpfungspunkte. Hier wird es klar, daß Jerusalem zu des Sehers Zeit bereits von den heidnischen Heeren belagert, daß die Urgemeinde nach dem Geheiß Jesu schon aus der Stadt geflohen ist und einen Bergungsort im Gebirge gefunden hat, daß die Eroberung Jerusalems unmittelbar bevorsteht. Mit ihr beginnt die Zeit der Heidenherrschaft über das heilige Land, die als das Gottesgericht über das ungläubige Judentum betrachtet wird. Aber ihm sendet Gott immer wieder Bußmahnungen durch seine zwei Zeugen, und infolge ihrer Wirksamkeit wird, als das letzte der vorbereitenden Gottesgerichte hereinbricht, wenigstens noch ein Rest Israels gerettet, wie schon die alttestamentlichen Propheten weissagten. Die Hauptaufgabe unserer Apokalypse bleibt aber, aus den Zeichen der Zeit zu deuten, welches die spezifisch antichristliche Macht sei, die, wenn sie sich bis zu ihrem Gipfelpunkt entwickelt, die Wiederkunft Christi zu ihrer Vernichtung herbeiführen wird.

Nun steht im Vordergrund des Zeitbildes der Apokalypse die neronische Verfolgung des Jahres 64 und die Ermordung der beiden großen Apostel in den letzten Jahren Neros. Es hatte sich also herausgestellt, daß die spezifisch antichristliche Macht nicht mehr die Satanssynagoge ist, aus der Paulus einst in der Zeit seines härtesten Kampfes mit dem christusfeindlichen Judentum den Pseudomessias als den Antichrist hervorgehend dachte (vergl. 2. Thessal. 2), die für die wesentlich heidenchristliche Gemeinde im großen und ganzen keine Bedeutung mehr hatte, sondern das römische Imperium. Aber das erste Kaisergeschlecht der Julier ist mit dem Tod Neros, seines fünften Repräsentanten, dahingesunken und in der Zeit des Interregnums, wo keiner im-

stande war, zur vollen Herrschaft zu gelangen, litt das Tier, als welches die antichristliche Macht nach dem Vorbild Daniels dargestellt wird, an einer Todeswunde. Aber das ist das weltbewegende Ereignis, welches die Gegenwart des Sehers charakterisiert, daß mit der Thronbesteigung Vespasians, welcher durch förmlichen Senatsbeschluß am 20. Dezember 69 zum Kaiser erwählt wurde, die Todeswunde des Tieres geheilt war. Noch freilich zeigt das Geschlecht der Flavier nicht die Züge des Tiers, d. h. der antichristlichen Macht, aber es wird sie wieder annehmen, und die große Trübsalszeit der Verfolgungen über die Gottesgemeinde heraufführen. Mit Titus, der durch die Eroberung Jerusalems über Israel die Trübsalszeit der Heidenherrschaft herbeiführt, ist die gottgeordnete Zahl der Häupter des Tiers, wie es Daniel geschaut hat, erschöpft. Wer dann noch kommt, kann nur der Antichrist selbst sein. Aber schon steht dieser in dem zweiten Sohne Vespasians, in Domitian, von dessen Jugend man sich schlimmes erzählte, im Gesichtskreise des Sehers. Nun bricht in allen Provinzen des römischen Reiches eine große Revolution aus von der Art, wie sie in den Zeiten des Interregnums keinen Kaiser zu dauernder Herrschaft gelangen ließen, und die nach Gottes Rat einmütig gewordenen Provinzialstatthalter, die sich selbst zu Königen gemacht haben, übertragen ihre Macht an Domitian, der jetzt gegen die noch an dem siebenten Kaiser festhaltende Hauptstadt heraufzieht. Er ist es, der das letzte der vorbereitenden Gottesgerichte über Rom, das sich mit dem Blute der Zeugen Christi und den greuelhaftesten Unsittlichkeiten befleckt hat, vollzieht, wie der Seher es in großartigen Bildern geschildert hat. Dann aber beginnt Domitian die letzte große Christenverfolgung, in der das antichristliche We-

sen seinen höchsten Gipfelpunkt erreicht. Für diese Verfolgungszeit die Christenheit zu rüsten mit Mut und Todesfreudigkeit ist der Zweck der Apokalypse, aber gerade diese letzte Offenbarung des Antichrists zieht auch mit Notwendigkeit die Wiederkunft des wahren Messias herbei, der die Weltmacht vernichtet. Und weil infolgedessen der Teufel durch die Vernichtung seines Hauptwerkzeuges gleichsam in seiner Machtwirkung gebunden ist, so kann nun auf Erden das Reich Christi beginnen, wie er selbst es einst in Israel begründen wollte. Freilich ist auch dies tausendjährige Reich nur von beschränkter Dauer und muß endlich nach dem letzten Endgericht dem himmlischen Jerusalem Platz machen, das der Prophet in dem letzten seiner Gesichte mit den glühendsten Farben schildert.

Die Entwicklung der Dinge, wie sie sich der Prophet nach den Zeichen seiner Zeit denken zu müssen glaubte, hat sich nicht verwirklicht. Das Regiment der drei Flavier, die in seinem Gesichtskreis standen, ist für das Christentum im großen und ganzen friedlich verlaufen. Aber in den großen Christenverfolgungen der späteren Zeit hat sich das römische Kaisertum wirklich als die antichristliche Macht erwiesen, wie Johannes voraussah. Jesus ist nicht vom Himmel herabgekommen, um diese Macht zu vernichten, aber gekommen ist er doch, als der letzte Todfeind des Christentums bekennen mußte: Galiläer, du hast gesiegt! Das alte heidnische Rom ist nicht in Flammen aufgegangen, wie es Johannes in seinen Gesichten geschaut hat, aber von der Erde verschwunden ist es doch, als Rom der Thronsitz des neuen christlichen Kaisertums wurde. Freilich ist damit die Christusherrschaft auf Erden, wie sie die Apokalypse im tausendjährigen Reich schildert, noch nicht angebrochen, weil in dem

christlichen Weltreich mit seiner Papstkirche die Welt selbst ihren Einzug gehalten hat, und Christus muß sich auf's neue seine Herrschaft in ihm erkämpfen. Aber das Hoffnungsbild des Apokalyptikers bleibt doch das Ziel, welches durch ihr Gebet und ihre Arbeit herbeizuführen die Aufgabe der Kirche bleibt für alle Zeit. Ob und wie weit es gelingen wird, in einem einzelnen Volk oder in der Völkerwelt überhaupt das ganze Volksleben mit den Kräften des Evangeliums so zu durchdringen, daß die Macht der Sünde, die in dieser Weltzeit nie vernichtet werden kann, doch so weit gebunden wird, daß im großen und ganzen der Geist Christi zur Herrschaft gelangt, das steht in Gottes Hand. Aber das letzte Ziel der Christenhoffnung bleibt die neue Welt des Jenseits, wie sie der Apokalyptiker im himmlischen Jerusalem geschildert hat, wo der Unterschied von Himmel und Erde aufhört.

Zehn Jahre und mehr waren verflossen, seit mit dem Fall Jerusalems das Judenchristentum seine Bedeutung verlor und zur Sekte herabsank. Es gab nur noch eine Großkirche, in welcher die ursprünglich judenchristlichen Elemente unterschiedslos aufgingen. Schon stand diese da als eine weltgeschichtliche Tatsache. Da war es der griechische Arzt Lukas, den wir als vieljährigen Reisebegleiter des Apostel Paulus kennen gelernt haben, welcher es unternahm, eine Geschichte des Christentums zu schreiben. Er beginnt Lukas 3 mit dem Jahre, in welchem der Täufer auftrat und Jesus seine öffentliche Laufbahn begann, und charakterisiert es durch Aufzählung aller Machthaber in den Be-

zirken, die für die Geschichte des Christentums in Betracht kommen. Dann erzählt er die Geschichte Jesu, die er in den Rahmen seiner galiläischen, seiner außergaliläischen und seiner jerusalemischen Wirksamkeit einspannt. Den Stoff dazu bot ihm das Markusevangelium und die alte Matthäusschrift in ihrer griechischen Übersetzung. Aber er besaß noch eine unschätzbare Quelle, die wir in den vom Gebirge Juda stammenden Aufzeichnungen kennen gelernt haben. Wie er aus ihr die Vorgeschichte des Täufers und Jesu in den beiden ersten Kapiteln voranschickt, so hat er die Stoffe seiner andern Quellen nicht nur vielfach aus ihr ergänzt, sondern, wo sie ihm eine genauere geschichtliche Darstellung zu bieten schien, aus ihr ersetzt. Aber er war nicht ein kritischer Geschichtsschreiber in unserm Sinne. Er widmet sein Buch ausdrücklich seinem Freunde Theophilus und sagt in dem Vorwort des ersten Teils seines Werkes, daß er ihm damit die paulinische Lehre bestätigen wolle, in der er unterwiesen ist. Im zweiten Teil erzählt er zunächst die Geschichte der Urgemeinde nach einer jerusalemischen Quelle bis zu dem sogenannten Apostelkonzil in Jerusalem. Dann aber verfolgt er die zum Teil schon in dem ersten Teil verflochtene Geschichte des Paulus, wie er sie teils miterlebt, teils im paulinischen Kreise kennen gelernt hat, bis zum Ende seiner zweijährigen Gefangenschaft in Rom. Hier wird es vollends klar, wie der Zweck auch dieses zweiten Teils seines Werkes ein lehrhafter und erbaulicher ist. Er will zeigen, wie durch die sichtbare Leitung Christi es dahin gekommen ist, daß das Christentum von den Juden zu den Heiden, von Jerusalem nach Rom gelangt ist, wo es in der Welthauptstadt allein seine weltgeschichtliche Bedeutung erlangen konnte.

Das erste christliche Jahrhundert neigte seinem Ende zu, und noch lebte einer aus der Generation, die einst die Wiederkunft Christi zu erleben gehofft hatte, der sich darum in zwei kleinen Briefen den Alten schlechthin nennt, der Apostel Johannes. Aber er war ein sehr anderer geworden in den mehr als zwanzig Jahren, seit er seine Apokalypse schrieb. Während diese noch ganz das unbehilfliche und inkorrekte Griechisch eines Mannes zeigt, der eben erst aus dem aramäischen Sprachgebiet ins griechische übergesiedelt ist, hat er geläufig griechisch schreiben oder diktieren gelernt, wenn auch durch seinen Satzbau immer noch die aramäische Muttersprache hindurchblickt. Aber auch seinem Volk selbst, das den Messias verwarf und dafür das Gottesgericht des Jahres 70 auf sich herabzog, ist er fremd geworden. Wenn er von den Juden redet, denkt er an die christusfeindlichen Oberen des Volks oder an dieses Volk selbst, als wäre er ein Jude nie gewesen. Vor allem ist seine ganze religiöse Anschauungsweise eine völlig andere geworden. Wenn er in der Apokalypse noch überall an die alttestamentlichen Bilder und Weissagungsworte sowie an die eschatologischen Erwartungen der spätjüdischen Zeit anknüpft, so lebt er jetzt nur noch in der Gottesoffenbarung, die Christus gebracht, und durch die er ihn in eine mystische Lebensgemeinschaft mit Gott versetzt hat.

Aber auch die Zeit um ihn war eine andere geworden. In der Apokalypse sehen wir noch die Kirche in einem harten Kampf wider den die paulinische Lehre verkehrenden Libertinismus. Jetzt ist er längst von der Gemeinde ausgeschlossen. Aber eine schlimmere Gefahr hat sich in ihr selbst erhoben in der Gestalt einer Gnosis, welche den himmlischen Christus von dem Menschen Jesus schied, mit dem

er sich nur zeitweise in der Taufe vereinigte, um ihn vor dem Tode wieder zu verlassen (vergl. 1. Joh. 5, 6). Es war wohl eine Frucht jener von der schlichten Heilswahrheit unbefriedigten Spekulationen, die wir schon in Phrygien beginnen und in den Pastoralbriefen zu einem so gefahrdrohenden Umfang heranwachsen sahen. Hier handelte es sich um ein ganz neues Christentum, das sich an seinen Phantastereien berauschte und sie an die Stelle des geschichtlichen Christentums setzen wollte. Es schien fast unbegreiflich, daß aus der Mitte der Christengemeinde selbst sich diese grundstürzende Irrlehre erheben konnte. Aber Johannes beruhigt sich und seine Leser damit, daß die Irrlehrer innerlich nie wahrhaft der Gemeinde angehört hätten, daß es aus ihrem früheren Weltleben mitgebrachte Spekulationen seien, die noch jetzt der Welt allein sympathisch seien, und die sie in der Kirche zur Geltung bringen wollten.

Wir haben noch in den beiden kleinen Briefen, in denen sich Johannes als den Alten schlechthin bezeichnet, Denkmäler des Kampfes zwischen der Gemeinde und der falschen Gnosis aus einer Zeit, wo es noch nicht zur vollen Trennung beider gekommen war. Der erste Brief ist an eine Gemeinde gerichtet, in der nur noch ein Teil zu dem Apostel und seiner Lehre hielt. Auch die muß er ermahnen, sich nicht täuschen zu lassen durch solche, welche einen Fortschritt im Christentum zu bringen vorgeben und doch nur die Arbeit, welche Johannes und seine Gesinnungsgenossen an der Gemeinde getan haben, um ihren Ertrag bringen. Schon ziehen ihre Sendboten umher, aber man soll ihnen das Gastrecht und den christlichen Brudergruß verweigern, weil man sie damit als christliche Brüder anerkennen würde, während sie doch nur kommen, um den christlichen Glauben zu zerstören.

Umso mehr hatte sich der Apostel an allem gefreut, was er von den treu gebliebenen gehört. Wir hören aber aus dem zweiten dieser kleinen Briefe, daß der Apostel diesen Brief nicht durch den Vorstand an die Gemeinde hatte gelangen lassen; denn in diesem Vorstand hatte ein gewisser Diotrephes sich die entscheidende Stimme zu verschaffen gewußt, offenbar weil er selbst ein Hauptagitator für die neue Gnosis war, und es durchgesetzt, daß man den Apostel oder Sendboten und Briefe, die von ihm kamen, nicht aufnahm, sondern die, welche es taten, einfach exkommunizierte. Johannes und alle, die noch treu zu ihm hielten, wurden in der gemeinsten Weise von ihm verleumdet. Das hatte auch einen gewissen Gajus betroffen, ja er scheint, weil er Missionare, die ihm von Johannes empfohlen waren, auf's bereitwilligste aufgenommen hatte, geradezu exkommuniziert zu sein. Dafür hatten diese vor der ganzen Gemeindeversammlung des Ortes, in dem sich der Apostel befand, das erfreulichste Zeugnis über ihn abgelegt, und der Apostel drückt in dem Brief, den er an ihn schreibt, seine Herzensfreude darüber aus. Die Absicht dieses Briefes ist zunächst, ihm jene Missionare auf's neue warm zu empfehlen. Sie sind seiner Unterstützung ebenso würdig als bedürftig, da sie nur zu Missionszwecken reisen und keinerlei Unterstützung für ihre Arbeit von den Heiden annehmen. Ihm macht der Apostel Mitteilung von dem Brief, den er an seine Gemeinde geschrieben und an einen gewissen Demetrius übersandt hat, damit er ihn unter der Hand in der Gemeinde oder doch unter denen, welche er noch als seine Freunde grüßen lassen kann, verbreite. Da Demetrius noch nicht definitiv mit der offiziellen Gemeinde gebrochen hat wie Gajus, so traut dieser ihm offenbar nicht ganz, und Johannes muß ihm

ausführlich ein gutes Zeugnis ausstellen. Er verspricht, wie schon in dem Gemeindebrief, baldmöglichst selbst an den Wohnort des Gajus zu kommen, und dann will er die ganze boshafte Agitation des Diotrephes aufdecken.

Inzwischen hatte der Kampf mit dem freiwilligen Ausscheiden der Gnosis aus der Kirche geendet, der er nun als ihr erklärter Gegner gegenüberstand, wie einst die römische Weltmacht. Daher sieht Johannes in dem großen Briefe, in dem er sich nicht nennt, aber als einen Augen- und Ohrenzeugen des Lebens Jesu charakterisiert, in dieser Gnosis die Weissagung vom Antichrist erfüllt, da es ja gleichgiltig ist, ob derselbe in einer Person auftritt oder in einer Mehrzahl von Lügenlehrern. Mit dem Auftreten des Antichrists sieht Johannes aber die letzte Stunde dieser Weltzeit gekommen, da es eine schwerere Gefährdung des Christentums nicht geben kann, als wenn die Lüge unter dem Deckmantel der Wahrheit sie zu vernichten droht. Die Irrlehrer reden ja auch von einem himmlischen Christus, aber das ist ein erträumtes Phantasiegebilde. Nur der geschichtliche Jesus ist der verheißene Messias, in dem Gott den eingeborenen Sohn gesandt hat, damit er die volle Offenbarung und damit alles Heil bringe. Aber nicht etwa eine Bestreitung dieser Irrlehre gibt der Brief des Apostels. Der Gemeindekreis, in dem er bisher gewirkt, bedarf dessen nicht; denn er hat in dem heiligen Geist, den alle bei der Taufe empfangen haben, den vollen Besitz der Wahrheit und des mit ihr gegebenen Heils. Aber gerade in dem Vollgefühl, in der überkommenen Lehre, die ja in diesem Kreise wesentlich die paulinische war, alles Heil zu besitzen, hatte sich vieler ein gewisser Quietismus bemächtigt, welcher übersah, daß alles Reden von dem rechten Glauben im Gegensatz zur falschen

Gnosis, von der Gotteserkenntnis, die man in ihm habe, und von der Gemeinschaft mit Gott, in die er versetzt, eitel Selbstbetrug sei, wenn der Glaube sich nicht im Leben bewähre. Es war wieder nur ein Mißverständnis der paulinischen Heilslehre, wenn man meinte, mit der Rechtfertigung aus dem Glauben sei alles getan, weil wir durch sie sündlos geworden, und eines weiteren Strebens nach der Lebensgerechtigkeit bedürfe es nicht mehr. Man meinte sich geradezu auf Paulus selbst berufen zu können, der doch immer gesagt habe, daß unsere Heilsgewißheit nur unsicher werde, wenn man sie irgendwie von unserer doch immer unvollkommen bleibenden Übung der Gerechtigkeit abhängig machen wolle. Dagegen führt Johannes aus, wie der Herzenskündiger, auch wenn unser Gewissen uns wegen mannigfacher Verfehlungen und Mängel an unserem Heilsstande zweifelhaft machen will, doch sicher wissen werde, wie es im Grunde unseres Herzens stehe, ob unser Lieben, das unsere ganze Lebenshaltung bestimmt, ein echtes sei oder nicht. Gewiß sei in dem Doppelgebot, in welches sich alle Forderung Gottes zusammenfaßt, der Glaube das erste, schon darum, weil Christus das Liebesgebot uns erst recht verstehen gelehrt hat, und es darum ohne Glauben an ihn nicht erfüllt werden kann. Aber der Apostel beginnt seinen Brief mit dem Nachweis, daß im Licht der neuen Gottesoffenbarung, die uns in Christus aufgegangen, wir zuerst lernen müssen, unsere Sünde zu erkennen und in der Kraft der uns geschenkten Gottesgemeinschaft sie zu überwinden (vergl. 1. Joh. 1, 5—2, 5). Nicht in herzandringenden Ermahnungen ergeht sich der Brief, sondern in beschaulichen Meditationen, wie sie das Alter liebt, geht er immer wieder von dem ihm und den Lesern gemeinsamen Wahrheits- und Heilsbesitz aus, um die not-

wendigen Folgerungen daraus zu ziehen. In immer neuen Wendungen kehrt der Nachweis wieder, wie alles Reden vom Christentum Selbstbetrug oder Lüge sei, wenn dieses sich nicht im Leben bewähre. Dafür gäbe es aber nur einen Maßstab, nämlich die Bruderliebe, die alle aus Gott gezeugten Kinder mit einander verbinden müsse. Wie wenig dadurch der grundlegenden Bedeutung des Glaubens Abbruch geschieht, zeigt noch der Schluß der eigentlichen Lehrausführung des Briefs. Hier ist nicht mehr von der Liebe die Rede, zu der ja immer wieder ermahnt werden muß, sondern vom Glauben, der, wenn er sich der Irrlehre gegenüber als der echte bewährt, der weltüberwindende ist. Der aber besitzt das letzte und höchste Gotteszeugnis für seine Wahrheit in der Christenerfahrung, wonach wir im Anschauen Gottes, wie er sich uns in dem gottgleichen Sohn offenbart hat, bereits die Seligkeit genießen, die uns für das Gottschauen im Jenseits verheißen ist (1. Joh. 5, 9—12).

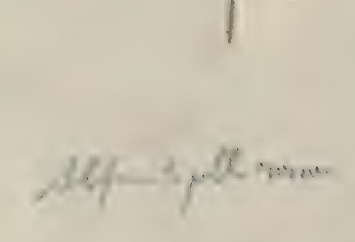
Diesen Glauben in der Gemeinde zu stärken, welcher jene selige Christenerfahrung des schon hier beginnenden ewigen Lebens mit sich bringt, ist der Zweck, zu dem nach Joh. 20, 31 der Apostel gegen Ende seines Lebens unser viertes Evangelium geschrieben hat. Er will diesen Glauben nicht etwa erst begründen; denn die ganze Gemeinde, die ihren erhöhten, gottgleichen Herrn anbetet, ist auf diesen Glauben gegründet. Er will nur zeigen, wie vom Licht seiner Erhöhung zur göttlichen Herrlichkeit aus sein irdisches Leben, das Johannes selbst als Augen- und Ohrenzeuge miterlebt, aufzufassen sei. Unmöglich kann die Kirche den heidnischen Greuel der Menschenvergötterung, der gerade zu des Apostels Zeiten im Kaiserkult seine höchsten Triumphe

feierte, in ihrem Christuskult mitmachen wollen, in dem sie ein Menschenleben, wie wir es führen, zu göttlicher Würde und Herrschaft erhoben denkt. Sein Leben war uranfänglich ein gottgleiches und ist nur in die Beschränkungen eines irdischen Menschenlebens eingegangen um seines messianischen Berufes willen. Von diesem Gesichtspunkt aus sind die Heilwunder, die Gott Jesu zu tun gab, und die Vorsehungswunder, welche sein Leben leiteten, nur Zeichen, die Gott ihm gab, damit man sein uranfänglich göttliches Wesen, das in einem Menschenleben nicht zur Erscheinung kommen konnte, erkennen könne. Von ihm aus sind die Worte ewigen Lebens, die Gott ihm zu reden gab, nur Erinnerungen an das, was er beim Vater gesehen und gehört hatte, als er noch bei ihm war, und Johannes hat sie nur wiedergegeben mit der Erläuterung und Deutung, in welcher sie die Quelle unsers Glaubens und der Gottesgemeinschaft werden konnten, die er uns vorgelebt hat. In ihm war das ewige göttliche Wort, der Vermittler aller Schöpfung und Offenbarung Fleisch geworden, damit er nun auch der Mittler der verheißenen Heilsvollendung werden könne.

Das schloß nicht aus, daß dem Apostel, wie so oft im hohen Alter, Erlebnisse mit Jesu, die über sein ganzes Leben entscheiden sollten, bis auf ihre geringfügigsten Details noch gegenwärtig waren. So wenig er eine pragmatische Geschichte Jesu schreiben wollte, da es ihm nur auf die Ereignisse ankam, in denen sich jene Zeichen der uranfänglichen Gottheit Jesu am klarsten schauen ließen, so hat er doch nicht unterlassen, irrige Vorstellungen, die sich aus der älteren Evangelienüberlieferung gebildet hatten, zu verbessern und wichtige Mängel in ihr zu ergänzen. Tatsächlich können

wir aus seinen Erinnerungen erst ein wirkliches Bild von dem Entwicklungsgang seines irdischen Lebens erhalten. Aber das Wichtigste ist, daß wir in seinem Evangelium die Gewähr haben, wie das Christusbild unseres Glaubens kein Wahngebilde ist, sondern das Erzeugnis eines wirklich geschichtlichen Menschenlebens.

Johannes ist gestorben, obwohl seine Zeit hoffte, daß wenigstens er noch die Wiederkunft seines Herrn erleben werde und dafür sogar ein Wort Jesu an ihn anführte, das nun ein Nachtrag zu seinem Evangelium richtig zu verstehen lehren mußte. Aber in Wahrheit lebt er doch unter uns fort in seinem Evangelium, das mit Recht das Lieblingsevangelium der Kirche geworden ist, weil es zeigt, daß der Christus ihres Glaubens auch der Jesus der Geschichte war.



Druck von Moritz Köhler, Brandenburg a. Havel.

